~~III. 615~~
Theol. syst. 1206.

Hat und behält der Mensch
bey und nach einem
Religionswechsel
seine gesunde Vernunft?

oder

Geschichte des ***schen Hofraths v. Maibach

welcher

von der protestantischen zur katholischen Kirche übergieng.

Zur Beherzigung für alle Zweifler.

Orandum est ut sit sana mens in corpore sano!

Berlin und Leipzig.
1816.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Der Uebertritt des hier Hofrath von Maibach genannten Herrn Hofrath von *** zur katholischen Kirche hatte in N...... sowohl als auch an mehreren Orten unsers teutschen Vaterlandes eine Bestürzung unter den Protestanten, und eine lebhafte Freude unter den Katholiken erregt. Die Freude der letzteren wurde durch dessen unglückliches Ende sehr getrübt, und als der Hofmedicus Dr. Herrmann zum Protestantismo überging, wurden diese eben so bestürzt, als Jene eine eclatante Genugthuung erhalten zu haben glaubten, weil Hermann allgemein als ein sehr gelehrter, aufgeklärter Mann, und philosophischer Kopf bekannt war. In der That war es auch ein zu merkwürdiger Wechsel der Religionen, oder vielmehr des Cultus als daß beide Begebenheiten nicht die größte Aufmerksamkeit hätten erregen sollen. Hier liefere ich zur Prüfung aller Katholiken und Protestanten so einander lieben, so das Gute ihres, und des gegenseitigen Kultus kennen, übrigens nicht übergehen wollen und aus Gründen der Vernunft wissen warum sie nicht sollen, welche unserm Maibach eine Thräne des Mitleids weihen, den Martini bedauern, und über den Wilson lächeln werden, — die Geschichte Maibachs. Es wird keine überflüßige Einleitung zu nachstehenden Briefen des Legationssecretairs Hofmaier an den Grafen von Waldheim seyn, wenn ich mittheile wie sie in meine Hände gekommen.

Beynah ein ganzes Jahr verlebte ich auf dem schönen Schlößchen des Grafen von Waldheim. Wir wurden herzliche Freunde zusammen. Gewisse Geschäfte, und sonstige Bewegursachen bestimmten den Grafen, sich, gegen seine Neigung, in die Residenz zu begeben, wo ihn der Fürst, der ihn sehr schätzte, aufzuhalten wußte. Ich zog in meine Heimath zurück, und fand allda auch Beschäftigungen, welche mich gegen meine Erwartung fixirten. Obgleich von meinem Freund viele Meilen getrennt, unterhielten wir unsre Freundschaft durch Briefe über philosophische Gegenstände.

Unter anderen wechselten wir unsre Meinungen über die Frage: ob die Bekehrungssucht Narrheit, oder Dummheit, oder Bosheit, oder sonst eine niedrige Leidenschaft voraussetze? Ueber diese Frage erhielt ich eine Menge Beiefe von dem Grafen, in welchen er mir einen großen Theil seiner philosophischen und theologischen Bekenntnisse mittheilte, unter welchen er dann auch mir seine Ansicht über den Ursprung des Bekehrungstriebs und dessen Modificationen ziemlich weitläufig auseinander setzte. Das Ganze hier mitzutheilen, finde ich nicht rathsam: darum nur einen Auszug davon.

»Die Producte der Natur, so verschieden sie auch scheinen mögen, hängen demohngeachtet in einer steten Reihe wachsender Vollkommenheiten zusammen; so daß man den Menschen zu eben der Quelle zurückführen kann, aus welcher der Erdschwamm entsprungen. Einen Beweiß davon giebt die Erfahrung, daß das vollkommenste Geschöpf durch alle Grade, auf welchen die minder vollkommnen stehen, wandern muß, bis er, der Mensch, als ein denkendes Wesen dem Ursprung alles

Daseyns nachforscht, und durch seinen Geist, von der Welt so er beherrschen lernt, gleichsam Besitz nimmt. Der Mensch entspringt aus einer unbedeutenden Masse, gleichsam aus einem flüßigen Punkt derselben, deren verschiedene Qualitäten, woraus sie bestehen muß, den organischen Körper bilden. Er wächst alsdann wie eine Pflanze heran, durchgeht alle Grade der Irritabilität und Sensibilität; wird wie das Thier durch den Instinct geleitet bis er sich seines Daseyns bewußt wird; die Welt, in welcher er lebt und handelt, erkennt, und denkt ehe er handelt. Die Natur bildet demnach eine Reihe von Dingen und Wesen, welche, von Geschöpfen, und auf unserm Planeten vorzüglich vom Menschen erkannt werden sollen; und da dieser Mensch mit allen Gegenständen seiner Erkenntniß aus einer Quelle entsprungen, so kann man sagen: daß das Erkennen und Denken mit dem Gegenstand zu einem Ganzen mit Nothwendigkeit vereinigt sey; wobey der Geist aus der Materie gleichsam heraustritt, (sich wenigstens als von ihr verschieden denkt,) um zu schauen, wo er ist; um zu erkennen, was er ist. Das deutliche Bewußtseyn bey erhaltener Freyheit nach Willkühr, vorher gefaßtem Entschluß, nach erwogenen Planen zu handeln, hebt den Menschen über andere ihm so nahe stehende Thiere zu einer so großen Höhe empor, daß man glauben könnte: die Natur habe bey ihm einen Sprung gemacht, und zwischen dem Thier, und dem denkenden Menschen eine große Lücke gelassen; welches ich aber nicht finden kann. Das Wachsen der Anlagen, welche die Geschöpfe mit einander theilen, hat ein ganz besonderes Verhältniß. Die Animalien, wozu der Mensch gehört, haben ihrer Anlage nach alle Sinne und

thierische Fähigkeiten mit einander gemein. Aber wie verschieden bilden sie sich nicht aus! besonders der Mensch; wie außerordentlich erhebt er sich nicht über den Affen, der neugebohren neben dem neugebohrnen Menschen so große Aehnlichkeit mit diesem hat! Mich dünkt, das Wachsen der Fähigkeiten verhalte sich gegen die Anlagen, wie (man erlaube mir dieses Gleichniß) die Größe der Tangenten gegen die Größe des Winkels, wozu sie gehören. Der Tangent eines Winkels von 2 Graden ist nicht viel höher als die doppelte Höhe des Tangenten von einem Grad; aber nahe an 90 Grad ist er dem Unendlichen nahe. Wir dürfen uns deshalb nicht an die äußere Bildung der Geschöpfe stoßen, wenn wir sie nach ihren Geistesfähigkeiten beurtheilen wollen. Der Mensch erscheint als ein wohlgebildetes Thier, und erhebt sich zu einem Wesen, welches er, dem Geist nach, der Gottheit ähnlich findet. Dagegen aber giebt es auch Geschöpfe, welche nur den Schein einer höhern Vollkommenheit haben. Zu diesen gehören die Insecten, welche eher fliegende Pflanzen als Thiere genannt werden dürften. Zwar haben sie eine freye Bewegung, und können, wie die Geschöpfe höherer Ordnung als die Pflanzen sind, den Ort ändern; demohngeachtet aber ist ihr Mechanismus eben so unwillkührlich als bey den Pflanzen. Die Blume einer Pflanze, und die Bienenzelle sind beide ohne Willkühr hervorgebracht.

Bey der Blume bildete die Natur aus freyer Hand; bey der Bienenzelle, dem Spinnengewebe ist das Thier ein leidendes Werkzeug in derselben; wie dann auch die Blume sich eben so unwillkührlich schließt, oder sich nach der Sonne wendet, als die Biene aus

den Blumen Honig saugt, und damit nach ihrer Zelle geleitet wird. Hiervon mehr zu einer andern Zeit.

Wenn der Mensch sich seiner Selbst bewußt wird, und die Welt außer ihm erkennt, welches ein Resultat des Denkens und Urtheilens ist, so geht folgende merkwürdige Handlung, deren Grund und Ursache unbegreiflich ist, und auch wohl bleiben wird, in ihm vor. Er unterscheidet die Gegenstände unter einander außer ihm; unterscheidet die Vorstellung in ihm von dem Gegenstand außer ihm; und unterscheidet sich selbst als erkennendes und denkendes Wesen von allen Vorstellungen in ihm, und allen Gegenständen außer ihm. Der noch tiefer denkende Metaphysiker unterscheidet sogar sich selbst, von sich selbst, wenn er sich als denkendes Wesen in die Reihe der Vorstellungen und der Gegenstände seiner Gedanken stellt, und also sich selbst denkt.

Hierdurch eröffnet sich dem Menschen eine doppelte Welt, eine, wo er nichts als Vorstellungen, Bilder, Begriffe und Ideen findet, und eine andere, wo alles Körper und Materie ist. Letztere ist die äußere Welt, in welcher er sich als ein Fremdling hingesetzt findet; erstere ist seine eigene von ihm selbst geschaffene Welt. Beide vereinigt er mit einander, indem er seine Vorstellungen und Begriffe auf die äußere Gegenstände der Erfahrung bezieht. Die Gesetze, worauf die äußere Welt beruht, findet er von seinem Willen unabhängig, es ist ein anderes Wesen, so sie, und ihn, als ein Theil dieser Welt, hervorgebracht hat; aber seine innere Welt bauet er sich selbst aus. Er urtheilt, entwirft Plane, und so wie er seine Vorstellungen von der äußern Welt auf diese bezieht, so sucht er seine vorgedachte Hand-

lungen, und aus seiner Beurtheilung entstandene Plane in der äußern Welt auszuführen, so wie er alles was er denkt, außer ihm aufzufinden sich bemüht.

So wie diese Vollkommenheit zunimmt, verschwindet aller Instinkt. Der Mensch findet sich ohne Leitung, ohne Hülfe, und siehet sich gezwungen, sich selbst Gesetze zu entwerfen, nach welchen er leben und handeln soll Wenn man hierbey erwägt, daß der Mensch, indem die durch den Instinkt leitende Hand der Natur von ihm abgezogen wird, sobald er sie erkennt: so scheint es als ob er dadurch in ein ihm ganz unbekanntes Land versetzt werde, wo er keinen Weg und Steg kennt, und auf das Geradewohl hinwandern muß in Furcht und Hoffnung. Die tausendfache Verirrungen des Geistes, die zerstörende Leidenschaften, die unglückliche Folgen der Dummheit und Unwissenheit scheinen dieses auch zu bestätigen. Allein, wenn man bedenkt wie wenig der Mensch ohne Erfahrung zu finden vermag, wie ohnmöglich es ihm fällt, das geringste zu erdenken, ohne daß ihm ein Gegenstand zum Nachdenken mitgetheilt worden, wie eigensinnig er auf vorgefaßten Meinungen beharrt und seine Leidenschaften vertheidigt; und doch sich durch Kenntnisse der Natur, in deren Inneres er eingedrungen, durch Philosophie, Künste und Wissenschaften aller Arten, Sittlichkeit, Humanität, zu einer so großen Höhe erhebt, von welcher er die Erde, im Aufschwung zur Gottheit, so er sich zum Ideal seiner eigenen, stets zu vermehrenden Vollkommenheit gesetzt hat, weit unter sich siehet; so kann man nicht zweifeln: daß auch er, bey seiner eignen Ausbildung, bey seinen Kenntnissen, Geschicklichkeiten, bey seinen

Entwürfen zur Ausführung einer sittlichen Welt, von eben der Hand geleitet werde, welche die Blume bildete und den Thieren durch Instinkt Gesetze vorschrieb; welche Hand keine andere ist, als die das ganze majestätische Universum hervorgebracht hat, und in einer fortgesetzten Schöpfung erhält.

Hiervon können wir uns, wie ich glaube, überzeugen, wenn wir erwägen: daß nichts in der Natur aufhöre und kein Gesetz derselben zu finden sey, welches nicht in eine höhere Ordnung der Geschöpfe, welche alle zusammenhängen, eingreife. Der Mensch hängt mit der ganzen äußern Welt an tausend Fäden zusammen. Vielleicht wird uns dieses durch genauere Prüfung des thierischen Magnetismus deutlicher als wir nach allgemeinen Gründen glauben. Sollten unsere Kenntnisse (deren Erlangung immer Etwas unbegreifliches ist,) die von der ganzen Welt anerkannte Lehren der Vernunft, welche sogar vom Aberglauben anerkannt, und nur ihm nachgesetzt, oder dann nicht genehmigt werden, wenn sie dem Aberglauben widerstreiten; die Sympathie, oder die Neigung, unsre Gedanken und Empfindungen in dem Kopf und Herzen anderer aufzusuchen; und das Vergnügen, wenn wir das, was wir gesucht, gefunden haben; sollte dieses alles nicht ein Beweiß seyn: daß der Mensch von der Hand der Natur nie verlassen werde? Ist dieses aber, so wollte es der Schöpfer also. Und darum dürfen wir nicht zagen, und auf unrechtem Weg zu seyn befürchten, wenn wir das Gesetz der Vernunft befolgen, nicht fürchten, den Schöpfer zu beleidigen, oder uns unglücklich zu machen, wenn wir der Dummheit, dem Aberglauben, den

Lastern und Vorurtheilen entgegen arbeiten, um uns nach dem Beyfall der Vernunft, als welche eben das in uns ist, weshalb die heilige Schrift den Menschen ein Bild Gottes nennt, zu derjenigen Vollkommenheit zu erheben, welche uns möglich, und wovon das Ideal zur Nachahmung sich so deutlich in unserm Geist enthüllet, sobald das Gefühl für das Schöne und Gute, das Verlangen nach Wahrheit in uns lebendig wird.«

Mit diesen Worten endigte Waldheim einen seiner Briefe, und setzte noch hinzu: ich hoffe, liebster Freund! daß Sie mit mir einverstanden sind, und in dieser Hoffnung sollen Sie nächstens meine Gedanken über die Bekehrungssucht unsrer, und aller Völkerschaften erhalten. In acht Tägen erhielt ich diesen Brief, welchen ich ohne Abkürzung hier folgen lasse.

Die Religion ist bey allen Völkern eine Geisterlehre gewesen. Durch sie wurden die Menschen unterrichtet, welche Geister über ihr gegenwärtiges und künftiges Leben zu gebieten hätten, was also ihr Wille sey, daß wir hier thun sollen, um dort eine glückliche Existenz zu finden. Sie lehrte die guten Geister sich zu Freunden zu machen, und die Bösen zu bekämpfen, oder sie doch zu besänftigen, daß sie uns nicht schaden. Dabey öffnet sie uns das Reich der Geister überhaupt und unser Verhältniß zu denselben. Sie trägt Geheimnisse vor, welche wir nicht begreifen können, und erst dermaleinst begreifen werden; sie versichert, daß nichts gewisser sey, als alle diese wunderbaren Dinge; und bestätigt diese Seltsamkeiten durch — Wunder; und zwar mit der Drohung: daß wer dieses alles, aller Wunder ohngeachtet, nicht glaubt, ein Narr seyn müsse, oder,

falls er dieses nicht wäre, ewig verlohren und verdammt seyn werde.

Erschrecken Sie nicht, daß ich Religion nenne, was Sie Pfafferey nennen werden; man spricht im gemeinen Leben so. Das Licht der Vernunft, welches den Weisen aller Nationen leuchtete, welches Christus für das ganze Menschengeschlecht so hoch aufsteckte, ohne welches Christi Lehre von Gott, und unsern Pflichten, eine Aergerniß und Thorheit noch seyn würde; hat noch zu wenig Köpfe erhellet, als daß man nicht die größte Albernheiten den schwärzesten Aberglauben in dem Munde des Pfaffen aller Confessionen, Religion zu nennen gewöhnt wird. Indessen wollen wir uns freuen, in einem Zeitalter gebohren zu seyn, wo sich das Licht von der Finsterniß merklich geschieden hat. Wir können noch nicht begehren, daß das Pfaffenthum mit dem jetzt lebenden Pfaffen ausgehen werde, und wahre Religionslehrer an deren Stelle kommen. Weisheit und Religion sind Pflanzen, welche sehr langsam wachsen und Blüthen bringen, zumal, wie es scheint, auch diese Pflanze nie zu gleicher Zeit bey allen Völkern auf der ganzen Erde gesegnete Früchte zu bringen bestimmt ist, weil sie nur bey der Pflege der Vernunft gedeihen kann, und diese, wie die Geschichte lehret, von einer Nation zur andern wandert.

Wenn es Christo gelungen wäre, ein wahres Reich Gottes auf Erden zu realisiren, in welchem man Gott über alles, und seinen Nächsten wie sich selbst liebte, wo jeder sich beeiferte, weise und tugendhaft zu seyn, wo Niemand wäre, der nicht gern und willig Gott gebe, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers

ist, wo denn der Kaiser auch nicht zu fürchten hätte, daß Jemand in seinem Staat sich unterstehen werde, ihn zu kränken oder gar zu demüthigen, und seiner Majestäts-Rechte zu berauben; wenn, sage ich; aus diesem Staat ein Eingebohrner sich in unser liebes Vaterland begeben würde, um auch fremde Länder kennen zu lernen, und man zeigte ihm einen Prälaten in Pontificalibus, wobey man ihm erklärte, was dieser Herr, als ein Theil der Clerisey und der Hierarchie, zu bedeuten habe: so würde er nicht gleich begreifen können, wie es zugegangen sey, daß so Etwas, welches ihm gewiß gleich einer Mißgeburt eine Verirrung der Natur scheinen würde, habe entstehen können. Um diesem Mann aus dem Reich Gottes aus seiner Verwunderung zu helfen, müßte man ihn mit der Geschichte der rohen Völker bekannt machen, und besonders ihm erklären: wie unter einem großen Haufen beysammen wohnender uncultivirter, unwissender, und dem Thierstand noch nahe stehender Menschenkinder, sich einige auszeichnen konnten, von welchen die Priesterschaft dieses Volks entsprungen, und sich (nach der bey allen Völkern, so nicht im Reich Gottes leben, gemachten Erfahrung) auch bey zunehmender Cultur, zum Trutz der Vernunft und der Gottesverehrung im Reich Gottes, unter der Nation so erhalte und festsetze: daß sie, wie ein Doppelhaken im Fleisch, nicht ohne größere Verletzung ausgezogen werden könne, sondern man es der Natur überlassen müsse, den Haken mit dem Eiter abzustoßen.

Würde dieser Fremdlig aus dem Reich Gottes von mir Belehrung suchen, so würde ich ihm nichts anders

sagen können, als ich Ihnen nun zur Prüfung: ob ich Recht oder Unrecht habe? mittheile.

Der nomadische Wilde, so schon geschickt genug ist einen Bogen zur Erlegung der Thiere, und Netze oder Angeln zum Fischfang zuzubereiten, und sich eine Hütte von Zweigen mit Erde bedeckt zu erbauen, hat doch eine Vorstellung von einem Baum, weiß, daß die Sonne wärmt und hell macht, daß der Bär brummt, daß wo er das Brummen hört, auch ein Bär vorhanden seyn müsse, u. dgl., wenn er auch nicht über 3 zählen, oder nicht begreifen kann, daß zwey verschiedene Dinge eine gemeinschaftliche Ursache haben können. Kurz er denkt, hat Gefühl, weiß seine Vorstellungen in sich von den äußern Objecten zu unterscheiden, und ist mit Lust und Schmerz bekannt.

So weit braucht der Mensch nur an Geistesfähigkeiten gewachsen zu seyn, so bemerkt er auch, daß er fühlt, ehe er handelt, daß er die Handlung oder das Werk vorher denkt, ehe er zur Ausführung schreitet; und da er seine Gefühle und Vorstellungen von äußern Dingen unterscheidet, so glaubt er auch, daß Etwas in ihm, in seinem Körper vorhanden, welches von dem Körper, der sich nach seinem Willen bewegt, unterschieden, und zwar, weil er es nicht sehen kann, völlig unsichtbar sey. Wann er nun weiter bemerkt: daß die Bäume sich bewegen, die Thiere brüllen, die Sonne wärme, so schließt er: daß in allen diesen Dingen Etwas unsichtbares vorhanden seyn müsse, so dieselbe bewege, und auf ihn Eindrücke mache, oder Gefühle errege, welche ihn zuweilen zu Handlungen bestimmen. So wie er sich von der äußern Welt umgeben findet, so hält er sich auch mit

der unsichtbaren Welt in Berührung. Indessen hat er das Unsichtbare, nur als das Inwendige des Sichtbaren kennen lernen; daher macht er den Schluß, daß wo Etwas Unsichtbares sich merken ließe, auch Etwas Sichtbares, Körperliches vorhanden seyn müsse. Hört er nun einen unbekannten Ton, fühlt er sich berührt, empfindet er in einer Höhle eine überraschende Kühle, so schreibt er dieses alles einem versteckten Ding zu, welches übrigens, wann es sich würde sehen lassen, einen Körper, und also auch eine Figur haben müsse. Bey rohen Völkern, und allen, so noch auf einer niedern Cultur des Geistes stehen, ist die Einbildung besonders lebhaft und geschäftig. Die großen Dichter sind immer den nachdenkenden speculirenden Geistern vorhergegangen, welche letztere untersuchten, was die erstern durch ihre Einbildungskraft schufen. Die unbekannten Gegenstände, welche im Wald heulten, in der Luft brauseten, in der Höhle sich fühlbar machten, erhalten bey den Wilden, oder rohen Menschen eine Gestalt, welche nach dem Gefühl so sie erregten, bald schön, bald häßlich ausfiel. Auf diese Weise theilen die rohen Völker die Welt in sichtbare und unsichtbare Wesen ein. Beide haben einen Körper und eine Figur. In beiden wohnt Etwas Unsichtbares, Etwas Unsinnliches; und erhalten die unsichtbaren eine größere Wichtigkeit, weil sogar ihr Körper unsichtbar und verborgen ist, und die Gefühle so sie erregen, (welches natürlich ist) stärker und bedeutender sind.

Da sie ihre Gefühle und die damit verknüpften Vorstellungen für eine Wirkung äußerer, theils sichtbarer, theils unsichtbarer Ursachen zu halten gewohnt

sind; so beurtheilen sie ihre Träume ebenfalls also. Ein Krampf rührt von einem bösen Wesen her, und die Traumbilder sind Erscheinungen von Dingen, welche eben sowohl als das, was sie wachend sehen, für äußere Gegenstände gehalten werden; welches Urtheil bey Menschen, so über das Vermögen der Seele sich der vergangenen Zeit zu erinnern, und Ideen, Bilder, Vorstellungen von Begebenheiten, in sich wieder zu reproduciren, noch im Mindesten nicht reflectirt haben, nicht anders als also ausfallen kann. Mehr als diesen Glauben, daß nämlich Empfindungen, Vorstellungen von Dingen und Begebenheiten, sich alle auf gegenwärtige und abwesende Objecte beziehen, und daher rühren, und zwar ohne Unterschied der Zeit; mehr als diesen Glauben, sage ich, braucht es nicht, um Kinder der Natur auf ein Leben nach dem Tod und auf mächtige Wesen, oder Götter, gute und böse, zu leiten. Je nachdem die Umgebungen, Sitten, Gebräuche, gewesen, je nachdem bildete sich die rohe Völkerschaft ihren guten und bösen Gott, ihre Fortdauer nach dem Tod.

Daß der auch noch so rohe Mensch über dergleichen Dinge reflectirt ist natürlich, und eben so gewiß ist es, daß die Resultate davon für ihn ein besonderes Interesse haben müssen. Es ist demnach, wie auch durch die Berichte der Reisenden bestätigt wird, einem rohen Volk sehr unterhaltend, wenn einer dem andern seine Erfahrungen mittheilt, wozu alle Träume und Vorstellungen eines entfernten Orts gehören. Wer hierüber am besten raisonniren kann, wer Talent hat, die einzelne zusammengetragene Facta in einen Zusammenhang zu bringen, und also seinen Brüdern dadurch Gelegen-

heit giebt, sich in der unsichtbaren Welt eben so zu orientiren als in der sichtbaren, wird für einen großen Mann gehalten, der in das Vergangene und Künftige genau zu schauen vermag, der die Geister kennt und von dem man sich Aufschlüsse der Geheimnisse in der Natur versprechen kann.

Solche wilde Philosophen werden, was gleichfalls eine natürliche nicht ausbleibende Folge ist, durch die öftern Aufforderungen, aus der andern Welt und aus dem unsichtbaren Reich dieser Welt Etwas zu offenbaren, gereizt, über die Gegenstände der Erfahrung, sowohl der einzelnen Dinge, als der Begebenheiten nachzugrübeln. Dadurch werden sie dann wirklich auf Entdeckungen, besonders bey gehöriger Aufmerksamkeit, geleitet, und erhalten Kenntnisse, welche den übrigen verborgen bleiben. — Der große Geist erhält allgemeinen Beyfall, denn wer kann ihm widersprechen, dieser Beyfall läßt ihn selbst nicht mehr an der Wahrheit, Brauchbarkeit und Nützlichkeit seiner Entdeckungen zweifeln, und der Stolz, sich wegen seiner Kenntniß so geachtet zu sehen, ist ihm ein Sporn immer mehr nachzugrübeln, nachzuforschen und Experimente zu machen. Auf diese Weise erhob sich bey allen Völkerschaften der erste Naturkundige und Philosoph, (so armselig auch beide gewesen seyn können) der erste, so ein heilsames Kraut entdeckte, aus dem Reich des Unsichtbaren und der Geister zu erzählen wußte u. dgl., zu einem außerordentlichen Ansehen; er ward der erste Weltweise, der erste Arzt, der erste Geisterkundige, Geisterbanner, der erste Vertraute der Götter, und nun folglich auch der erste Priester.

Was nunmehr, nachdem ein so großer Pansoph auferstanden war, erfolgen mußte, ist sehr leicht zu denken. Die sichtbaren und unsichtbaren Mächte wurden nach ihren wohlthätigen oder schädlichen Wirkungen von einander abgetheilt. Hatte das Volk keine große Einbildungskraft und Kühle des Verstandes, so beschäftigte man sich, und vorzüglich die großen Vielwisser, mit den sichtbaren. Sonne, Mond und Sterne wurden Götter. Dann bevölkerte man die Wälder, Berge, Flüsse, Höhlen, ebenfalls mit Geistern. Unter den unsichtbaren, ward der Geist, so donnert, blitzt, den Wind bläßt, der vorzüglichste, weil dessen Macht bey weitem die schrecklichste und unwiderstehlichste gewesen. Damit war es nicht genug: man dachte sich in allen Gegenständen, allen Bäumen und Felsen Geister. Da die unsichtbaren Geister aber nicht absolut unsichtbar, sondern nur versteckt gedacht wurden, so war es eine sehr natürliche Neugierde, die Gestalt dieser Geister kennen zu lernen. Bey dem Glauben an die Realität aller Bilder der Einbildungskraft und den Erscheinungen im Schlaf, oder wachenden Zustand, fand sich bald und vorzüglich bey dem großen Priester, Gelegenheit, dieses zu erfahren. Dieser durfte nur, im Schlaf, sich mit dem Geist, so im Wald heult, beschäftigen, und eine Fantasie von einem Ding, so zwey Beine an einem Schenkel, vier Arme, drey Augen und einen Kuhschwanz hat, über welchem ein Loch, woraus es brüllt, befindlich ist, haben; so glaubt die ganze Nation, so weit des Priesters Ansehen sich erstreckt, an diese Gestalt des Waldgeistes. Warum sollte es auch einem so vorzüglichen Seher nicht glauben, der selbst

seine Visionen für Wahrheit hält und noch nicht in Versuchung gekommen ist, das Volk durch vorsetzliche Erdichtungen, so er selbst nicht glaubt, zu täuschen. Wo auf solche oder ähnliche Weise die Gestalt der Geister nicht in Erfahrung gebracht worden, schuf man sich ein Bild von ihnen nach Wahrscheinlichkeiten. Die Luftgeister waren leicht = dünn und hatten Flügel; die Wassergeister einen Fischschwanz, die Berggeister waren scheußliche Riesen u. dgl.

In diesem rohen Versinnlichungstrieb liegt der Keim aller Hieroglyphik, als man anfing, Begriffe und Ideen zu sammeln, und die Sprache noch keine Tonzeichen für Empfindungen, Verhältnisse, Urtheile und andere Handlungen des Verstandes, neu gefundene Wahrheiten, oder entdeckte Irrthümer hatte.

Die unsichtbaren und sichtbaren Geister oder Wesen, mit welchen der rohe Mensch nicht so bald fertig werden konnte, als mit den Thieren und Pflanzen, waren ihm zwar Weltbewohner als er selbst, allein sie waren ihm theils an Macht überlegen, theils auch ihm, z. B. die Sonne, der Geist, so durch Regen die Erde befeuchtete, damit die Früchte, (so ebenfalls Geschenke eines Wesens waren) gedeihen könnten, zu nützlich und nothwendig, als daß er nicht, um sie zu guten Freunden zu erhalten, alles hätte anwenden sollen. Man brachte ihnen also Geschenke durch Opfer, erfand Feyerlichkeiten, um ihrer vermeinten Eitelkeit, ihrem Stolz zu schmeicheln. Man ehrte die guten aus Dankbarkeit, und die bösen aus Furcht, damit sie nicht schaden mögten. Endlich, als das Volk sich feste Wohnsitze gewählt, als die Hütten sich in Häuser verändert hatten,

erbaute man Tempel und Altäre, auf welchen das Bild der Gottheit als auf einen Thron gestellt wurde. Wer anders als der so von dem Geist am besten unterrichtet war, der also am vertrautesten mit ihm seyn konnte, wurde Vorsteher des Tempels; und dieses war eben der, so ich oben als den ersten Philosophen drr Wilden und ihren ersten Priester näher bezeichnet habe. Da die Opfer, so man den guten Geistern brachte, wie auch die Verwahrungsmittel gegen die Schädlichkeit der bösen nichts anders bezwecken sollten als den Willen der Geister zu lenken, welches durch Schmeicheley geschah: so verfiel man, als man den Geistern ihre schwache Seite abgemerkt zu haben glaubte, auf andere, und zwar gewaltsame Mittel. Der Wahn lehrte Geister bannen, herrufen, wegtreiben; er erfand die Zauberey, oder die Kunst, gegen die Naturgesetze Wunder zu thun. Ein solcher Wunderthäter, dem sogar Geister, mit welchen er in einem Bund stand, gehorchten, konnte vor dem Altar im Tempel nicht anders als ein mehr als gemeines menschliches Wesen angesehen werden. Groß war zwar der Sonnengott, aber wenigstens eben so groß war der, auf dessen Verlangen und Bitten der Sonnengott seine Strahlen (wenn auch nicht immer gleich, oder am nämlichen Tag) enthüllen mußte.

Wenn man erwägt, daß bey einem wilden Volk unter den Abergläubigen die Abergläubigsten zu Priestern, Jonglunes, Schamanen, (oder wie die geisterkundige, wunder- und zaubereyverständige Obere der Nation Namen haben mögen,) gewählt worden sind, für deren Kenntnisse und Ansehen Jedermann großen Respect hatte, deren Lehren Niemand bezweifelte und

in deren Kenntnisse keiner ein Mißtrauen setzte: so sollte man glauben, daß das Reich des Aberglaubens nie hätte zerstört werden können und Niemand gewagt haben würde, anders zu denken, zu glauben, zu handeln, als das Nationalclericat vorschrieb. Nichts aber, selbst die Sonne mit ihren Planeten, dauert ewig, geschweige der Aberglaube, mit so viel Wurzeln er sich auch in das Hirn eines Volkes eingenistet hat. Hier und da macht einer oder der andere Entdeckungen, so seinem Glauben widersprechen, findet Mittel gegen das Fieber oder den Aussatz, und bedarf des priesterlichen Arztes nicht mehr, und (was für die Priesterschaft am aller nachtheiligsten ist) denkt selbst und findet sowohl in der Natur als auch seinem Kopf und Herzen ganz andere Resultate, als er nach der heiligen Lehre des Tempels finden sollte. Wer nicht ganz unfähig zu denken ist, und Zeit übrig hat, über die Körper und Geister nachzudenken, stößt bald hier bald da auf einen Gegenstand, den er aus einem ihm eignen Gesichtspunkt betrachtet. Der unvertilgbare Trieb sich einander mitzutheilen, bewirkt: daß ein Jeder seine neuen Entdekkungen bekannt macht, wodurch der allgemeine Volksglaube, besonders durch die Mittheilungen aufmerksamer Beobachter und zum Denken wohl organisirter Köpfe, (dergleichen sich unter den Irokesen eben sowohl als in den europäischen Völkern in diesem 19ten Jahrhundert befinden) modificirt, und man den Oberpriester mit andern Augen anzusehen und von seiner Geisterweisheit anders als vorher zu urtheilen gewöhnt wird. Nun entsteht zwischen der Priesterschaft und dem Volk, zwischen dem Clericat und der Laienschaft, (in welche, nur

unter andern Namen, alle Völker der Erde getheilt sind,) ein Widerstreit, wobey beide Theile gleich hartnäckige Köpfe zeigen. Die Laien wollen sich nicht nehmen lassen, mit ihren eigenen Augen und Ohren zu sehen und zu hören. Sie halten ihren durch sich selbst gefundenen Glauben fest, und können (wenn sie auch noch so viel Vertrauen in die Weisheit des Priesters setzen,) doch nicht glauben: daß ein fauler leuchtender Baum, den sie mit ihren Händen begriffen haben, ein feueriger Geist sey, wenn gleich der Priester das Gegentheil beweißt und für die Existenz des feuerigen Geistes hunderttausend Zeugen aufführt.

Daß die Laienschaft, welche durch eigene Erfahrungen und Geistesthätigkeit anders als der Priester vorschreibt, zu denken gelernt hat, sich nicht von ihrer Meinung abbringen lassen will; so wie überhaupt eine selbst gefaßte Ueberzeugung eben so unüberwindlich, als das Herz unbezwinglich ist, ist dadurch erklärbar: weil der Mensch seinen Glauben eben so liebt und festhält, als seine Sinne, sein Leben, welches alles sein Eigenthum ist. Der Trieb zur Selbsterhaltung ist in der ganzen Natur unvertilgbar. Durch das Bewußtseyn werden wir an die Welt, an die Dinge, so wir nach unsern Neigungen und für unsere Bedürfnisse in Besitz genommen, und auch an unsere Vorstellungen und Gedanken, welche sich auf die äußere Dinge beziehen, dermaßen gefesselt: daß wir alles dieses eben so heftig als unser Leben vertheidigen; weil bey den Menschen Leben und Bewußtseyn einerley geworden, und es für ihn das nämliche seyn würde, wenn man ihn oder die Welt außer ihm vernichten; oder wenn man

ihn von seinen Ideen und Begiffen trennen, oder diese ihm rauben wollte. Eben so verhält es sich mit dem Priester, welcher anfänglich bey einem rohen, noch ganz unmündigen Volk, auch wohl selbst fest glaubt was er lehret, weil er alles selbst gedacht und erdacht hat, auch wohl bey seinem Götter- und Wunderglauben noch nicht Gelegenheit gehabt, einen Irrthum zu bemerken.

Was kann ein solcher Schaman, oder wie das geistliche Oberhaupt heißen mag, welches durch seine Verdienste um den Geister- und Aberglauben zu seiner hohen und höchsten Würde empor gestiegen, bey der Nachricht eines einreißenden Irrglaubens und Unglaubens anders thun, als von Herzen über den in sein Geisterreich eindringenden Feind zuerst zu erschrecken und seinen Schrecken, zum Beweiß der Gefahr, so dem Geisterreich drohe, öffentlich bekannt zu machen; die Irrgläubigen vorzuladen, ihnen ihre Irrthümer vorzustellen, zu beweisen, daß die Sonne eine Gottheit, und nun folglich auch die Gottheit die Sonne sey, mit dem Zorn dieser Gottheit drohen, begreiflich zu machen, daß wenn die Sonne nicht wieder käme, alles dunkel seyn und bleiben würde u: dgl. Hierdurch macht aber der heilige Mann seine Sache nur noch schlimmer, denn indem er mit den Irrgläubigen eine offene Fehde anfängt, nehmen andere Theil daran und erlauben sich zu prüfen: wer Recht oder Unrecht habe? und da finden sich immer Mehrere, so in aller Unterthänigkeit den Gedanken nicht verwerflich finden: daß, so groß auch die heilige Person des Priesters sey, er doch kein Privilegium für zwey Augen im Kopf zu besitzen habe;

und daß jedes Mutterkind mit Hirn im Kopf rc. rc. gebohren werde, welches man keinem um eines Priesters und aller seiner Geister willen herausnehmen könne. Mit der Zeit wird die Sache immer schlimmer für die Priesterschaft. Die Laien lassen sich nicht wehren in der Naturkunde Fortschritte zu machen, ohnmerklich winden sie die Heilkunde aus den Händen der Priester, üben sich in Künsten, denken über die Kunst, einen Staat zu regieren nach, erweitern den Ackerbau und neben diesem allen unterfangen sich einige sogar dem Priester in das Handwerk zu pfuschen, Geistergeschichten zu offenbaren und eben so geschickte Zauberer und Hexenmeister zu werden, als die heilige Priester-Kaste nur aufweisen kann.

Während die Priesterkünste und Priesterweisheit so profanirt werden, siehet der Hierophant nicht allein seine ganze geheime Wissenschaft, sondern auch sein Ansehen, seine Macht und Gewalt gestört und muß befürchten: daß, wenn dem Unfug nicht gesteuert wird, seine ganze Existenz zerstört werden würde; gegen welchen Gedanken, nach dem was ich eben hierüber bemerkte, sich seine ganze Seele empören muß. Was nun zu thun? Es bleibt dem Oberpriester nebst seinen Gehülfen majorum et minorum ordinum nichts anders übrig als sich für seinen Glauben, das Geisterreich und die geheime Wissenschaft aufzuopfern und ein Märtirer zu werden; falls nämlich er seine Ueberzeugung von dem Geisterreich und der Wahrheit seines Glaubens oder Aberglaubens nicht verlohren hat. Indessen hat man kein Beyspiel, daß ein Befehlshaber eines Tempels, um der Vernunft der Laienschaft willen ein freywilliges Opfer durch ruhige

Resignation auf einen Theil seiner Existenz gebracht habe. Wo mag das herkommen? — Nach meiner, übrigens unzielsetzlichen Meinung ist es wohl nicht möglich, daß ein Priester bey den Fortschritten des Verstandes und der Vernunft der Laienschaft nicht sollte hier und da gefunden haben, daß die Wahrheit nicht auf seiner Seite sey. Er kann sich demnach mit dem Gedanken: die Wahrheit, welche er erkenne, werde am Ende noch einen vollkommenen Sieg erhalten, nicht mehr recht trösten, um dem Spiel ruhig zuzusehen. Dabey fühlt er seinen Stolz beleidigt und müßte er kein Menschenkind seyn, wenn ihn die Herrschsucht, bey der Gefahr seine Macht und Einfluß auf das Volk, so er durch Meinungen, Aberglauben und Geistergeschichten regiert hatte, zu verlieren; nicht jede Nerve reizte, um alle Mittel anzuwenden, sein Reich zu behalten und seinen Glauben gegen die Laienschaft zu behaupten. Vorurtheile, Aberglaube, (so viel im Kopf des Priesters als vermeinte und von ihm wirklich geglaubte Wahrheit sich noch vorfindet,) Stolz und Herrschsucht vereinigen sich nun, um Maaßregeln zu ergreifen, den wahren Glauben der Kirche (denn auch dem Wilden ist die versammelte Menge um ihren Götzen, dem der Priester das Maul mit Hundsfett bestreicht, eben sowohl Kirche, als die Diöces eines europäischen Prälaten) und durch diesen ihre Existenz, Ansehen und Herrschaft zu erhalten.

Das erste was jede Priesterschaft, so viel bekannt und daraus zu schließen ist, seit Erschaffung der Welt bis auf diesen Augenblick zu ihrer Lebensrettung gegen

die vermaledeyte voreilige Vernunft der Laienschaft, angewendet hat, war der Kunstgriff: ihre Sache zur Sache der Gottheiten und mächtigen Geister zu machen. Hierbey zeigt sich nun Unvernunft und Aberglaube, vereinigt mit Stolz, Herrschsucht und andern Leidenschaften in voller Größe. Um sich nur noch ein wenig als ein vernünftiger Mensch dabey zu zeigen; um nicht als ein boshaftes, reißendes, dummes Thier zu erscheinen, (welches bey der Laienschaft, die für Freyheit des Geistes und Vernunft ein unvertilgbares Gefühl behält, Abscheu erregen muß;) stellt der leidenschaftliche, die Vernunft mit Füßen tretende Clericus dem Volk vor: es sey nichts nöthiger dem Menschen als die Religion und Gottesverehrung; von seinem sittlichen und religiösen Lebenswandel hänge dessen ewiges Wohl und Wehe ab, es sey des Menschen höchste Pflicht, die Gottheit zu lieben, deren Gesetze zu erfüllen, Tugend und Religion so viel als möglich zu verbreiten und alles zu thun, was Gott angenehm seyn könne u. dgl. Gegen diese Pflichten läßt sich nun nichts sagen und die Clerici nebst ihren blinden Anhängern würden die vortrefflichsten Menschen seyn, würden den Namen Engel verdienen, wenn sie den wahren Begriffen von Gott, als dem höchsten moralischen Wesen gemäß handelten und die Gottheit nach den Begriffen der vollkommensten Moralität darstellten. Statt dessen aber wird die Gottheit als ein leidenschaftliches Wesen, mit allen Mängeln eines erst zur Vollkommenheit wachsenden Menschen personificirt, kurz: aus dem höchsten vollkommensten Geist wird ein Götze, welchen man ohnmöglich nach Christi Lehre im Geist und in der Wahrheit anbeten

kann, sobald man über den von den Pfaffen gepredigten Gott seine Vernunft befragt.

Gott über alles und den Nächsteu wie sich selbst lieben, ist wahrlich das erste und höchste Gebot. Daraus folgt: daß ein Jeder Gott sich nicht anders als liebenswürdig denken müsse, und nichts ihm andenken dürfe, was sogar den unvollkommenen Menschen häßlich macht; daß man durch Tugend und Gottesfurcht das Reich Gottes auf Erden verbreiten müsse, ohne Gottes Rathschlüsse zu critisiren, oder ihm einen Regierungsplan des Universums vorzulegen, als welches eine Art von Verrücktheit anzeigt; daß man den, so auf Irrwege gerathen, aus Liebe auf den Weg der Tugend zurückbringe, ohne ihn zu hassen, wohl gar zu verfluchen oder die Gottheit, deren Liebe und Barmherzigkeit unendlich ist, zur Rache über den Uebelthäter aufzufordern und den moralisch Unglücklichen einstweilen, bis er in die ewige Verdammniß kommt, zu hassen, verfolgen, und wohl gar mit Exil, Schwerd, Feuer und den Tod im Wasser — zur Ehre Gottes — zu bestrafen. Den, so Gott über alles und seinen Nächsten wie sich selbst liebt, müssen solche Schandthaten empören; und ist kein Wunder, wenn der, so mit dem Geist der Lehre Christi vertraut geworden, in der ersten Hitze die meisten Cleriker verabscheut und von der Gottesverehrung, welcher sie vorstehen, nichts wissen will. Das Fundament, worauf die Priesterschaft ihr despotisches Reich der Dummheit und des Aberglaubens, unter dem Schein zu Gottes Ehre ausführt, ist: die dem Menschen noch zu sehr anhängende Unvollkommenheit, gegen seinen Bruder so mit ihm an Gedanken und Urtheilen nicht

übereinstimmt, eine gewisse Abneigung zu verspüren. Was der Sympathie der Herzen im Weg noch stehet, wird, statt es aus dem Weg so viel als möglich zu räumen, in eine leidenschaftliche Antipathie vergrößert. Man muß die Menschen so an uns glauben, uns für Heilige halten, unsere Herrschaft als von Gott befohlen, anerkennen; andere, so anders glauben, anders denken, oder wohl gar ihre Vernunft vorzüglich gebrauchen, hassen lehren: ist die Grundmaxime des Pfaffenthums und Pfaffenregiments. Ist das Herz gegen die Stimme der Menschheit taub genug, dann sind auch der Vernunft Fesseln angelegt, und der oberste Hierarch nebst seinen Mitregenten sitzen auf ihren Thronen und beherrschen ihre Sclaven. So wie jeder weltliche Regent für die Erhaltung seines Staats und seiner Regierung sorgt, so bemüht sich der geistliche Regent in allen Theilen der Erde seinen Thron zu befestigen und die Grenzen seiner Herrschaft zu erweitern. Die Maximen der geistlichen Politik sind im Grund überall die nämlichen, nur wird bald diese bald jene, hier oder dort brauchbarer befunden. In der lieben Christenheit ist die geistliche Regierungskunst, worüber ich Ihnen besonders meine Bemerkungen mittheilen werde, vorzüglich erlernt, und mit Erfolg ausgeübt worden. Alle Pfaffen außer der Christenheit können von den meisten christlichen Bischöffen und der ihnen untergeordneten Clerisey etwas lernen. Die vornehmsten Maximen, nach welchen sie in majorem hierarchiæ glorium das geistliche Staatsruder lenken, herrschen und ihre Herrschsucht erweitern, sind folgende:

1) sich zum Mittelpunkt zu setzen, von welchem alle

Kenntnisse und Glaubenslehren ausgehen. Die Laienschaft soll nur glauben und wissen, was dem Clero beliebt.

2) Sich für untrüglich halten zu lassen. Die Laienschaft soll sich nicht getrauen, sich mit dem Clericat zu vergleichen, wer besser, kenntnißreicher und vernünftiger wäre.

3) Das Glauben zu vertheidigen und es dem Wissen vorzuziehen, damit der Prüfungsgeist zurückgehalten werde.

4) Dem Glauben ohne Gründe, blos auf das Wort des Herrn über die Geister für ein untrügliches Mittel zur Seeligkeit anzupreisen.

5) Alle anders Glaubende, also auch alle andere Religionen für falsch, unrichtig, gefährlich und verdammlich zu erklären und sich für die allein seeligmachende Kirche zu halten.

6) Die Gemüther zu stimmen daß, wenn sie ja forschen sollten, sie die Geschichte des Aberglaubens und des Fanatismus, für die Geschichte der Wahrheit annehmen. Der von der Geschichte aufbewahrte alte Aberglauben, soll den gegenwärtigen bestätigen.

7) Alle Verbindungen heller Köpfe zu zerstören und aufgeklärte Männer ihren Fürsten verdächtig zu machen.

8) Ihr Reich mit Gewalt zu halten gegen die Ungläubigen in majorem Dei glorium zu wüthen; wann aber dieses nicht wohl practicabel seyn könnte;

9) Die Gemeinde des Herrn durch Bekehrungen zu

vergrößern und wenn auch die auf irdische Weisheit stolze Vernunft selbst zerstört werden sollte.

Unter allen diesen Maximen ist mir die letztere die abscheulichste. Die 8 erstern hemmen nur die Vernunft, binden nur den nach Freyheit ringenden Geist, aber die letzte zerstört denselben, wann die schon entwickelte Vernunft wieder in die frühere Bindungen dabey zurückgepreßt wird. Wenn der Fanatiker noch so sehr wüthet, so hüllt sich die Vernunft in sich selbst ein und schweigt, wenn aber der einmal Vernünftige zum Aberglauben übergeht, wenn der Freye sich in Fesseln wieder wohlgefällt, dann müssen die Gesetze, nach welchen der Geist reift, zerstört, und der Vernünftige muß ein Narr werden.

Maibachs Bekehrungs-Geschichte ist ein Beleg zu dieser psychologischen Wahrheit. Ich schicke Ihnen in dem anliegenden Fascikel die Briefe, so mir mein Freund, der Legations-Secretair Hofmaier, darüber geschrieben. Wenn Sie diese nebst der Apologie, so der Doctor Hermann wegen seines Uebertritts von der katholischen Kirche zur protestantischen sich selbst gehalten, und die ich von dem Herrn von Thurnhausen mitgetheilt erhielt, lesen wollen: werden Sie meine Behauptungen bestätigt finden.

Der Legations-Secretair Hofmaier an den Grafen von Waldheim.

Erstes Schreiben.

Maibach, oder von Maibach, weil dessen Vater seiner Verdienste wegen wenige Jahre vor seinem Tod nobilisirt wurde, war der Sohn eines gelehrten, vernünftigen, helldenkenden Vaters, und einer Mutter, welcher man, einige Schwachheiten ihres Geschlechts abgerechnet, einen gesunden Verstand nicht absprechen konnte. Um so wunderbarer also ist seine Verrückung, so sich schon in früheren Jahren ankündigte und also kein Erbfehler, wie die leidige Erbsünde, zu seyn scheint.

Der junge Maibach zeigte früh sehr viele Talente, und da der Vater an seiner Bildung nichts vernachläßigte, um ihn zu einem Gelehrten zu erziehen; der Sohn auch Merkmale eines noch unentwickelten Genies verrieth, auch an Künsten Geschmack fand: so ward er nicht allein von seinem Vater, sondern auch seinen Lehrern, für einen viel versprechenden Jüngling gehalten, der ein großer Mann dereinst werden würde.

Gegen das 18te Jahr, also bey der Periode wo sich das Geschlecht vollkommen entwickelte, ließ Maibach Spuren aufkeimender Selbstliebe bemerken, putzte sich emsig wenn er in eine gebildete Gesellschaft gehen sollte, gieng aber auch wieder zuweilen wie ein Incroyable herum, wenn er im Cirkel junger Leute Aufmerksamkeit auf sich erregen wollte. Auch fing er an einen

absprechenden Ton anzunehmen und sprach sogar klein von einigen seiner Lehrer. Auf der Akademie zu ***, welche viele große Männer in allen Fächern der Fakultäten besaß, fand der Dünkel des jungen Egoisten einen Widerstand. Er fühlte, daß er sich mit diesen großen Geistern nicht vergleichen dürfe, doch suchte er ihre Gesellschaft, weil er sich schmeichelte, ihnen dereinst gleich werden zu können. Diese großen Gelehrten konnten aber mit dem jungen Studenten doch nicht mehr sprechen als sie glaubten, daß er zu begreifen vermöge; daher kam es, daß er sich bald eben so mit den Wissenschaften vertraut hielt, als seine alten Lehrer. Der Gedanke: daß in diesen Köpfen die Wissenschaften reifer als in dem seinigen seyen; fiel ihm nicht ein. Er glaubte, jenen an Geist gleich zu seyn, ja sogar zuweilen Vorzüge in sich zu bemerken, und daß ihm nur die leicht zu erhaltende Buchkenntniß fehle, um ihnen gleich zu werden. Sein Dünkel war nicht sowohl alles zu wissen, sondern was er wußte, besser zu wissen. Daher hielt er nicht der Mühe werth, seinen Verstand, Vernunft und seine Urtheile mit denen anderer zu vergleichen; er war ein Egoist und kannte kein größeres Vergnügen, als sich mit seinen eigenen Ideen zu beschäftigen und von allem, was andere gedacht haben, abzusehen. Zum Unglück für ihn hielten viele diese Eigenliebe für ein Zeichen des Genies und der Originalität, wodurch er sogar sich sehr wohlgefiel, wenn er zuweilen den Sonderling spielen konnte.

Maibachs Egoismus war das erste Zeichen seiner Narrheit, welche bis zum Wahnsinn zunahm. Glauben Sie mir, liebster Freund! der Egoismus ist ein

sicheres Kennzeichen, wenn bey einem Menschen es im Oberhaus spucken will. Wenn auch nicht alle Egoisten Narren und Wahnsinnige werden, so ist die Selbstliebe doch der erste Anfang dazu und verräth immer einen krankhaften Zustand der Seele. Maibach hatte viel Sinn für schöne Künste und Wissenschaften, wie auch Talente und Neigung zur speculativen Philosophie. Er lernte über Malerey, Bildhauerkunst ziemlich richtig urtheilen und konnte sich vor einem schönen Gemälde mit Vergnügen unterhalten. Der Geschmack am Schönen blieb auch lange noch, als seine Speculationen und selbstgeschaffene Fantasien ihm den Kopf verrückt hatten. Eine verzeichnete Figur, ein schlechtes Colorit war ihm zuwider, aber an einer Paradoxie konnte er sich ergötzen. Daher waren Trugschlüsse zu machen eine Unterhaltung für ihn, eben so als Räthsel eine Unterhaltung für eine Gesellschaft munterer junger Leute sind. Eines Tages war er bey dem Professor L. in einer Gesellschaft, in welcher von Syllogismen und Parasyllogismen gesprochen wurde. Zufälligerweise lag die Wielandische Uebersetzung von Lucians Werken und zwar der erste Band auf einem Tischchen, welches Buch L. unwillkührlich in die Hand nahm und bey pagina 342 aufschlug. Hier, sagte L., finde ich zufällig auch einen Beweiß, welche große Liebhaber die Alten von Verirschlüssen, wie sie Wieland nannte, gewesen waren; und las aus der an dem angeführten Ort befindlichen Note Wielands, folgenden Verirschluß vor:

»Ein Philosoph sagt zu einem Bauer, der im Be»griff ist sein Korn zu schneiden: ich will dir beweisen, »daß du dein Korn nicht schneiden wirst und was noch

»mehr ist, daß es gar nicht möglich ist, daß du es je»mals schneidest. — Den Beweiß mögte ich wohl hören »sagt der Bauer. — So merke auf, spricht der Philo»soph. Du wirst dein Korn entweder schneiden oder »nicht schneiden; nicht wahr? — B. Eins von beiden, »Ja! — Im ersten Fall, (wenn du schneiden wirst,) »wirst du also nicht entweder schneiden oder nicht schnei»den, sondern du wirst schneiden. — B. Das ist klar. »— Im andern Fall (wenn du nicht schneiden willst) »wirst du ebenfalls nicht entweder schneiden oder nicht »schneiden. — B. Versteht sich! — Also ist nicht wahr, »daß du entweder schneiden oder nicht schneiden wirst, »sondern du kannst gar nicht schneiden.«

Nun was dünkt Ihnen von dieser Weisheit? sprach L., zu unserm Maibach: hat es nicht eben so verschrobene Köpfe unter den alten bärtigen Philosophen gegeben, als heut zu Tag unter unsern unbärtigen?

Verschroben mögte ich diese Philosophen doch nicht nennen, antwortete Maibach; denn daß dieses Scherz gewesen, ist offenbar; und hat ein solcher Scherz doch den ernsthaften Vorzug, daß er ein Scherz des Verstandes ist, der den witzigen und satyrischen Philosophen nicht zu Gebot steht. — L. lächelte, antwortete aber nicht weiter, sondern legte das Buch hin und fing von einem ganz andern Gegenstand zu discouriren an.

Diese Anecdote hat mir Professor L. als ich ihn vor einigen Jahren kurz nach Maibachs Uebertritt zur katholischen Kirche bey meiner Reise durch *** besuchte und ihm seine und seiner Frau Religionsveränderung erzählte, selbst mitgetheilt. Er äußerte sich auch damals schon: daß er auf die Festigkeit und Richtigkeit

des Verstandes Maibachs nie viel vertraut und solche sehr bezweifelt habe, besonders da dessen Briefe, so er zuweilen, bis er katholisch geworden, an L. geschrieben, immer mehr verrathen hätten: daß er, Maibach, mit seinem Verstand mehr gespielt als ihn benutzt habe und eine auffallende Schwäche desselben in seinen gelehrten Schreiben hervorgeleuchtet. Unter andern beklagte Maibach in einem der letztern: daß er bey Auflösung eines Problems sich mehr als ehemals anstrengen müsse und ihm der Trug eines Schlusses nicht mehr so schnell in die Augen falle. Auch theile er dem Professor L einen noch anf der Akademie gemachten Vexirschluß mit, so er unter seinen Papieren wieder aufgefunden, und ersuchte denselben, ihm doch seine Meinung zu sagen: woher es wohl komme, daß er die größte Anstrengung den von ihm selbst versteckten Trug nicht wieder finden könne? Maibachs Sorites und Vexirschluß, so L. mir mitgetheilt, ist dieser:

»Entweder bist du auf der Erde, oder an irgend einem andern Ort.

»Bist du an irgend einem andern Ort, so bist du nicht auf der Erde.

»Bist du nicht auf der Erde, so ist auch nicht wahr, daß du auf der Erde bist, sondern wahr ist: daß du auf der Erde nicht bist.

»Wollte man nun annehmen, oder behaupten: daß du auf der Erde nicht seyest, so ist dieses nicht wahr, denn wahr ist das Gegentheil von dem, daß du nicht auf der Erde bist.

»Das Gegentheil von auf der Erde nicht seyn ist aber: sich auf der Erde wirklich zu befinden.

»Wenn du also an irgend einem Ort außer der Erde seyn solltest, so ist dieses nicht wahr: denn du bist auf der Erde.

»Gesetzt aber ich sage: du seyest auf der Erde! so gilt das was vorhin von der Erde demonstrirt worden, nun von jedem andern Ort; und du befindest dich nicht auf der Erde, sondern an jedem andern Ort.

»Da nun wahr ist, daß wenn du wirklich existirst und du auf der Erde bist, dich an jedem andern aufhälst; — und wann du an jedem andern Ort außer der Erde dich befindest, doch auf der Erde vorhanden bist, so ist auch wahr, daß du an allen Orten in der Welt zugleich bist.

»Dieses ist nun möglich oder unmöglich.

»Sage ich: es ist möglich! so ist die Möglichkeit nicht möglich, denn es ist unmöglich, daß du an zwey Orten zu gleicher Zeit vorhanden bist:

»Diese Unmöglichkeit ist aber nur scheinbar.

»Wollte man behaupten: es sey unmöglich! so kann diese Unmöglichkeit nur dadurch dargethan werden, daß bewiesen wird: du seyest gar nicht vorhanden, weil, sobald ich deine Existenz annehme, auch aus dem vorbesagten erhellet: daß du auf der Erde und an jedem andern Ort zugleich existirst.

»Weil du aber wirklich auf der Erde erscheinst und deine Erscheinung eine wirkliche und keine scheinbare Erscheinung ist: so ist dein Daseyn eine Existenz, welche, wenn sie wirklich und nicht blos mög-

lich gedacht wird, eine Unmöglichkeit voraussetzt, welche eintritt, sobald du wirklich bist.

»Denke ich dagegen deine Existenz blos möglich: so ist deine wirkliche Existenz eine mögliche Unmöglichkeit.

»Und also giebt es eine mögliche Möglichkeit und eine mögliche Unmöglichkeit. Einfolglich auch; eine unmögliche Unmöglichkeit und eine unmögliche Möglichkeit.

Maibach hielt die Syllogismen für ein untrügliches Mittel, die Wahrheit zu erkennen. Seine Logik war ihm gleichsam eine Stimme eines untrüglichen Orakels. Daher suchte er alles in eine logische Form zu bringen und hielt die Gegenstände seiner Erkenntniß vorzüglich um der logischen Form willen für wahr, ohne deren Inhalt nach dem Beyfall der Vernunft gehörig zu würdigen. Er glaubte, daß der Mensch alles begreifen könne; und was unbegreiflich wäre, sey entweder falsch und unwahr, oder gehöre in die Categorie der Wunder. Die Trugschlüsse waren ihm deshalb nicht sowohl Unsinn als vielmehr Zweifel gegen eine versteckte Wahrheit: daher er vernünftig zu handeln glaubte: wenn er alles versuchte, die einander widersprechendsten Begriffe mit einander zu vereinigen.

Wie es mit Maibachs Philosophie ausgesehen, können Sie, werthester Freund, schon aus diesem Wenigen beurtheilen. Er gefiel sich wenn er im Dunkeln wühlen konnte, im Hellen fand er keinen großen Reiz, seinem Geist Unterhaltung zu verschaffen. Er grübelte gern um zu grübeln, und da er von gelehrten Dingen, von Künsten und Wissenschaften viel zu reden wußte,

so ward er für ein seltenes Genie gehalten; wodurch sein Egoismus, sein Wahn alle Vernunft beynah allein zu besitzen und mit andern sich zu vergleichen entbehren zu können, so in ihm wurzelte: daß er sich selbst für ein Criterium der Wahrheit hielt. Eine geometrische Demonstration war bey ihm um so evidenter, als er sich ihrer bewußt war. In ihm lag das Urtheil, ohne daß er es wußte: daß ein Gott ist; daß in einem Triangel nicht mehr als ein rechter oder stumpfer Winkel seyn kann, ist wahr; und um so mehr wahr: weil ich Friedrich von Maibach es für wahr halte.

Hofmaier an von Waldheim.

Zweytes Schreiben.

Bey so manchen geheimen Geistesschwächen kam Maibach als ein vielversprechender Mann von Akademien zurück. Sein beweglicher Geist gab ihm die Außenseite eines fröhlichen, muntern Menschen; und weil er gern grübelte, also bey Männern von aufzulösenden Aufgaben sprach: so wurde er als ein sehr gelehrter Mann geschätzt, welcher Ruf dadurch vergrößert wurde, daß seine Neigung zum Grübeln ihn oft von solchen Dingen reden ließ, worauf viele noch keine Aufmerksamkeit verwendet hatten. Man glaubte deshalb, daß er mehr wisse als sehr viele andere, und hielt ihn für einen großen Denker, weil er gewöhnlich da ein lebhaf-

tes Interesse an der Unterredung nahm, wo man sich von Auflösungen eines Problems, von nicht genug bekannten Dingen unterhielt, wobey also jeder Freyheit hatte, seine eigne Ansichten mitzutheilen. Niemand glaubte, daß seine Wißbegierde, sein Studiren mehr unseliges Bemühen Geheimnisse aufzufinden als Dunkelheiten aufzuhellen sey. Einstmal war die Rede von Hexen und Gespenstern, wobey Maibach sich zwar laut und auch consequent über den alten Aberglauben an diese Unholden äußerte, am Ende aber doch als das Resultat seiner Urtheile den Gedanken fallen ließ: daß man hier, wie gewöhnlich überall, die Linie nicht scharf genug gezogen habe, und daß das was man Hexen und Gespenster nenne, aber kein Unding sey. Auf die Frage: ob er dann Hexen und Gespenster glaube? antwortete er mit einem etwas zaghaften Ton: das wohl nicht! aber ich glaube, daß der denkende Mensch sich zu einem Princip machen müsse: nichts in der Welt gerade hin als Trug und Aberglauben zu verwerfen. Einer aus der Gesellschaft fand diese Maxime eines Lessings würdig, aber der alte Rector des Lycäums, so auch zugegen war und nie recht das junge Genie loben wollte, so sehr er übrigens auch Maibachs Freund war, antwortete: nur nicht in das Dunkele! Ein anderer, der nicht zur Zunft der Gelehrten gehörte, ein wegen seines natürlichen, gesunden Verstandes und treffenden Witzes sehr geachteter Handwerker und Mitglied des Stadtraths äußerte auf die Frage: wie ihm Maibach gefiele? Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen einem gelehrten und einem gescheuten Mann!

Die Liebe Maibachs zur Mystik war der Beweg-

grund, daß er sich in der Loge zu *** zum Freymaurer aufnehmen ließ. Man glaubte ein Mitglied aufgenommen zu haben, wozu die Loge sich Glück wünschen könne; und wurde er auch seiner ihm angedachten Verdienste halben nach Ablauf eines Monats schon zum zweyten Grad befördert, welcher Einheimischen erst nach einem halben Jahr ertheilt wird. Wie es ihm in der Loge gefallen und was er von der Freymaurerey geurtheilt, erhellet aus einem an einen Bruder gerichtetes Schreiben, so ich Ihnen hier mittheile.

»So angenehm mir es ist ein Maurer zu »seyn, so kann ich doch nicht sagen, daß mir an »der Maurerey genügt. Die Stunde meiner Auf»nahme war mir die wichtigste und wird mir, ge»wisser Ideen wegen, so mich dazumal belebten, »unvergeßlich bleiben. Die imposante Vorberei»tung, die Finsterniß, die Erwartung was ich se»hen werde, wenn die Binde fällt, — dieses wa»ren Momente wo manches Saamenkorn ausge»streut worden, das in meinem Geist und Herzen »gekeimt ist. — Aber ich fand mich nicht befrie»digt, als die Loge geschlossen wurde; ich erwartete »beständig noch Etwas mehreres. Was soll ich »aus den Hieroglyphen machen, so die Hierogly»phen der Alten, besonders der Aegyptier weit »hinter sich zurücklassen! Und das Resultat von »allem: Lerne dich selbst, lerne die Welt kennen! »Sey ein Christ, ein getreuer Bürger und Unter»than! finde im Wohlthun deine Glückseligkeit! »und dergleichen mehr: — was bin ich dadurch, »daß man mir dieses gesagt hat, besser und ein-

»sichtsvoller geworden? Weiß nicht dieser [illegible] »gebildete Mann ohne Maurer zu seyn? Man »hat mir zwar zu beherzigen gegeben: daß die freye »und freywillige Vereinigung der Menschen zu mo»ralischen Zwecken, wie die Maurer sich vorstecken, »eine wichtige Begebenheit für die Menschheit sey, »daß eben dadurch sich offenbare: der Trieb zur »Tugend, zur Humanität sey dem Menschen vom »Schöpfer angebohren und keine Macht, keine »Tyranney könne diesen Trieb in unserm Geist und »Herzen unterdrücken; es müsse demnach jedem »weisen und tugendhaften Menschen höchst erfreu»lich seyn, wenn er sich durch die Existenz einer »solchen Gesellschaft überzeuge: Wahrheit, Weis»heit und Tugend sey kein leerer Traum. Alles »gut! lieber Bruder! ich stimme ganz bey: nur »aber finde ich nicht, daß man Weisheit, Wahr»heit und Tugend in den Logen so behandelt, wie »sie behandelt werden müssen, wenn sie Mysterien »seyn sollen. Hat der Meister vom Stuhl mir nur »eine Linie breit den Schleyer höher gelüftet, der »die Wahrheit umhüllt? Alles was ich gehört und »gesehen, war so natürlich und deshalb so kühl, »daß ich mich nach Wärme sehne. — Demohnge»achtet aber werde ich den Bund lieben, weil ich »glaube, daß der Schurke allda am wenigsten ein »Schurke seyn kann; übrigens werde ich ein treuer »Bürger seyn und bleiben, Gott durch die Reli»gion kennen lernen und durch die Physik und »Chemie nähere Aufschlüsse in das wundervolle »Reich der Natur zu erhalten suchen! — Liebster

»Bruder! alles in der Welt ist wunderbar. Die »Natur ist ein Wunder, und die wahren und ei= »gentlichen Wunder waren und müssen Wunder der »Wunder seyn. Sind wir geschaffen zu erkennen »und Offenbarungen zu erhalten, so haben wir »nichts anders als Aufschlüsse über Wunder zu er= »warten. — Sehen Sie, liebster Bruder! warum »mir ohnmöglich die Maurerey genügen konnte, »welche ich jedoch standhaft ewig lieben und gegen »alle boshafte Anfechtungen, gegen nachtheilige »Reden um so vieler rechtschaffenen Brüder willen »vertheidigen werde. Sollte der Meistergrad mir »mehr seyn, als die beiden erstern, so werde ich »einer der ersten Arbeiter zu seyn mich bemühen. »So viel ich davon ahnden kann, ist er vollkom= »men geschickt, ein Mysterium zu seyn. Vielleicht »finde ich allda Etwas, wo ich es nicht gesucht habe.«

Von dieser Zeit an beschäftigte sich auch Maibach mit Physik und Chemie, und seine vertrauten Freunde wollen auch eine strengere religiöse Denkungsart an ihm bemerkt haben. In einer Gesellschaft ward über die Verdienste Luthers gesprochen, wo einer der Anwesen= den die Strenge und Hitze des Reformators tadelte, mit welcher er die päbstliche Bulle verbrannte. Schnell erwiederte Maibach: »ob Luthers Hitze in foro ex- »terno zu tadeln sey? will ich nicht entscheiden: aber »jeder Protestant ist schuldig, alles was der große Mann »gethan hat, zu ehren. Ihn trieb ein höherer Geist, »als wir glauben können. Hier stehe ich! sprach er »vor Kaiser und Reich, ich kann nicht weiter! Gott »helfe mir! Amen! — Mir erregen diese Worte stets

»einen Schauder, wenn ich mir den Luther vor seinem »Kaiser stehend denke.« — Von dieser Zeit an hing Luthers Bildniß, welches zuvor das Schlafzimmer einer Tante geziert, in seinem grau tapezierten Musäo.

Hofmaier an von Waldheim.

Drittes Schreiben.

Ehe ich zu einer merkwürdigen Epoche in dem Leben Maibachs komme, muß ich Ihnen noch Etwas von ihm als Freymaurer mittheilen.

Maibach erhielt einen Besuch von zwey Brüdern, so ihn im Namen der Loge baten: sich nicht zu lang von seinen Brüdern entfernt zu halten. Er besuchte auch die Logen fleißiger und ließ sich zu dem Meistergrad befördern. Am andern Tag nach seiner Beförderung ging er zum Meister vom Stuhl, gab ihm die Hand und sagte: Schön! im Dunkel leuchtet das Licht. Ich werde mich bemühen, das Dunkel, wo das Licht ist, aufzufinden. — Mich freut es, antwortete der Meister vom Stuhl, wenn Sie gefunden haben, wo das Licht im Dunkeln leuchtet, wo alsdann Ihnen nichts mehr dunkel seyn wird. Licht! Licht! verlangt der Maurer. Das Licht der Vernunft ist es, so unsern Tempel erleuchtet.

Aber, erwiederte Maibach, das Licht selbst ist dunkel, daher habe ich gestern deutlich gefühlt, daß das

Licht im Dunkel ist, welches wir aus seiner eigenen Dunkelheit hervorbringen müssen.

Der Meister vom Stuhl sah ihn an und wußte nicht was er antworten sollte.

Wir verstehen uns nicht! sagte Maibach. Auf ein andermal mehr hiervon! — Hierbey drückte er dem Meister vom Stuhl die Hand und ging nach Haus. — Noch einigemal kam er in die Loge und nie wieder, woran ein Gespräch mit einem Bruder, der nie genug Licht bekommen konnte, Schuld war. Dieser und ein anderer, durch welchen die vorgefallene Unterredung bekannt geworden ist, besuchten Maibach, und als das Gespräch auf die Maurerey kam, fragte

Hermann*): Warum besuchen Sie die Loge nicht mehr? gestern war Meisterloge.

Maibach: Ich werde wiederkommen, wenn ich für das Licht, so dort leuchtet, mehr Bedürfniß fühlen werde.

H: Aber ernstlich von Maibach! was halten Sie von der Maurerey?

M: Was der große Friederich von ihr gehalten. Für ein großes Nichts.

H: Wie? ein großes Nichts?

M: Kein nihil absolutum; denn der Zweck ist edel, — die Sache rein und schön, — der Brüder Wunsch die schöne Sache zum edlen Zweck zu bringen, ein erhabener Wunsch: darum nenne ich sie groß. Aber weil man doch alles seyn kann, was die Freymaurer seyn wollen, ohne

*) Dieser war ein Verwandter des Dr. Hermann, von welchem noch in der Folge die Rede seyn wird.

aufgenommen zu seyn: so halte ich die Maurerey für ein Nichts. Wer wird einen Berg durchgraben, um so viel Steine zu finden, als er auf jedem Acker zusammenlesen kann.

H: Ich gebe ihnen Beyfall. Ich habe geglaubt im dritten Grad Etwas für gewiß zu erfahren, was ich bisher nur geglaubt habe. Helle muß es in der Seele werden, sehen muß ich, wenn ich zufriedengestellt werden soll! — und da schwatzt man mir wieder vom Glauben, von der Hoffnung . . . . Licht! Licht! sonst glaube ich am Ende gar Nichts mehr.

M: Sie haben Recht! das Licht ist im Dunkeln und also habe ich erwartet irgend einen Wink zu erhalten, wo ich das Dunkele finden soll, in welchem ich das Licht zu finden hoffe.

H: Ich werde nicht viel mehr in die Loge gehen.

M: Und ich auch nicht.

Ich aber, fiel der dritte ein, und werde mich freuen die Bäume näher kennen zu lernen, so mir den Wald bilden. Von euch beiden aber sieht der eine: den Wald vor Bäumen; und der andere: die Bäume vor dem Wald nicht.

Diese Einrede gab Gelegenheit zu einer weitläufigen Disputation, so aber zur Folge hatte, daß Hermannn die Logen nur um der Tafeln willen, Maibach aber gar nicht mehr besuchte.

Maibach galt in der ganzen Stadt für einen rechtschaffenen, aufrichtigen und gelehrten Mann, was er auch war; und da man bey einem Gelehrten gewöhnlich auch Geistesfreyheit und Aufklärung erwartet, für

einen Philosophen, welcher sich mit seiner Vernunft über sichtbare und intelligibele Dinge erheben, über alles unbefangen urtheilt und zu keiner Fahne des blinden Glaubens und der Schwärmerey schwört. Wie mußte demnach nicht Jedermann erstaunen, als bekannt wurde: Maibach sey ein Betbruder geworden und besuche die frommen Versammlungen. Niemand wollte begreifen können, wie dieses zuging und geschehen konnte? Vielleicht ist Ihnen dieser Uebergang auch nicht deutlich genug: deswegen theile ich Ihnen meine Ansichten darüber mit. Zuvor aber eine kurze Beschreibung der Betbrüdergesellschaft.

Diese Menschen kommen zu gewissen Zeiten, einige recht kreuzfromme täglich, einige minderfromme wochentlich, auch wohl nur monatlich, oder zu bestimmten Zeiten zusammen, um zu singen, zu beten und sich durch (ihrer Meinung nach, religiöse Vorträge zu erbauen. Ehedem hatten sie einen Fond, (haben ihn auch wohl noch) so die Heilandskasse hieß, aus welcher sie die frommen Dürftigen unterstützten; wie sie dann zur Erhaltung ihrer Gemeinde ihren dürftigen Brüdern und Schwestern sehr behülflich sind. Dieses wäre nun ganz gnt, ja löblich, wenn ihre Frömmigkeit nicht Schwärmerey und ihre Wohlthätigkeit nicht Eigenliebe wäre. Sie halten nur denjenigen des Lebens und also auch der Mittel zum Leben würdig, welcher die Vernunft gegen die Schwärmerey vertauscht hat. Der erste und letzte Gegenstand ihrer Schwärmerey ist Christus, dessen wundervolle Geburt, wundervolles Leben und blutiger Versöhnungstod, — Christus der göttliche Prophet, der erste aller vernünftigen Menschenkinder, der seinen

Brüdern Gott geoffenbaret hat, ohne sie auf Flügeln der Schwärmerey in eine eingebildete Welt zu versetzen, welche ein Idol schwärmerischer Fantasten ist. Wohl uns, liebster Freund! wohl einem Jeden, der Christum, ohne ihn als Gottessohn, als Wunderthäter, als übermenschlich zuerst kennen gelernt zu haben, durch seine Vernunft so erkannt hat: daß er mit vollem Beyfall des Herzens das Zeugniß jenes römischen Soldäten bey seiner Kreuzigung mitunterschreiben kann: »er ist ein »frommer Mensch gewesen und Gottes Sohn.«

Die Schwärmer der Frömmigkeit denken von dem in ihrer Fantasie schwebenden Christus gerade das Gegentheil und sind wie alle religiösen Enthusiasten heftig, und kleine Fanatiker, so tief sie auch den Kopf hängen, und christliche Demuth, Sanftmuth und Geduld heucheln. Wehe dem der nicht von ihrer Parthey, oder gar ein Ungläubiger ist, und dessen Schicksal oder Lebensglück in ihren Händen steht! Die hiesige Gemeinde ist auch so orthodox, daß sie als ächte Protestanten, die Katholiken, welche (nach ihrer Meinung) im Finstern wie die blinden Heiden leben, gar nicht bey ihren Versammlungen zulassen. So orthodoxe Lutheraner und Calvinisten sie auch seyn wollen, so hat doch jeder die Erlaubniß über Christum zu schwärmen, wie es ihm beliebt, und merkwürdig ist: daß alle sich bey dem Namen Jesus Christus! eben so bewogen finden sich zu bücken und die Augen zu verdrehen; als ein jeder die Schwärmereyen des andern als Worte voll Salbung mit Andacht und Entzücken anhört. Christus, und ihre oft tolle Schwärmereyen haben einen gleichen Werth bey ihnen. Das mancherley Gute des H. Geistes, (sagen

sie,) kann nie zu viel seyn und die Apostel haben mit allerley Zungen gesprochen. Da nun jeder nach seiner Weise, so viel er will, zu schwärmen die Erlaubniß hat: so kömmt das buntscheckigste Zeug heraus, wenn man die einzelnen Schwärmereyen zusammen denkt. Einige Erzfromme glauben in dem geistlichen Galimatias ein Merkmal des H. Geistes zu finden, weil die profane Juden und Heiden in Jerusalem, auch die Apostel voll süßen Weins gehalten haben. Der eine dessen Einbildungskraft nicht productiv genug ist, hält sich an das Bild des gekreuzigten Christus. Ein anderer schwärmt über das Blut und sieht den Heiland auf einem Berg liegen, aus dessen Wunden Ströme Bluts sich über die Welt ergießen. Einem dritten, vierten, fünften, ist Christus ein Lamm, ein Pelikan, ein Täubchen, ein Hirsch, ein Bräutigam, eine Braut u. dgl. Einige wechseln mit diesen Bildern beständig, daß man sie für völlig wahnsinnig halten mögte; andere aber haben sich vorzüglich an gewisse Bilder gewöhnt, daher einer dieser Frommen sich über die Unfruchtbarkeit seiner Fantasie beklagte, weil er sich Christum fest nicht anders als vom Teufel versucht, oder auf einem Esel reitend vorstellen könne. Wer von dem Geist getrieben wird, hat die Erlaubniß aufzutreten und zu sprechen. Man hört dem inspirirten Prediger meistens andächtig zu. Zuweilen auch wenn der Geist der Gemeinde zu stark treibt, geht über diese und jene Zunge wessen das Herz voll ist. Je nachdem nun die Bilder in einzelnen Köpfen lebhaft sind, je nachdem wird intonirt. Wenn z. B. einer anfängt: O! wie hat der Herr die Leute so lieb! so hört man aus verschiedenen

Gegenden nachhallen: wie der Hirsch schreyet nach frischem Wasser! — gleich wie sich fein ein Vogelein! — in deinem Blut will ich mich baden! — ich suche in meinem Bette den meine Seele liebt! u. dgl. Ja einige treiben die Allegorie und Metaphore aus dem hohen Lied so weit: daß wirklich zu verwundern ist, wie die Frömmigkeit an Obscenitäten ein Belieben finden kann. Man hat überhaupt bemerkt, daß unter den Frommen viele Wollüstlinge sich befinden und sind auch die abscheulichsten Ausschweifungen unter ihnen nicht unbekannt geblieben. Nicht allein aber die Leidenschaft der Geschlechtsliebe, sondern auch der Zorn, die Rachsucht, der Geiz und alle Leidenschaften sind bey einigen Individuis in so hohem Grad zu finden, daß diese oft selbst nicht begreifen können, wie sie bey dem in ihnen wohnenden H. Geist so wollüstig, zornig 2c. seyn können und glauben sich zuweilen entweder vom Teufel versucht, oder (wenn ihr Zorn, ihre Rachsucht einen Nichtfrommen zum Gegenstand hat) vom H. Geist getrieben, dem Kind Belials nach Verdienst zu begegnen. Dieses ist nicht unerklärbar. Bey den Frommen hat das leidenschaftliche Gefühl die Oberhand; die Vernunft, welche sonst diese wilden Rosse zügelt, hat wenig oder gar keinen Einfluß. Es ist also natürlich, daß die Temperaments-Neigungen durch die unbezähmten Fantasien beständig gereizt werden müssen, und bey der Vorstellung des Crucifixes eine reizende Magdalena sich unter das Kreuz stellt; oder der Gedanke an Christum als Vorbild zur Nachahmung kein anderes Bild von ihm in der Einbildungskraft producirt, als wie er mit der Geisel in der Hand die Krämer aus dem Tempel

jagt. Das Schiboleth, woran sich alle unter einander als Brüder, Freunde, Mitgenossen des neuen Jerusalems, des himmlischen Hochzeitmahls, zum höhern Schauen Berufene erkennen, ist das innere Licht. Alle Schwärmereyen entstehen dadurch, daß der Mensch sich zu weit von dem Weg der Erfahrung der uns von dem Schöpfer zur Erkenntniß dargelegten Außenwelt, entfernt, und in seinen Ideen, seinen Fantasien Gegenstände der Erfahrung aufsucht und solche; wie im Traum geschieht, außer sich denkt. Da nun die Frommen und Erleuchteten für ihre Bilder und Ideen keine äussere Ursache und auch keinen äußern Gegenstand zu finden vermögen: so glauben sie in eine Welt zu sehen, wozu ein besonderer Geist das Licht in ihnen angezündet habe. Zu dem inneren Sehen wird auch ein innerer Sinn, ein inneres Aug erfodert, und dieser Glaube an den inneren Sinn wird von den Schwärmern eben so gebraucht als die äußern Formen der Geschöpfe von Naturkundigen gebraucht werden, die Geschöpfe zu classificiren. Ein Geschöpf so und so, mit einem solchen Kopf, solchen Augen, Ohren, solchem Körper ꝛc. ist ein Mensch, er mag nun weiß, schwarz, braun oder olivenfarbig seyn. Also wird bey den Pietisten jeder Schwärmer, wenn auch nicht für einen vollkommenen Bruder, doch für einen Vetter erkannt, wenn sie nur ein inneres Licht bey demselben ahnden, die Schwärmerey mag eine Farbe und Bildung haben, welche sie will. Glaubt er nun noch gar an Christum, welchen Glauben sie zum Unterscheidungszeichen von andern minder richtigen Schwärmereyen machen, und sich deshalb für orthodoxe Fantasten halten; so ist er ein will-

kommener Bruder. Daher sympathisirt Jung mit Cagliostro, dieser mit Schwedenborg, dieser mit Pater Geßner, dieser mit Lavater, welcher deutlich bekannt hat: wenn man nur an Christum glaube, möge man schwärmen und abergläubisch seyn so viel man nur wolle.

Hier haben Sie eine zusammengedrängte Beschreibung der Betbrüdergemeinde und Kreuzfrommen, aller Orten wo es christliche Schwärmer giebt die frömmer als fromm seyn wollen.

Nach dieser Beschreibung wird Ihnen der Uebertritt des obgleich zur Schwärmerey geneigten, doch gebildeten Maibachs ein Räthsel seyn. Allein so bizarr dachte sich Maibach diese Kinder des Lichts nicht. Er hielt sie für warme Religionsverehrer, und bey dieser seiner Meinung von ihnen ist denkbar, wie er zu ihnen treten konnte, besonders wenn man einige Briefe, so er um diese Zeit an einen seiner Freunde geschrieben, dabey zu Hülfe nimmt. Ich habe sie von dem Licentiaten R.... an welchen sie gerichtet waren, erhalten, und mit dessen Erlaubniß mir Extracte davon gemacht, welche ich Ihnen, nebst meinen Bemerkungen darüber, in meinem nächsten Schreiben mittheilen werde.

Hofmaier an von Waldheim.

Viertes Schreiben.

Hier übersende ich Ihnen die versprochenen Auszüge aus einigen Briefen Maibachs, welche ich, vor meinen weitern Bemerkungen darüber, zu lesen bitte. *)

Auszüge aus von Maibachs Briefen an den Licentiaten R.

Es ist zwar wahr, daß Arbeit uns manches Unangenehme verbirgt und abwendet: Aber wehe! dem der blos dadurch Zufriedenheit suchen muß, daß er sich stumpf und krank arbeitet. Ich werde mit Geschäften von der Regierung manchmal so überhäuft, daß ich nicht zu mir Selbst kommen kann. Eine Zeitlang gehet dieses wohl an, aber die Lobsprüche so der Fürst, oder der Minister uns für die Arbeiten ertheilet, kommen mir vor, als wann ein hartherziger Fuhrmann sein Pferd liebkost, das unter der Last beynahe erliegt. Nächstens werde ich mir wieder Muse verschaffen. Ich danke vor allen Ehrenbezeigungen und Belohnungen, wenn ich meine Gesundheit dagegen opfern soll.

Die Jahre der Kindheit sind doch für den Lebensgenuß die besten! Aber in der H. Schrift selbst stehet geschrieben: daß der Mensch nicht wieder in den Mutterleib zurückkehren könne. Um mir diese glücklichen Zeiten zu vergegenwärtigen, will ich mir einige Jugend-

*) Und damit der Leser ebenmäßig diese Briefe vor dem Weitern kennen lerne, werden sie hier abgedruckt.

scenen malen lassen, und sie in meine Studierstube hängen; wie ich denn überhaupt ein Studierzimmer geeignet finde, durch aufgehängte Bilder, bedeutende Symbolen und Hieroglyphen uns den Umgang mit uns selbst zu erleichtern. Wo man hinsieht, muß uns Etwas an die Geschichte unsers Geistes und Herzens erinnern. Bey einigen katholischen Familien findet man das Crucifix und die Bilder ihrer Heiligen überall angebracht, welches nicht zu tadeln ist. Ich werde auch ein Crucifix oder Ecce Homo! über meinem lieben Luther anbringen.

Gestern gieng ich ganz von ohngefähr den Weg nach dem Kirchhof, welcher eben geöffnet wurde, weil man eine Leiche erwartete. Ich war in Gedanken fast vertieft als ich die Stätte der Verwesung überschaute, und mir das Bemühen der Menschen die Vergänglichkeit durch Monumente und Epitaphien aufzuhalten, vorstellte. Die Ruinen von Palmyra und Persepolis sind nichts mehr als was ein verwitterter Stein auf dem Grab eines gemeinen Bürgers ist. — Als ich mich mit diesen Gedanken beschäftigte, kam der Secretair des Ministers von Z..... zu mir, und erzählte: daß seinem Herrn ein Sohn geboren worden wäre. Ich weiß nicht wie es kam, daß meine Einbildungskraft den nackten Wurm des Herrn Ministers, welcher gestern noch, (wie die römischen Rechtsgelehrten sich ausdrückten,) ein pars viscerum gewesen, auf einem Grabhügel vor mir niederlegte. Da ist der Anfang und das Ende des königlichen Erdenbürgers! sagte ich zu mir

selbst, und fühlte mein Herz so beklemmt, als ob die Natur durch Thränen sich erleichtern wollte. — Indem kam die Leiche von einer Menge Menschen begleitet, welche dem prunkvollen Leichenzug des abgelebten Commercien-Raths folgte. Es war ein dichtes Gewühl, und man hätte glauben sollen, daß ein Freudenmahl bey dem Grabe, wo man doch einen Trauergesang anstimmte, bereitet würde, zu welchem ein Jeder eingeladen wäre. Ich zog mich an die Mauer des Kirchhofs zurück und sah diesem tragicomischen Schauspiel bewegt zu. — Das Gewühl verlohr sich allmählich wieder, ich sah das neue Grab, um welches so viele, als ob sie närrisch gewesen wären, gelacht und gescherzt haben, vor mir. Alles nun so heimlich wiederum und stille! Die Sonne gieng unter und die eintretende Dämmerung erinnerte mich nach Hause zu gehen. Es wurde immer mehr und mehr Nacht während ich heim gieng. Ich dachte über diesen Vorfall nach, und konnte doch keinen Gedanken finden, der das enthielte, was ich gesehen, gehört und empfunden hatte.

Die Natur scheint mir einem Geizhals zu ähneln, der ein Geheimniß besitzt und solches Niemand mittheilen will, und geschwind alles, was allenfalls davon sichtbar geworden, unter seinen weiten Mantel wieder versteckt. Was kann aber auch ein Diener von den Geheimnissen seines weisen Herrn offenbaren! und muß also nicht alles was allenfalls davon offenbar wird, vom Herrn selbst geschehen? — Nun wissen wir doch so viel und mancherley, theils durch die vom Schöpfer

uns verliehene Sinnen, theils durch unsern denkenden Geist. Beides kann ich für nichts anders als Offenbarungen Gottes halten, und fühle die große Wahrheit in dem Bibelspruch: daß ein Gott sey, ist ihnen offenbaret, denn Gott hat es ihnen offenbaret durch die Schöpfung der Welt. — Ich werde deshalb alles was ich an Zeit übrig behalte, auf die Erforschung der materiellen und geistigen Welt verwenden, um die Offenbarungen Gottes kennen zu lernen. Was werde ich erfahren!

Die Philosophen, welche alles erklären und hell machen wollen, überschnellen sich offenbar. Ich habe vor etlichen Tägen einen solchen gesprochen, der dem Kant nachbetete: daß das Daseyn Gottes per demonstrationem nicht bewiesen werden könne. Diese Herrn sind mit sich selbst im Widerspruch; denn als ich fragte: ob er nicht einen Gott glaube? antwortete er zu meiner Verwunderung: (weil ich ihn für einen Gottesläugner hielt) allerdings! und zwar darum weil dieser Glaube ein Vernunftglaube ist. Er fügte noch eine Demonstration bey, daß es für den Menschen sehr heilsam sey, wenn er auf eine Kenntniß von dem Wesen Gottes Verzicht leiste, daß aber demnach die Vernunft an ein höchstes vollkommenes Wesen glauben müsse; und sey ein Zeichen einer kranken Vernunft, wenn dieser Glaube ihr nicht unentbehrlich sey. Dabey war sein Vortrag so plan und deutlich, daß die ganze Gesellschaft ihm Beyfall gab. Indessen merkte ich ihm doch, weil er alles so plan vorlegte, den Selbstbetrug seiner Urtheilskraft ab. — Wenn ich dagegen in mein Inneres

zurückgehe, wenn im heiligen Gefühl der Dunkelheit meine Vernunft so laut und deutlich spricht: es ist ein Gott! so giebt mir diese Stimme eine größere Ueberzeugung als alle philosophische Demonstrationen. Der Mensch muß sich in einem gewissen Dunkel erhalten, und ich habe oft schon deutlich bemerkt: daß wir das Gefühl verlieren, wenn die Vernunft und der Verstand alles zu hell macht. — Nur bey Gott kann es hell seyn. Adam fiel, weil er Gott gleich seyn wollte, oder: zu viel Hellung begehrte. Versuchen Sie es, lieber Freund! überlassen Sie sich wenn Sie an Gott und Ihren Nächsten denken Ihren dunkeln Ideen; und Sie werden sich Gott und Ihren Nächsten näher fühlen. Ist nicht die Religion des Menschen höchstes Gut? und was würde Christus für uns seyn, wenn wir das Geheimniß seiner Menschwerdung und seiner Verbindung mit Gott dem Vater deutlich erkenneten? würde es mehr seyn als eine Naturbegenheit, die uns ein Naturkundiger nach allen Ursachen und Wirkungen erklärt, und welche uns nichts weiter nützt als daß wir sie wissen.

Weit gefehlt, daß die Entdeckungen durch Wissenschaften und Philosophie das Geheimniß der Natur und ihres Urhebers offenbaren; im Gegentheil: beides wird desto dichter verhüllt. Der Magnetismus ist ein Beweiß davon. Welche unläugbare Wunder! und doch soll alles natürlich zugehen! was heißen denn die Herrn natürlich? Wer kann nun noch so vermessen seyn, Geistererscheinungen, Ahndungen, prophetisches Gesicht u. dgl. wegzuläugnen. Von Geistern ist mir zwar noch

keiner begegnet, und halte ich auch vieles was davon erzählt wird, für Irrthum und Aberglauben. Aber die Möglichkeit zu bestreiten, — alles was unser äußerer und vorzüglich innerer Sinn an unerklärbaren Phänomenen darbietet, eben deswegen weil die Möglichkeit unerklärbar ist, zu verwerfen, ist eine strafbare Vermessenheit der Vernunft, die gar nicht geeigenschaftet ist, das Unbegreifliche zu begreifen.

Ich habe schon mehrmals den Dr. W.... besucht, und mich im Kreise seiner Familie sehr wohl befunden. Er und seine Frau sind recht erbaulich religiös, und ich wurde gerührt als er mir von seinen erlittenen Unglücksfällen erzählte, und am Ende mit Salbung die Hände zum Himmel hob, und ausrief; jetzt aber ist die Zeit der Leiden vorbey, der Kelch ist vorüber, es ist vollbracht! Gott sey Lob, Dank und Ehre in Ewigkeit! — Der Frau zitterte eine Thräne im Aug und ein kleines Mädchen rief zur Mutter hinauf: du bist doch fröhlich liebe Mutter, und weinst nicht weil du betrübt bist? — Das gute Kind wußte Thränen der Freude von Thränen der Leiden zu unterscheiden. W.... ist gar kein grämlicher Betbruder, wie man die religiösen Menschen nennt und sie dadurch zu beschimpfen glaubt. Ich habe mit ihm ganz offen von den Versammlungen gesprochen, und von ihm manche Aufschlüsse erhalten, welche mir diese Gesellschaften gar nicht verächtlich machen. Man lacht gern über Einzelne wegen ihres sonderbaren Benehmens, daß sie z. B. den Kopf hängen, die Augen beym Beten gegen den Himmel wenden, sich einer be-

sondern Bildersprache bedienen wenn sie von geistlichen Dingen reden, Einige auch wohl exaltirt sind; aber man lasse sich nicht von ihrer Außenseite in seinem Urtheil über sie stören! Alles dieses sind Gebräuche und Gewohnheiten, welche uns deswegen so sonderbar vorkommen, weil wir derselben nicht gewohnt sind. Wer darüber lacht, muß allen ihm fremden Religions-Cultus lächerlich finden, muß glauben, daß die Einweihungen in die Mysterien der alten und neuern geheimen Verbindungen, die Ceremonien bey den Salbungen der Könige, die Sitten der Völkerschaften Erfindungen seyen, wodurch sich der Mensch als ein lächerliches Geschöpf beurkunde. Ich sehe bey allem was mir begegnet nie auf die Außenseite, wie dann auch in der Natur das Wahre und Große innerlich, und nur mit einer oft sonderbaren Außenseite verhüllt ist. Dem Anatomiker erscheint der Mensch ganz als ein anderes Geschöpf als dem, der ihn nur von außen betrachtet und von dem innern Kunstgebäude keinen Begriff hat. Eben so kann ich von den Sitten und Gebräuchen der Pietisten ganz absehen und meine Aufmerksamkeit auf ihr Inneres, auf ihren wahren Zweck beschränken, den ich für nichts anders als ein Vergnügen an religiösen Gefühlen halte, so sie durch eine devotionem domesticam einander mittheilen. Sollte ich Gelegenheit finden ihre Versammlungen besuchen zu dürfen, so bin ich nicht abgeneigt diese Gelegenheit zu benutzen. Die Religiosität gehört mit zu den Ergötzlichkeiten des Lebens und muß mit andern Freuden des Lebens wechseln, wenn diese schön und dauerhaft seyn sollen.

Fortsetzung von Hofmalers Brief.

Diese Fragmente aus Maibachs Briefen werden Ihnen das Räthsel lösen, wie Maibach ein Mitglied der frommen Gesellschaft werden konnte.

Allzugroße Anstrengung und nächtliches Arbeiten, weil ihn ein gewisser Ehrgeiz spornte nicht nur Gutes, sondern auch Viel in seinen Amtsgeschäften zu leisten, hatten ihn hypochondrisch gemacht. Die glücklichen Jahre seiner Kindheit, das verlohrne Paradies, aus welchem man ohne Hoffnung nmzukehren, getriebeu wird, war ihm der schöne reizende Theil seines Lebens im Vergleich der gegenwärtigen Zeit, wo er Hypochonder war. Da er eine besondere Anlage zu schwärmen hatte, so war er in dieser krankhaften Gemüthsstimmung desto eher zu melancholischen Speculationen aufgelegt, und fand, wie alle Hypochondristen, eine Unterhaltung darin, daß er gerade das aufsuchte und als Gegenstand des Denkens zur Beschauung und Beurtheilung sich vorsetzte, woran er am Ende ein Mißfallen finden mußte, wovon die Kirchhofsscene ein auffallendes Beyspiel ist. Bey solcher Gemüthsstimmung war es wohl kein Wunder, wenn er sich krank fühlte und unwillkührlich Hülfe verlangte. Er wollte wissen, ohne in seinem Trübsinn angeben zu können: was? daher das Klagen über die Hülle unter welche die Natur so Vieles verdeckt halte. Er sah ein, daß Kenntnisse der Erfahrung a priori nicht möglich seyen, und schrieb alle Einsicht, so der Mensch erhalten und erhalten werde, einer besondern Offenbarung Gottes zu. Die Natur war ihm damals ein großes Symbol, eine große unendliche Hieroglyphe, durch welche der Schöpfer sich offenbare, wozu aber auch

eine innere Erleuchtung gehöre, um in der großen Hieroglyphe zu finden, was der Schöpfer damit habe andeuten wollen.

Die Mystik verlangt Dunkelheit, darum gefiel sich Maibach so sehr im Dunkeln. Sonderbar betrog er sich selbst dabey. Wenn nämlich er in dunkeln, mystischen Ideen umherschwebte, und es wurden ihm einige Begriffe heller, so hielt er dieses für eine (übrigens natürliche und gewöhnliche) Offenbarung. Eben so merkwürdig ist seine Abneigung gegen alles Helle; ein Symtom, daß die Schwärmerey seine Vernunft vergiftet habe, der Wasserscheu ähnlich, so der Biß eines tollen Hundes bewirkt. Daher war er mit der Vernunfterkenntniß Gottes nicht zufrieden und suchte die Gottheit in dem Gefühl, welches die Bilder seiner oft zügellosen Fantasie begleitete. Daher war ihm die Wechselwirkung des animalischen Magnetismus, jede Erfahrung so die Kenntniß des Instincts erweiterte, ein unwiderlegbarer Beweiß: daß die Geisterwelt unter der materiellen so gewiß verborgen liege, als er von einer denkenden Substanz überzeugt war. Er glaubte vom thierischen Magnetismus, (welchen Glauben er mit allen Gläubigen an Geister und Gespenster theilte) daß der Schöpfer der Welt durch die Offenbarung des Magnetismus nichts anders beabsichtige, als die zu beschämen, welche an eine Geisterwelt so unter der sichtbaren verborgen liegt, nicht glauben wollen. Indem nun Maibach überall eine verhüllte Geisterwelt suchte, und seine Ideenwelt ihm eben so nothwendig schien, als er der äußern Welt zu seiner sinnlichen Erkenntniß bedurfte; er ferner noch vernünftig genug war, um sich vom Da-

seyn eines zu verehrenden höchsten Wesens zu überzeugen und ihm alles ein wichtiger ernsthafter Gegenstand war was auf das höchste Wesen und dessen Verehrung Bezug hatte: so hat man sich gar nicht zu verwundern, daß er sich bey dem himmlischen Freychor der Pietisten hatte anwerben lassen.

Indessen hatte Maibach eine zu schöne und gute Erziehung genossen, war mit dem Aestetischen der Künste bekannt genug geworden, um unter den Pietisten den Geschmack an der schönen profanen Welt nicht ganz zu verlieren. Er war ein Amphibion geworden, welches in und außer dem Element des Pietismus leben konnte. Daher bedurfte es keiner großen Kunst ihn wieder von den heiligen Versammlungen abzubringen. Dieses war einem Mädchen vorbehalten, welches ihn zwar den Kreuzbrüdern abwendig machte, aber auch zu seinen andern ihm noch schädlichen Sinnesveränderungen viel beygetragen haben mag.

Hofmaier an von Waldheim.

Fünftes Schreiben.

Sophie F..... Tochter eines reichen und dabey wohldenkenden, in jeder Rücksicht achtungswürdigen Vaters, hatte eine vortreffliche Erziehung genossen und belohnte die Sorgfalt ihrer Aeltern durch erworbene Geschicklichkeiten und Entwickelung ihrer Talente. Sie zeichnete

vortrefflich, war Dichterin, hatte Gefühl für Musik, las gerne schöne Schriften und urtheilte darüber mit so viel Geschmack, als nur von einem Frauenzimmer erwartet werden kann. Dieses Mädchen ward Maibachs Gattin. Die Liebe so sich mit schönen Künsten und Wissenschaften paarte, that auch hier ihre Wunder. Maibach, welcher die überwiegende Macht der Liebe für ein junges talentvolles Mädchen, gegen die Reize der ächzenden Betschwestern, empfand, und unter mannigfaltigen Zerstreuungen vorzüglich für seine Liebe besorgt war; ward von seiner Hypochondrie beynahe ganz geheilt, seine junge Frau ward ihm eine begeisternde Muse; kein Wunder also, daß ihm die Gesellschaft der Betbrüder nicht mehr behagte. Maibach kehrte nun wieder mehr und mehr in die äußere Welt zurück. Er verbrauchte mehr Zeit wie sonst zu seinem Vergnügen, wodurch ihm seine Berufsarbeiten, denen er oft einen Theil der Nächte widmen mußte, lästig wurden. Da er Vermögen genug, und nicht um des täglichen Brodes Willen zu arbeiten nöthig hatte, so entleidigte er sich vieler Amtsgeschäfte und lebte desto mehr den Musen und seiner jungen Frau. Beide liebten einander herzlich und schwärmten oft über einen Dichter, ein Gemälde, oder sonst ein Werk der Kunst so mit einander in den Regionen des Helicon, daß sie die Zeit darüber vergaßen und einstmals in dem R....schen Museo vor dem Apollo und Laocoon noch standen, als zu Haus eingeladene Gäste eben wieder weggehen wollten und deshalb von ihrem Bedienten aufgesucht werden mußten.

Maibach sympathisirte zwar mit seiner Frau und

verweilten beide sich nicht allein bey Kunstwerken, sondern auch bey schwärmerischen Ideen mancherley Art zusammen: demohngeachtet hatte eines Jeden Schwärmerey einen besondern Charakter. Er, der sich mit Begriffen mehr beschäftigt, im Denken mehr orientirt hatte, bewies mehr Consequenz und Forschungsgeist, er grübelte mehr, um den Gegenstand seiner Schwärmereyen kennen zu lernen; die Frau dagegen glaubte im Land der Träume schon einheimisch zu seyn. Er, welcher viel Egoist war, hatte mehr Beharrliches, die Frau mehr Anwandlungen oder Raptus. Wann deshalb diese Eheleute in einer neuen schwärmerischen Idee zusammen stimmten, so suchte der Mann solche unter eine seiner Lieblingsideen zu subsumiren; die Frau aber brachte in ihre Urtheile stets eine dem Mann noch fremde Modification. Da beide einander liebten so bewunderte der Mann das fruchtbare Genie der Frau, und diese hielt ihn für einen großen Denker und Ausspäher des moralischen Geistes und Herzens. Beide glaubten an Ahndungen; und da die Frau (wie natürlich) von vielen Ahndungen zu erzählen wußte und daher desto leichter eine zufällige Begebenheit mit einer gehabten Ahndung in Verbindung dichten konnte: so hielt der Mann seine geliebte Sophie für eine kleine Seherin, die ihren dunkeln Gefühlen die Zukunft mehr als andere ihres Gleichen anzudeuten vermöge. Auf der andern Seite sah Sophie in ihrem Mann einen Salomo, einen Magier, der den Zusammenhang der Dinge zu erforschen und alles zu erklären im Stand sey. So liebten und schätzten sich beyde außerordentlich, und man kann sagen, daß der leiseste Ton in bei-

der Herzen, im Herz des andern nachgeklungen habe.

Daß doch diese guten glücklichen Menschen in einem entfernten Winkel der Erde unter einem einfachen Völkchen gelebt hätten! — Doch es hat nicht seyn sollen. Die Familie und Bekanntschaft beider war in der Stadt sehr groß. Es fehlte ihnen daher nicht an Gelegenheit sich außer Schauspiel, Concerten, Bällen rc. in Gesellschaften zu unterhalten, wo sich die schönen Geister und Modephilosophen einander treffen konnten. — Ganz wie von ohngefähr bildete sich eine kleine Gesellschaft, in welche auch Maibach und seine Frau gezogen wurden. Man nannte dieselbe: die Gesellschaft zur schönen Vereinigung. Wechselsweise kamen die Mitglieder bald hier bald dort zu einer Tasse Thee und auch alle 14 Tage zu einem frugalen Abendessen zusammen. Nach dem Thee wurde von Politik, Religion, Künsten und Wissenschaften gesprochen, aus schönen Schriftstellern, besonders neuen Brochüren so Aufmerksamkeit erregt hatten, vorgelesen, auch von einem oder andern Mitglied ein selbstgefaßter Aufsatz vorgetragen. Die Zahl der Mitglieder war auf 15 höchstens bestimmt, von welchen mir nur folgende bekannt worden sind:

von Maibach und seine Frau;

Martini, ein schwärmerischer Gelehrter, so in Rom zur katholischen Kirche übergetreten;

Julie Röder, seine Nichte, ein Mädchen von feurigem Charakter, verständig, aber dabey eingebildet;

die Gebrüder Kobäus, angesehene Kaufleute;

Wilson, der ehemals den Engländer affectirte, und um Genie zu scheinen, das Bizarre liebt, dabey ein Fantast zu seyn nicht bergen kann;

Haußmann, ein Vetter von mir, fürstlicher Archivar;

Caroline Gönner, ein Mädchen von großer Fassungskraft, gutmüthig, aber leidend, so daß sie sehr leicht von einer Idee auf eine andere gebracht werden kann. Endlich

Seebach, der katholische Stadtpfarrer, ein Mann, der überall für sehr aufgeklärt gehalten wird, weil er seine Gelehrsamkeit und Weltkenntniß außer Zweifel gesetzt hat.

In dieser Gesellschaft welche, man weiß selbst nicht recht wie? sich aus Personen von allen 3 bekannten Confessionen gebildet hat, fand Maibach, ein Lutheraner mit seiner reformirten Frau den Weg zur katholischen Kirche. Ob dieses Zufall gewesen, oder nicht, werden Sie selbst beurtheilen können, wann ich Ihnen mehr von Maibachs Geschichte und dieser gelehrten Gesellschaft, wie man sie anfänglich nannte, werde mitgetheilt haben.

Hofmaier an von Waldheim.

Sechstes Schreiben.

Maibach war durch Zerstreuung, Bewegungen und Arzneymittel von seiner Hypochondrie ziemlich geheilt, und die Gesellschaften, in welchen er sich mehr wie ehe-

mals befand, brachten in ihm eine Art Sorglosigkeit hervor, daß er sich außer seinem Weib um nichts viel bekümmerte. Wäre nur die vermaledeite gelehrte Gesellschaft oder ihre geheime Obere (denn ich will Ihnen nicht länger die wahre Beschaffenheit dieser Congregation vorenthalten, sie war und ist nichts anders als ein künstlich angelegtes Institut der Propagenda,) nicht gewesen, Maibach würde seine Zeit zwischen Arbeit, Vergnügen und Schlaf zugebracht und seine Vernunft und seinen Verstand vor dem gänzlichen Verderben gerettet haben. Aber in und durch diese Gesellschaft wurden, durch Lesen der Dichter, anderer fantasienreicher Schriftsteller, schwärmerischer Aufsätze, bizarrer Abhandlungen über Gegenstände des Aberglaubens aller Arten, z. B. über Geister, Prophezeihung, Wunder, Zigeuner, Sympathie, über Schwedenborg Rosenkreuzerey, Magnetismus (als Mittel in das Geisterreich zu schauen) Pietismus seine ehemaligen Ideen und Fantasien wieder aufgeweckt und er in seine vorige Gemüthsstimmung zurückgeworfen. Fast mehr wie ehedem mischten sich die Dinge seiner Einbildungskraft auf dem Feld seiner innern Beschauung unter die Dinge der Erfahrung. Was er auf diesem Feld fand, waren Gegenstände, worüber er, ohne gehörig zu unterscheiden, grübelte, und seine Eigenliebe sprach ihm, dem Egoisten, beständig zu; daß er Recht habe.

Durch das Studium der Mathematik, woran er in frühern Jahren viel Vergnügen fand, hatte er sich gewöhnt nach der Methode dieser Wissenschaft seine Gedanken zu ordnen. Er bemühete sich also von Tag zu Tag mehr alles was Einbildung, Fantasie ihm darbot,

die gewagtesten Hypothesen nach mathematischer Methode zu ordnen und in einen Zusammenhang zu bringen, überall wollte er nach einem System handeln. So verständig dieses auch an sich ist, so war es doch bey unserm Maybach Ausschweifung seines Geistes; denn er glaubte, daß alles was man in Gedanken verbinden könne, Wahrheit in sich enthalte. Uebrigens schloß er nach seiner Erkenntniß und Beurtheilung derselben ganz consequent. Er hielt die meisten Producte seiner Einbildungskraft für Dinge außer ihm, für unbezweifelt wahre Objecte. Er hatte also Recht bey diesen Dingen eben so einen Zusammenhang zu erwarten, als ihm die wirkliche Welt außer ihm darbot, in welcher alles Einzelne zu einem vollständigen Ganzen verbunden ist. Sein Verstandesfehler, welcher noch zur Zeit nicht unheilbar war, lag demnach nicht in dem Formellen seines Denkens, sondern in seinem Urtheil über ihm undeutliche Gegenstände. Ueber seine Systematik der Fantasien schrieb er unter andern an einen seiner akademischen Lehrer folgendes.

»So gewiß als Leib und Seele mit einander in »Verbindung stehen, so gewiß das Sichtbare mit dem »Unsichtbaren verbunden: eben so ist eine Verbindung »aller Begriffe und Vorstellungen möglich; wie denn »auch die ganze Welt mit ihren tausendfachen Mannig»faltigkeiten zusammenhängt. Wäre demnach nicht auch »eine Verbindung aller Produkte unserer Einbildungs»kraft möglich? und sollten wir nicht in der Verbin»dungsfähigkeit ein Criterium der Wahrheit finden »können? Mich dünkt es folgt schon aus dem Schluß»gebäude der Logik. Wann der Minor mit dem Ma-

»jori enthalten ist, so fehlt die Consequenz nicht. Mir »scheint der Satz: alles was mit dem Wahren verbun»den werden kann, muß ebenfalls wahr seyn; ganz »ausgemacht. Ich erkenne jetzt noch nur ein einziges »höchstes und gutes Wesen; aber ich würde mich uicht »abhalten lassen ein Manichäer zu werden, wenn ich »ein absolut böses Wesen mit dem guten in einer Ver»bindung oder Wechselwirkung denken könnte.«

Der redliche gelehrte Professor nahm sich die Mühe in einem viele Bogen starken Schreiben unsern Maibach zurechtzuweisen und hatte auch in so fern seinen Zweck erreicht, daß jener das Heterogene nicht mehr so mühsam in Verbindung zu bringen sich bemühete; doch erlaubte es sein Egoismus nicht sich diese Maxime ganz abzngewöhnen. In der gelehrten Gesellschaft verlohren die Zurechtweisungen des Professors ganz ihren Zweck. Maibach hörte daselbst so viel tolles Zeug, daß ihm ohnmöglich war jeden einzelnen Gedanken, jede Hypothese, jede Fantasie, jedes Wunder, jede Fabel gehörig zu prüfen. Er vermochte also nichts weiter zu thun, als alles was allda in eine Capuzinersuppe zusammengetragen war, samt und sonders als Gegenstände der Erkenntniß nach den formellen Gesetzen des Verstandes zu behandeln, wobey er dann seinem Trieb alles mit einander zu verbinden den Zügel schießen ließ. Einstmals kam in einem periodischen Blatt der Ausdruck vor: das weiß der Mann im Mond! Wilson warf dabey, indem er sich gegen Maibach wendete, die Frage auf: ob der Mann im Mond auch ein Gegenstand sey, der mit den Menschenkindern auf dieser Erde in Verbindung stünde? Wilson wollte zwar nur einen witzi-

gen Einfall anbringen, allein Maibach antwortete sogleich: der Mann im Mond mag seyn, oder nicht seyn, so bleibt doch immer die ganz vernünftige Frage von ihm übrig: ob er möglich oder unmöglich sey? und im ersten Fall in welcher Verbindung er mit dem Schöpfer und der ganzen Welt stehen würde, wenn er wirklich, und nicht blos möglich wäre? — Vortrefflich fiel der Pfarrer ein, vortrefflich Herr von Maibach! »Es »giebt Dinge über welche man auf solche Art und Weise »raisonniren muß; z. B. die unmöglich scheinende Wun»der der Kirche und ihrer Heiligen. Ich will Niemand »ein Wunder zu glauben zwingen, aber jeder sollte doch »prüfen, ob eine scheinbare Ohnmöglichkeit, nicht eine »wirkliche Möglichkeit sey? und was folgen müsse wenn »solche wirklich wäre? Wenn wir nun finden, daß »die Folgen wirklich vorhanden sind: so können wir »sicher auf die Wirklichkeit dessen was uns ohnmöglich »geschienen, schließen, nach den Regeln der Wirkung »auf eine Ursache.«

Solche Philosophmen fielen öfters vor, besonders hetzte der Pfarrer den Verstand Maibachs damit herum; welches nach dem was sich weiter zugetragen und von dem Zweck dieser Gesellschaft bekannt worden, zu urtheilen, gewiß nicht ohne Absicht geschehen ist. Man ging darauf aus, Maibachs Unterscheidungs-Vermögen zu stören, ehe man ihn ernstlich zu einem Religionstausch bewog.

Hofmaier an von Waldheim.

Siebentes Schreiben.

Man muß nicht blos für Geist und Herz, sondern auch für den Verstand und die Vernunft besorgt seyn! war eine bey dieser Gesellschaft angenommene Maxime. Was man damit sagen wollte, will ich nicht errathen, denn ich sehe nicht ein wie man für den Geist sorgen kann, ohne sich um den Verstand und die Vernunft zu bekümmern. Genug man führte dieses Sprüchelchen oft im Munde, und bey einem Pfaffen dürfte vielleicht dieses damit gesagt werden wollen: »Geist ist das Wesen, »welches wissen und — glauben kann. Man muß also »sorgen, daß der Verstand und die Vernunft nichts ge»gen die Credenda einzuwenden wagen.« Mit so Etwas darf man nicht, wie das Sprichwort lautet, mit der Thüre in das Haus fallen. Daher wurde anfänglich von Credendis in dieser gelehrten Gesellschaft gar nicht gesprochen, höchstens wurde der natürlichen Religion erwähnt und man las nur Dichter, moralische Abhandlungen und leise mit Metaphysik tingirte Sachen. Endlich wurde auch über positive Religion gesprochen und da die Gesellschaft in dieser Hinsicht gemischt war, so gab dieses Veranlassung über die Vereinigung der christlichen Confessionen in Deutschland als eine wünschenswerthe Sache zu reden, welches ein Lieblingsgegenstand des Maibach war, wobey er aber gewöhnlich mehr hörte als mitsprach.

Als einstmals diese Sache wieder zum Gegenstand

der Unterhaltung gemacht wurde und besonders von den Schwierigkeiten einer totalen Religionsvereinigung die Rede war, äußerte sich Sophie v. Maibachs Frau: »nach meiner »Meinung ist eine Vereinigung aller Confessionen gar »nicht schwer. Braucht es wohl mehr als Liebe, um »uns alle zu vereinigen? Ich bin reformirt, mein »Mann und Haußmann sind lutherisch, Kopäus ist ka»tholisch, und lieben wir uns alle nicht herzlich einan»der? Wer denkt au des andern Religion wenn wir »beysammen sind und uns über dem Menschen interes»sante Gegenstände unterhalten!«

Sie urtheilen Ihrem Herzen nach ganz vortrefflich gnädige Frau! erwiederte der Pfarrer. Ohne die Liebe, fuhr er fort, ohne die Menschenliebe, diese vortreffliche christliche Tugend, so unser Heiland überall gepredigt; ist keine Vereinigung denkbar. Aber mit dieser Tugend allein, mit der Menschenliebe, welche sich auf alle Confessionen, alle Juden, Heiden und Türken sich erstreckt, werden wir eben so wenig uns unter einander in eine Kirche vereinigen, als Juden, Heiden und Türken zur Kirche, in den Schaafsstall Christi einbringen. Es gehört noch ein besonderer Vereinigungspunkt außer unserm Geist und Herzen dazu, der aber von uns, die wir auf Christi Namen getauft sind, nicht weit abstehet. Was kann Christen mit Christen besser vereinigen als Christus selbst! — Wenn nur Christus gepredigt wird! sagte Lavater, ein protestantischer Geistlicher und dieser Mann hatte wahrlich! recht. Gelobt sey Jesus Christus! — Wer, meine Freunde wird nicht in Ewigkeit antworten? —

Alles war stille, Niemand sprach etliche Secunden

lang ein Wort. Ich muß, fuhr der Pfarrer wieder fort, Ihnen doch eine Stelle aus einem von dem Vicariat sehr approbirten Werkchen vorlesen, damit sie sämtlich sich überzeugen mögen, wie man bey uns die Gemeinden von Christo und seiner Lehre denken lehret. Es ist ein Werkchen von dem Canonicus Collenbusch, der sich bey der zweyten Auflage erst genannt hat; nachdem man einen Professor in Göttingen für den Verfasser gehalten. Er las darauf eine sehr schöne Darstellung des Characters Christi vor. Aus dieser Vollkommenheit schloß der Verfasser auf Christi Göttlichkeit und brauchte die Lehren Christi zum Beweiß der Göttlichkeit seiner Person. Der Pfarrer las mit Anstrengung und Affect, so daß sein Auditorium, einer mehr einer weniger ergriffen ward. Das Werkchen endigte sich mit den Worten: »gelobet sey Jesus Christus!« Als der Pater Lector auf diese Worte einen besondern Nachdruck und dabey die Brochüre auf den Tisch legte, sprachen alle, wie aus einem Mund: (mit Ausnahme des Archivar Burkhardt,) in Ewigkeit!

Diese Explosion war dem Pfarrer unerwartet, aber auch ein Merkmal, daß er jetzt noch mehr reden dürfe. Nachdem die vota über das Werkchen abgelegt waren, setzte derselbe seinen Vortrag, denn man ließ ihn fast allein sprechen, also fort.

In dem Vereinigungspunct sind wir, allhier Versammelte, nicht nur, sondern, wie nicht zu zweifeln ist, auch alle Confessionen mit einander einig: woher mag demnach es kommen, daß die Vereinigung nicht geschiehet? Nicht die Verhältnisse der Kirche mit dem Staat, nicht eine absolute Unvereinbarkeit des Catho-

licismus mit dem Protestantismus, sind die Ursachen, daß die Christen, wenigstens in Deutschland, wo alle drey Confessionen unter einander und neben einander, pari jure ihre Tempel eröffnen noch nicht ein Hirt und eine Heerde sind. Die wahre Ursache liegt noch im Zeitgeist, in — — erlauben Sie mir meine protestantischen Freunde! aufrichtig zu sprechen, — in einer gewissen Intolleranz der Protestanten. Es war eine Zeit wo man uns diesen Vorwurf machen konnte, worüber wir aber wie mich dünkt Entschuldigung verdienen. Luther, Calvin, Zwingli rissen der alten Kirche ein großes Stück von dem Feld ab, welches sie bepflanzt hatte, dieses, denn Menschen bleiben Menschen, mußte der Clerisey und der Laienschaft schmerzen. Wir sahen die Protestanten als Spoliatoren unsers Eigenthums an. Diese finstere Zeit ist vorbey und brüderlich bieten wir die Hand zur innigsten Versöhnung an: allein überall werden wir zurückgewiesen. Man will uns das Recht nicht zugestehen, dessen doch die Protestanten so sehr sich bedienen und sogar mißbrauchen.

Welches Recht? fragt Maibach.

Nun, antwortete der Pfarrer, das Recht unsere Meinungen, unsere Lehren, unsere Wünsche öffentlich zu sagen und solche unsern protestantischen Brüdern mitzutheilen; das Recht uns eben so auszubreiten, als die Protestanten für sich verlangen.

Ich wüßte doch nicht! sagte Haußmann. Im Gegentheil erhalten die Catholiken leichter unter den Protestanten eine Kirche als diese unter jenen. Und was die Freyheit zu reden betrifft, so wird Ihnen diese von Ihren Bischöffen, von dem Pabst beschränkt, so wie,

in einigen katholischen Ländern, miserabele Censoren die Preßfreyheit beschränken. Sie kennen, wie ich merke, (redete der Pfarrer weiter) den Geist nicht der noch unter den Protestanten herrscht, weil Sie mich so unrecht verstehen. Das exercitium religionis hat zwar in vielen Staaten eine billige und gerechte Gleichheit erhalten. Von Seiten der Obrigkeiten ist dem Catholiken eben das erlaubt was dem Protestanten, et vice versa, bewilligt wird. Der Geist, wovon ich rede, herrscht in den Köpfen der meisten protestantischen Geistlichen und andern Gelehrten, von wo aus er auf andere Nichtgelehrte, ja bis zur untern Volksklasse verbreitet wird. Die protestantischen Geistlichen und Gelehrten declamiren gegen die Intoleranz, gegen den Bekehrungseifer der Catholiken bis sie für Heischerkeit nicht mehr reden können. Sie schreiben über die Religion, um solche auszurotten. Kein einziges Dogma, selbst die Person Christi wird nicht geschont. Nicht allein unsere, sondern auch ihre eigene Kirche bemühen sie sich in einen Schutthaufen zusammen zu reißen. Wir Catholiken haben diesem Unfug stille zugesehen, und niemals öffentlich über Beeinträchtigung unserer Religion geschrien, wenn ein Fürst den Protestanten eine neue Kirche hat erbauen lassen. Wenn aber hier und da ein Catholik oder auch ein noch religiöser Protestant über die Religionsstörer klagt, und die Religion in Schutz nimmt, wenn ein Catholik nur den leisesten Wunsch merken läßt: daß die Kirche über ihre Feinde triumphiren, daß Christus wieder da gepredigt werden möge, wo man seinen Namen beynah nicht mehr kennt: dann erheben die Usurpatoren des Protestantismus ein

Geschrey über uns Catholiken, nennen uns bekehrungssüchtige, abergläubische Fanatiker und beschuldigen jeden protestantischen Geistlichen: oder Gelehrten, der für die Erhaltung seiner Kirche schreibt, oder spricht, des Catholicismus. Wird uns nun nur eine neue Dorfcapelle von der Obrigkeit bewilligt, erlaubt ein protestantischer Fürst einem Catholiken, oder gar einem Cleriker einen nähern Zutritt: so wird ein Lärmen gemacht, als ob ein Würgengel gegen alle Protestanten über ihren Häuptern schwebte.

Maibach wollte die Protestanten gegen die Beschuldigungen des Pfarrers in Schutz nehmen, der Pfarrer aber fiel ihm lächelnd in die Rede und sagte: vertheidigen Sie die Protestanten, von welchen ich rede und die ihren Namen nicht mehr verdienen, ja nicht, lieber Freund! oder ich muß befürchten, daß Sie auch ein heimlicher Feind gegen uns arme Catholiken sind. Großer Gott! wie leicht wird der Mensch mißverstanden! Was ich gesagt habe, sollte ja keine Contravers gegen gläubige und ungläubige Protestanten seyn; ich wollte nur die Scheidewand bezeichnen, welche noch zur Zeit zwischen den christlichen Confessionen steht und die Vereinigung hindert. — Mag es aber draußen aussehen wie es will, unter uns, meine Freunde! wünsche ich, daß es anders seyn möge. Lassen Sie uns von allem unbefangen sprechen. Reden Sie von Luther, Calvin und andern Reformatoren was Sie wollen, ich kann es unbefangen anhören. Dagegen aber sey es auch uns Catholiken erlaubt, Ihnen meine protestantischen Freunde! zur Unterhaltung des Geistes mitzutheilen, was Kopf und Herz vermag.

Verzeihen Sie mir meine vorhin gemachte Einwendungen, sagte Maibach, als der Pfarrer mit Sprechen einhielt, ich habe wirklich Sie nicht recht verstanden. Jetzt gebe ich Ihnen vollkommen Beyfall! Man muß alles hören können was der Freund spricht, wenn wir auch mit ihm nicht gleich denken. Reden Sie von der katholischen Kirche und ihrem Glauben was Sie wollen, ich werde über nichts einen Widerwillen empfinden; dagegen aber hoffe ich auch, daß Niemand mein Urtheil für, oder gegen eine Meinung, oder Dogma als einen Beweiß genommener Parthey ansehen werde. Ich habe meine eigene Gedanken.

Und ich auch fiel Wilson ein. Wer geführt werden muß, kann nicht frey gehen. Freyheit! du bist meine Göttin!

Nun ward über Freyheit geplaudert und geschwärmt, daß dem Pfarrer *) fast bange wurde, wie er seine Freunde wieder aus dem Schwindel, so sie überfallen, bringen mögte. Er kannte seine Leute und ließ sich mit Haußmann in ein Gespräch über die Decretalen des falschen Isidorus ein, wovon die Meisten nichts verstanden und still zuhörten. Caroline wurde schläfrich, welches Gelegenheit gab, daß die Gesellschaft aufbrach und nach Haus ging.

---

*) Dieser, Seebach genannte Pfarrer, ist in Z. von braven Aeltern in der katholischen Kirche erzogen worden. Während des französischen Unwesens schweifte er als Protestant herum. Dann kehrte er zur katholischen Gemeinde zurück, und gab sich alle Mühe, die Protestanten zu bekehren. Nach Maibachs Tod soll er eine andere Stelle erhalten haben, und bald darauf gestorben seyn.

Hofmaier an von Waldheim.

Achtes Schreiben.

Die Gespräche über Gegenstände der Religion wurden nun in der gelehrten Gesellschaft zur schönen Vereinigung öfterer und endlich war keine Zusammenkunft, wo nicht über den Glauben, die wahre Religion, die alte und neue Kirche, über Catholicismus und Protestantismus gesprpchen wurde. Der Pfarrer schien solche Gespräche zwar vermeiden zu wollen, doch wußte er solche unter dem Vorwand der Freyheit über alles zu sprechen, zu befördern. —

Einstmals war die Reihe des Kränzchens an dem katholischen Mitglied Kopäus, der eine vortreffliche Gemälde-Sammlung hatte, welche ein reisender Maler besah, während die Mitglieder der Gesellschaft sich in dem Saale einstweilen sammelten. Man urtheilte über einzelne Stücke, und besonders über religiöse von italienischen Meistern, deren Kopäus sehr viele besaß. Der gute Maler wurde bald von diesem, bald von jenem über diese oder jene Madonna, Magdalena und andere geistliche Stücke gefragt, und endlich auch seine Meinung über die Vorzüge geistlicher Gemälde, bey welchen der Maler am besten hohe Ideale durch seinen Pinsel darstellen könne, begehrt.

Meine Herrn und Damen! antwortete der Maler, sie scheinen mir für die religiösen Gegenstände und für die italienische Schule eine Vorliebe zu haben, ich zweifle also, daß mein Urtheil ihren Beyfall haben

werde. Ich bin aus München gebürtig, wo ich auch meine Laufbahn als Maler betrat. Mein Lehrer, ein Catholik wie ich, gab mir fast lauter religiöse Bilder, um meine Talente durch deren Copirung zu versuchen. Ein reicher Verwandter ließ mich reisen. Ich sah alle Gallerien in Deutschland und Frankreich, lebte lang in Holland und noch länger in Italien, um meine Kunst zu studieren. In jedem Land fand ich unübertreffbare Meister, in Hinsicht der Malerkunst überhaupt. Mir scheint es daher nicht möglich, zwischen der niederländischen und italienischen Schule zu bestimmen, welche für die Kunst überhaupt den Vorzug verdiene? Eben so unmöglich ist es zu entscheiden: ob der Thiermaler, oder der Landschaftsmaler, oder der Historienmaler, oder der so nach der Natur malt, oder Ideale ausführt, der größere sey? oder: ob der Thier- oder Portraitmaler, oder der so Seestücke verfertigt, einen mehr oder minder würdigen Gegenstand der Kunst behandele? Der Maler muß für seine Kunst alles lieben, was die sichtbare Welt enthält, oder nach seiner Einbildungskraft enthalten kann. — So wenig indessen ein Mensch dem andern gleich ist, so wenig kann ein Maler malen was der andere malt, und wenn auch beide die höchste Stufe der Kunst erreicht hätten. Michel Angelo kann nicht malen was Ostade dahinstellt, und Van Dyck vermag nicht mit Rubens zu wetteifern. So verhält es sich auch mit dem Menschen als Liebhaber der Malerkunst und dem Geschmack an den verschiedenen Werken der Maler. Jeder Maler hat deshalb seinen eignen Geschmack seine Lieblingsgegenstände, die ihn besonders anziehen und ihn angeuehm unterhalten,

wenn er, abgesehen von allem Kunstsinn, sich als blo= ser Mensch von Gefühl dem Eindruck überläßt, so ein gewisses Gemälde auf ihn macht. Jeder Maler, jeder Künstler hat einen gewissen Gegenstand, den er beson= ders liebt und überall gern aufsucht wie ein Liebhaber sein Mädchen unter einer Menge anderer Schönen. — Mein Lieblings=Gegenstand ist der Mensch und dessen mannigfaltiger Charakter, so der Maler in einzelnen Bildern und historischen Stücken darzustellen Gelegen= heit hat. Soll aber das Bild recht auf mein Herz und Geist wirken, soll ich es wie der Verliebte seine Ge= liebte mit Seelenfreude und Vergnügen beschauen kön= nen: so muß der dargestellte Charakter natürlich, groß, nicht gigantisch, nicht überspannt, edel, menschlich und der mit dem Herzen im Einklang stehenden Vernunft angemessen seyn. Sehen Sie hier einen sterbenden Seneca, und dort einen Laurentius auf dem Rost! Spricht nicht der sterbende Weise das Herz mehr an, als der Märtyrer auf den Kohlen? Sehen Sie wie bey dem Laurentio der Maler gefühlt hat, Etwas ein= gebildetes zu malen, weil er über dem Gesicht des Gebratenen eine Glorie in den Wolken angebracht hat, da hingegen der ohnmächtige Seneca den schönen Tod des Weisen, ohne Beymischung einer Fantasie versinnlicht. Er sinkt in den Arm eines Freundes, eines edlen Rö= mers, dessen Blick gegen die Henker des Nero den Triumph einer großen Seele über die Tyranney aus= spricht.

Stellen Sie sich die meisten italienischen religiösen Gemälde vor, eine Madonna, reuige Magdalena, eine heilige Familie, eine Apostelgeschichte, eine Scene aus

dem Leiden Jesu Christi, — gegen eine römische Virginie, eine Mutter der Grachen, einen Brutus als Richter seiner Söhne, einen andern Brutus, der dem Cäsar den Dolch in das Herz stößt, einen Mutius vor Porsenna mit der Hand im Feuer, einen Regulus, — und sagen Sie mir aufrichtig: ob diese letztere nicht Jedermann so ansprechen, daß jeder gebildete Mensch die Handlung nicht verkennen wird, auch ohne die Geschichte zu wissen? dahingegen in den religiösen Bildern Etwas mystisches liegt, welches für jeden andern als einem Devoten verlohren geht.

Martini übernahm hier die Vertheidigung der religiösen Malereyen gegen die profane, und behauptete: daß nicht nur Katholiken, sondern auch Protestanten, welchen die heilige Mystik der katholischen Kirche ganz fremd sey, oft mehr devoten, geistlichen, ja göttlichen Sinn und Geist in den religiösen Gemälden fänden; ja er habe gefunden, daß Protestanten vor solchen Gemälden sich inniger gelabt hätten als Katholische, welche darüber hin gesehen hätten, ohne sich so lange dabey zu verweilen. Es müsse demnach in den heiligen Gegenständen ein Sinn und Geist liegen, welcher nicht allein den Katholiken sondern auch Protestanten und einfolglich allen Nichtkatholiken sichtbar und fühlbar seyn müsse, wenn sie nur eine dazu empfängliche Seele hätten.

Ich gebe zu, versetzte der Maler, daß die Meister meiner Kunst in ihren Madonnen, Magdalenen, Marthanen, Elisabethen, Johannissen, Christusbildern in verschiedenen Lebensscenen des Heilandes, eben so große Ideale dargestellt haben, als die Griechen und Römer,

wenn sie einen Jupiter, eine Juno, Venus, einen Herkules, Apollo u. dgl. in Stein gehauen, oder auf ein Brett mit Farben gezaubert haben. Allein die Ideale der Alten sollten ihnen auch nichts anders als menschliche Ideale seyn. Die religiösen Ideale der christlichen Maler aber sollen Etwas übermenschliches seyn, und doch kann sich unsre Einbildungskraft nicht über das Menschliche erheben. Wer also in einem Bild Christi, oder der Maria, einen Gott und seine Mutter siehet, trägt die Idee davon in das Bild über, welches offenbar Selbstbetrug ist, fast mögte ich es Kunst-Aberglauben nennen. In diesem Aberglauben kommen alle christliche Confessionen mit einander überein, weil der Glaube an die Gottheit Christi und die Reinheit seiner Mutter allen gemein ist.

Wie! fuhr der Pfarrer heftig auf, halten Sie den Glauben an die Gottheit Jesu Christi, an die gebenedeite Jungfrau Mutter Gottes für Aberglauben?

Behüte Gott! versetzte der Maler ganz gelassen. Ich bin ein so guter katholischer Christ als je einer den Rosenkranz gebetet hat. Ich glaube was die Kirche, zu welcher ich mich bekenne, zu glauben befiehlt. Nur meine ich, daß so Etwas nicht gemalt werden könne, weil es übermenschlich ist. Uebrigens wird auch kein Protestant in einer Madonna so viel finden, weil er nicht so viel als der devote Katholik hineinlegt, oder er schwärmt aus Mangel kalter Vernunft, wozu er gewöhnlich zwar erzogen wird, aber nicht immer wegen eines Naturfehlers geschickt ist. Und doch giebt es Protestanten, denen man Vernunft nicht absprechen kann, welche in einer heiligen Familie, eben so viel, ja noch

mehr als der orthodoxeste Katholik finden: sprach Martini etwas hastig einfallend. Wilson setzte hinzu: wenn Sie nur malen wollen was nicht noch einer Einlage aus Ihrem Gedächtniß oder Ihrer Einbildungskraft bedarf, so müssen Sie gar nichts malen, denn wer noch gar nicht die Leidenschaft des Zorns, oder der Wuth aus eigner Erfahrung kennt oder an andern Menschen oder Thieren gesehen hat, wird den zornigen Hohenpriester Caiphas auf diesem Gemälde für eine sinnlose Fratze halten, so wie er von dem vor ihm stehenden Heiland ebenfalls keinen Begriff hat, wenn er ihn nicht durch den christlichen Religions-Unterricht, oder aus der Geschichte hat kennen lernen.

Hierauf antwortete der Maler: Ich gebe Ihnen zu, meine Herrn, daß man in jedes Gemälde einen Sinn und Geist legen muß, wenn es uns für das ansprechen soll, was es vorstellt. Wer noch nicht verliebt war, wird im Bild zweyer Liebenden nichts weiter als ein Pärchen in einer Laube sitzend bemerken; wer nicht weiß was ein Schaaf ist, wird im Bilde ein dummes und geduldiges Thier nicht finden. Der Maler erwartet auch, daß jeder so sein Gemälde siehet, den Geist in sich finden möge, mit welchem er gemalt hat. Der Maler schafft nur todte Gestalten, die Seele ist im Aug des Kenners. Aber eben darum sollte man nichts anders malen, nichts anders nachbilden, als was uns die Natur vorgebildet hat, und keine Produkte der Einbildungskraft, wovon in der Natur kein Gegenstand sichtbar ist. Der Maler wirft sichtbare Gegenstände, auf seine Leinwand, unsichtbare sind eben so wenig zu malen, als eine totale Finsterniß.

Ob durch Zufall oder absichtliche Veranstaltung des Pfarrers, welcher mehrmals aus dem Zimmer sich etliche Minuten entfernte, es geschehen, daß Martini und Maibach nebst seiner Frau abgerufen worden, ist nicht zu bestimmen. Als diese nun weg, und der Pfarrer nebst Kopäus, Wilson und Haußmann allein waren, fragte der erste den Maler um seinen Namen, Wohnort und andere Persönlichkeiten. Ich bin, antwortete der Maler, eigrntlich von Profession ein Maler, in Diensten des **** als Intendant des Kunstmuseums und der Bildergallerie, und gegenwärtig auf Reisen mit dem Prinzen Ludwig, welcher ein großer Freund der Künste ist, und (sich an Kopäus wendend) gewiß ihr Cabinet sehen wird, wenn ich ihm von dessen Schönheiten erzählen werde. —

Sie sind doch nicht Weintraut, der Meister und Schöpfer dieser Aurora hier? fragte Kopäus.

Der nämliche, erwiederte der Maler. Kopäus, der eben so wie der Pfarrer ungleich artiger und discreter sich gegen den Künstler betrug, nachdem er wußte wer der Maler außerdem noch sey, setzte das unterbrochene Gespräch also fort: Ihr Werk, mein Herr, steht mit dem was Sie vorhin zu sagen beliebten, wie mich dünkt, im Widerspruch. Sehen Sie Ihre Aurora hier, wie die rosenfarbene Göttin in einer himmlischen Gestalt, so schönem jugendlichen Gesicht hinter den Bergen hervortritt, welches sanfte Licht im Thal! wie munter das Pferd seine Last nachziehet, der Fuhrmann mit geschwungener Peitsche fröhlch daneben! der Storch auf dem Dache bewegt die Flügel und das Ganze wie schön alles zusammengestellt, das jugendliche, gleichsam

neugeborne Licht mild über die Schatten herrscht — — und doch behaupteten Sie: der Maler dürfe nur die Natur copiren, keine Ideale malen. Haben Sie diesen schönen Morgen mit der schönen Aurora wirklich gesehen? oder: ist dieses nicht alles Fantasie, zu welcher Sie noch die fabelhafte Aurora hinzugefügt haben?

Der Maler schwieg einige Augenblicke und schien auf eine Antwort zu sinnen. Endlich sprach er: Vor allen Dingen mein Herr muß ich das Lob meines Werks ablehnen, weil es solches nicht verdient. Indessen will ich zugeben, ich hätte wirklich die Schönheiten gemalt, so Sie in mein Bild hineindenken: habe ich denn gelogen? giebt es nicht solche Naturscenen? daß ich die Aurora hinzugefügt, ist ein Licenz so man dem Maler eingeräumt hat, mit der Mythologie die Gallerien zu bereichern. — Aber meine Aurora belügt Niemand, Jedermann erkennt sie für eine Fabel und ist eine allegorische Wahrheit. Die Schönheiten wirklicher, dem Aug sichtbarer Dinge darf, ja soll der Maler vergrößern, idealisiren. Er darf auch, wie der Fabeldichter, aus der Mythologie aller Völker Scenen darstellen, weil er alsdann so wenig als der Fabeldichter lügt. Nur gegen die Wahrheit soll er sich nicht versündigen, soll das Unsichtbare in der Natur nicht sichtbar auf Leinwand machen wollen, weil dieses nichts als Lüge und Trug seyn kann. Ich will mich deutlicher erklären. Wer einen Merkur malt, lügt nicht: er malt eine Fabel. Die Flügel an Schultern und Füßen sind Symbole der Geschwindigkeit, wodurch ebenfalls Niemand hintergangen wird. — Wer aber einen Engel in einem geflügelten Jüngling darstellt, lügt.

Ein Engel ist ein Geist und kann eben so wenig als eine Seele gemalt werden. Wollen Sie sagen die Jünglingsgestalt sey auch ein Symbol wie die Flügel des Merkur, so erwägen Sie gefälligst, daß die Flügel uns die Geschwindigkeit der Bewegung, also eine Wirklichkeit andeuten, die Jünglingsgestalt aber gar keinen Begriff von einem Geist, so Engel ist, erweckt.

Aber sollte dann dem Maler nicht erlaubt seyn, unsichtbare und noch nie gesehene Dinge in Symbolen oder fingirten Figuren vorzustellen? Wenn dieses unrecht, unerlaubt, kunstwidrig wäre, müßte man nicht alle religiösen Gemälde, von der Empfängniß Mariä, dem Heiland am Kreuz, die Dreyeinigkeit, das jüngste Gericht u. dgl. mehr aus allen Kirchen und Gallerien verbannen? sagte hier der Pfarrer. — Und welche Meisterstücke, welche Ideale der Kunst würden dadurch verlohren gehen! setzte Kopäus hinzu. Bewahre Gott, daß ich ein Bilderstürmer werde, oder mich an der Kunst versündige! antwortete der Maler. Die unnachahmlichen Meisterwerke der religiösen Maler sind der Ewigkeit würdig, und werden noch als Ideale der Menschheit die Würde des Menschen und seine moralische Größe beurkunden. Ich wünsche ein Raphael, ein Corregio, ein Rubens zu seyn; aber ich würde keine Altarblätter, und religiöse Bilder oder Geschichte malen.

Warum? fragte einer.

Weil . . . . . Doch ich werde mich durch ein Beyspiel deutlicher erklären. Wenn ein griechischer Maler den Olymp gemalt hatte, den Vater Jupiter mit seiner Gemahlin und den übrigen Gottheiten, so hat er dargestellt was Jedermann geglaubt hatte. Die

Götter waren Wesen wie die Menschen, nur höher, edler und unsterblich. Jeder wird mit Vergnügen diesen Olymp angeschaut haben, weil er im Olymp einen solchen Jupiter erwartet hätte, wenn er wie Herkules und andere Heroen dahin hätte versetzt werden sollen.

Wenn aber der christliche Maler seinen Brüdern einen Himmel vorbildet; wie in einem Saal von Wolken ein alter Mann, ein junger Mann und eine Taube, von alten bärtigen Männern, schönen Weibern, Päbsten, Mönchen und andern Heiligen umgeben im Licht dasitzt, und hunderttausend Figuren in betender Stellung um die höhere Versammlung knien: wer wird in diesem Bild erkennen, was nach Christi Verheißung kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat? Lassen Sie diese Gemälde ein noch so großes Meisterstück in allen seinen Theilen seyn: so ist es doch nichts anders als ein Product der Schwärmerey und der Religion, so Christus gelehrt hat, unwürdig. Der Maler war ein Fantast, wie der ein Fantast seyn muß, der als ein Bekenner der Lehre Christi, die geringste Anschauung dessen was er in der glücklichen Ewigkeit erwartet, darinnen findet. Und doch soll der Maler, wenn er nicht Fabeln malt, nur solche Dinge malen, welche zum wenigsten unter die anschauenden gehören. Ein Religionsspötter wird in solchen Gemälden die christliche Religion persiflirt finden und lachen.

Sie sprechen wohl zu viel, sagte der Pfarrer, und unterscheiden nicht die dem Maler nöthige Einbildungskraft, von der religiösen Fantasie; so wie Sie auch zu übersehen scheinen, daß man bey solchen Bil-

dern den Sinn und Geist hineindenken muß. Sie haben ja vorhin selbst zugestanden, daß der Kenner den Geist, so er im Gemälde findet, in sich haben müsse.

Ich gebe das letzte zu, fuhr der Maler fort, ohne mein Wort zurückzunehmen: daß die religiösen Maler Schwärmer gewesen seyen. Ein schönes Mädchengesicht, aus welchem keusche Mutterliebe hervorleuchtet, ward zur Madonna gemacht. Ein sanftes gütevolles Mannsgesicht ward dem Johannes zugetheilt. Ein würde- und liebevolles Angesicht ward das Bild des Hellandes. Diese Menschengesichter glühten in der Fantasie des Malers, und wurden ihm Himmelsgesichter. Diese Bilder seiner Einbildungskraft wurden ihm durch seine feurigen Gefühle Gegenstände grenzenloser Liebe und Verehrung, und es würde kein Wunder gewesen seyn, wenn er nicht auf allenfallsiges Verlangen beschworen hätte: daß Christus, Maria und Johannes so und nicht anders ausgesehen hätten, wann er nicht gewünscht hätte: diesem Christus seiner Einbildungskraft in die Arme zu sinken, wie Pygmalion die Götter angerufen seiner Galathe das Leben zu schenken. Bey solchen Fantasien kann die Vernunft nicht gesund bleiben, daher hat die Malerkunst solche Meisterstücke theuer erkauft. — So wie nun die Maler, welche den Himmel der Christen versinnlichen wollen und in einem Marienbild wirklich mehr als ein menschliches Wesen finden, Fantasten sind; so sind gleiche Fantasten die, welche durch ihre religiösen Gefühle, theosophische Grillen, schwärmerische Ideen bewogen werden, diese ihre Empfindungen und Ideen in solche Bilder überzutragen. Dieses meine Herrn ist die Ursache, warum ich vorhin

sagte, daß ein Bild, soll es mir gefallen, soll ich es lang mit herzlichem Vergnügen beschauen, mich daran laben können, einen natürlichen großen, aber nicht überspannten menschlichen Charakter haben müsse.

Kopäus wandte ein: daß ein angehender Maler, wenn er sich streng an solche Maximen halten würde, nur gemeine Gesichter und Charakter, und nie ein hohes Ideal mit seinem Pinsel bilden würde; er würde ein bloser Portraitmaler werden, nie aber eine sogenannte Seelenmalerey zu Stande bringen.

Welches Ideal oder Götterbild, versetzte der Maler, verherrlicht die Meisterstücke der Malerkunst so nicht einem Menschen ähnlich ist? Muß also der Mensch dem Maler sitzen, wenn er einen Gott hervorbringen will, warum sollte der Mensch als Mensch den Künstler nicht eben so begeistern können, als der Gedanke, daß das im Geist aufgefaßte Menschenbild ein Gott oder Göttin vorstellen solle? Es zeigt einen seltsamen Kopf an, wenn Jemand die schönen Menschen in Götter verwandelt und gemeinen geistlosen Gesichtern Menschenköpfe aufzeichnet. Ich habe eine so hohe Idee von der Menschheit, daß meine lebhafteste Einbildungskraft mir noch kein Gesicht vorgezaubert hat, welches zu schön gewesen, um einem Menschen anzugehören. Ueberdieß habe ich die Erfahrung mehrmal gemacht: daß der Maler, welcher einen Menschen z. B. ein schönes Mädchen nach seiner Fantasie malen wollte, ein herrlicheres Gesicht zuwege gebracht, als der so eine Venus zu schaffen sich vorsetzte. Die Göttin fiel etwas steif aus, und hatte weit weniger Grazie, als das Menschenkind. Wiederum sah ich zwey junge Künstler mit einander

wetteifern: wer das Bild der Geduld am besten zu zeichnen und malen vermögte. Der eine zeichnete nach der Idee von einem Menschen, so bey dem Bewußtseyn noch vorhandener Kräfte standhaft auf dieselbe resignirt. Es war ein Herkules in seiner Löwenhaut, um dessen Kopf Jupiter seine Blitze schleuderte. Ein Blitz hatte ihm die Keule in der Hand gespalten, die er mit ruhigem Aug betrachtete. — Der andere dagegen glaubte die Geduld zu idealisiren, wenn er ein völlig kraftloses Gesicht wählte. Ein geduldiger Mönch lag krank und abgezehrt in Ketten. Einstimmig fand man das erste Gemälde besser und schöner; und als letzterer an seiner Arbeit fortkünstelte und seine Idee zur höchsten Vollendung bringen wollte, erhielt das Gesicht viel ähnliches mit einem Schaafskopf.

Das ist doch sonderbar, in der That sonderbar, bemerkte der Pfarrer, und äußerte: daß er doch die Ursache davon zu wissen begierig sey.

Die, fuhr der Maler fort, ist sehr leicht zu finden. Die Verhältnisse in welchen der Mensch mit andern Menschen steht, und in welche er abwechselnd von dem Schicksal versetzt wird, sind mit Empfindungen verbunden, welche, wenn wir von dem Gegenstand, worauf sich die Empfindung bezieht, abwesend sind, ein dem Gegenstand hymogenes Bild in unsrer Einbildungskraft hervorbringen, so wie auch das Bild, z. B. ein Portrait, das Gefühl wieder rege macht. So lang wir unsre Empfindungen auf Etwas natürliches und menschliches richten, können wir sie zu einer ungeheuern Höhe steigern, ohne dem Gefühl seine Kraft zu rauben; und so lang der Gegenstand, oder das Bild natürlich und

menschlich bleibt, versagt auch die Empfindung nicht eine wahre Begierde in uns zu erwecken. So wie aber eine seltsam gemischte Empfindung in uns entsteht, wann wir z. B. von Zorn und Liebe zu gleicher Zeit in gleichem Grad bestürmt werden, wissen wir nicht recht was wir mit dem Gegenstand des Zorns oder der Liebe beginnen sollen. Eben so sonderbar wird das Gefühl, wenn der Gegenstand zu gigantisch oder auch grotesk, kurz widernatürlich oder unnatürlich erscheint. Stellen wir uns einen Menschen vor, in dem das Gefühl der Liebe sich regt, oder das zerstörende Gefühl des Zorns sich erhebt, so wird ein schönes Mädchen, oder eine widerwartige Gestalt ihm in seiner Seele vorschweben. Je stärker die Empfindungen desto schöner oder widerwärtiger werden diese Bilder seyn. Bringt nun die Einbildungskraft diese Bilder wieder hervor, so erheben sich auch diese Gefühle wieder, welche den Mäler, wenn er die Liebe oder den Zorn malen will, beleben, wenn sie nicht zu sehr ihre, einem jeden eigenthümliche Befriedigung fodern.

Gesetzt nun, der Liebende oder Zornige ist so affectvoll, daß ihm kein Bild, so seine Einbildungskraft unter den Menschen aufsucht, genügt: so wird er wie ein Narr verlangen ohne recht zu wissen was. Dem Liebe fühlenden wird eine Mädchengestalt dunkel (in einem heiligen Schatten) vorschweben, welche er zwar näher kennen zu lernen begehrt, ihm jedoch die angenehme Hoffnung einer Befriedieung nicht verspricht. Der Zorn fühlende, wann er exaltirt ist, sieht endlich keinen gewöhnlichen Menschen als Gegenstände seines Affects, mehr; sondern Mißgeburten, Zwerge, Riesen, Dra-

chen ꝛc., und diese Bilder frappiren den affectvollen Zornigen dergestalt, daß er nie recht zum Ausbruch seiner Wuth gelangt, in welche er gegen eine Menschengestalt ausgebrochen wäre.

Hieraus ergiebt sich die Ursache, warum dem Maler die Affecte auszudrücken mißlingen muß, wann er sie überspannt: oder: warum er eben so wenig glücklich ist, etwas Göttliches, Himmlisches zu malen, wenn es sich von dem Menschlichen unterscheiden soll.

Bey einem an Geist gesunden Menschen muß Gefühl und Einbildungskraft in gehörigem Verhältniß gegen einander stehen. Das Gefühl darf nicht die Einbildungskraft hinter sich lassen; noch die Einbildungskraft Bilder schaffen, welche in dem Herzen widernatürliche Gefühle erregen. Ist der Mensch in gesundem Seelenzustand, so hält Verstand, Urtheilskraft und Vernunft, die Gefühle nebst der Einbildungskraft in gehörigen Schranken und Verhältniß. Wenn aber das Gefühl zu stürmisch wird und gleichsam den Verstand und die Vernunft übersteigt, ohne daß die Einbildungskraft fähig ist, ein befriedigend Bild zu schaffen, so ist der Mensch exaltirt. Hat sich aber die Fantasie über den Verstand und die Vernunft erhoben, ohne daß die Gefühle mit gleichem Maas erhöhet werden, so entsteht eine Geistesstörung, von welcher man sagt: es sey mit einem solchen Menschen übergeschnappt. Wenn aber endlich Empfindung und Fantasie der Vernunft über den Kopf wachsen, wobey der Verstand gleichsam stille steht, weil kein regelmäßiges Urtheil dabey möglich ist, so ist der Kranke auf dem Weg ins Tollhaus. — Sollte diese meine Theorie nicht unrichtig seyn, so habe ich

eine Erfahrung gemacht, ... doch ich will davon schweigen, um in Gegenwart Ihro Hochwürden nicht eine Ihnen vielleicht mißfällige Bemerkung . . . .

Nein! nein! fiel der Pfarrer ein, reden Sie nur fort werthester Herr Trautwein! es mag seyn was es will. Wir denken hier frey und können alles anhören.

Nun also mit Ihrer Bewilligung! erwiederte der Maler. In Italien habe ich nämlich bemerkt, daß viele sehr religiöse Personen, worunter viele Cardinäle und sonstige Geistliche sich befanden, die schönen Madonnenbilder mit sichtbarem Wohlgefallen betrachteten, und vortrefflich über die Kunst urtheilten; ein schlechtes Gemälde aber, und wäre der Gegenstand noch so religiös gewesen, gleichgültig übersahen. In dem Pallast des Cardinals Spontino hängt neben einer schönen Maria, ein anderes noch besser gemaltes Bild den Reformator Luther auf der Wartburg vorstellend, welches der Cardinal in Deutschland gekauft hatte. Von diesen zwey Bilder versicherte mich der Cardinal, daß noch Niemand der Madonna, die doch in der That vortrefflich gearbeitet war, den Vorzug vor dem Luther gegeben hätte, einige Geistliche ausgenommen, die zu lang im Kloster gelebt hätten und denen ein hölzernes Bild auf der Landstraße nicht viel weniger werth als ein schönes Altarblatt gewesen. Woher mag das gekommen seyn?

Der Pfarrer glaubte: dieses sey leicht zu erklären; die Freunde, so des Cardinals Gallerie gesehen hätten, hätten die Gegenstände nur als Kunstfreunde beurtheilt. In ihrem Herzen würden sie doch vor der gebenedeyten Jungfrau die Knie gebeugt haben. Der Maler dagegen

glaubte, daß der Grund in der Gesundheit der Seele dieser Herrn zu suchen sey. Ich habe, fuhr er fort, meinen besondern Grund dieses zu glauben. Es ist nämlich bekannt, daß manche Protestanten in Rom zu unsrer Kirche überzutreten bewogen werden. Solche Convertiten traf ich öfters in den Bildersälen an. Keines einzigen erinnere ich mich aber, der nicht vor ganz unbedeutenden geistlichen Gemälden geschwärmt hätte, und über andere Meisterwerke wenig, oder gar nichts zu sagen wußte. Dadurch wurde ich auf den Gedanken geleitet: ob nicht dem Proselyten Etwas an der gesunden Vernunft fehlen müsse? und fand bey näherer Untersuchung meine Vermuthung bestätigt; denn alle waren, nach dem was ich vorhin gesagt, zu urtheilen, entweder exaltirt, oder übergeschnappt, auch wohl beides. Was meinen Ihro Hochwürden, sollte wohl jede Religionsänderung eine kranke Seele vermuthen lassen? — Wann das wahr wäre, wahrhaftig so wäre mir es leid, daß unsre heilige Kirche nur die Narren unter den Protestanten wieder gewönne.

Der Pfarrer war wie vom Donner gerührt, das Blut stieg ihm in das Gesicht, und stotterte allerhand abgebrochene Sätze: dieses könnte man nicht sagen, — es könnte wohl bey einem oder dem andern der Fall gewesen seyn, — im allgemeinen angenommen könnte der Maler ohnmöglich recht haben u. dgl.

Als der Maler die Verlegenheit des Pfarrers bemerkte, brach er das Gespräch schnell ab und wandte sich an Kopäus, um mit ihm über einige Gemälde für die Gallerie seines Herrn zu handeln. Während diesem Handeln ging der Pfarrer stille zur Thür hinaus.

Hofmaier an von Waldheim.

Neuntes Schreiben.

Der verdammte Maler hatte nicht nur die Gesellschaft in dem Haus des Kopäus für diesen Abend gestört, sondern auch durch sein unverdautes Gewäsch (wie der Pfarrer sich über dessen Aeußerungen ausdrückte) eine übele Sensation in einigen Köpfen seiner Zuhörer bewirkt. — Wir müssen unsre Freunde wieder zurechtstimmen, sagte er Abends noch zu Kopäus, welcher das durch den Maler an diesem Tag gestörte Collegium auf den folgenden Tag einladen ließ, und glücklicher Weise wurde kein Mitglied abgehalten.

Der Pfarrer kam als schon die andern beysammen waren, und declamirte gleich gegen den Maler, der gestern den schönen Abend verdorben hätte. Und wissen Sie dann wer er eigentlich ist? fuhr er fort; ich habe meine gute Ursache zn glauben, ich weiß es vielmehr gewiß: daß er nicht in München von christlichen Aeltern geboren, sondern ein getaufter Jude ist; wenn er es aber auch nicht wäre, so ist er doch nichts bessers. — Mit dieser Aufklärung verwischte der verschmitzte Pfarrer alle nachtheilige Eindrücke, so der aberwitzige Maler auf die Gemüther seiner Zuhörer gestern gemacht hatte, indem er weitläufig begreiflich zu machen suchte: wie die Juden zu dergleichen Witzeleien durch ihren Talmud gebildet würden, welche ihnen zeitlebens anhingen. Zwey Schwestern des Kopäus waren Ehrenmitglieder der Gesellschaft, die nur erschienen, wenn

das Kränzchen bey ihrem Bruder war. Diese setzten sich mit Sophien und Carolinen zusammen, und die männlichen Mitglieder discurirten über politische Gegenstande an einem andern Tisch. Den Damen wollte die Zeit lang werden. Um sie zu verkürzen, wurde Haußmann gebeten, Etwas auf dem Clavier zu spielen. Pergoleses Stabat Mater lag auf dem Pult, und da Kopäus und Caroline gut sangen, auch dieses Oratorium schon mit einander gesungen hatten, so baten alle, und besonders der Pfarrer, daß Kopäus und Caroline dasselbe singen, und Haußmann den Gesang mit dem Flügel begleiten mögte.

Es ist für die devote Seele eines Christen wohl noch nichts herzergreifenderes componirt worden als Pergoleses Stabat Mater. Die ganze Gesellschaft war voll religiöser Gefühle, und eine stille klösterliche Schwärmerey bemächtigte sich derselben. Man setzte sich an den großen runden Tisch, der in einem Nebenzimmer besonders aufgeschlagen ward und zur gemeinschaftlichen Unterhaltung bestimmt war. Auf das Oratorium wollte keine Vorlesung heute recht behagen. Wilson hatte eine Abhandlung über den Charakter der Maria Stuart nach Schillers Zeichnung geschrieben, welche heute hatte vorgelesen werden sollen, aber wegen schon zu viel verlaufener Zeit auf die nächste Zusammenkunft verspart werden mußte. Er ersuchte indessen doch die Gesellschaft einige Scenen dieses Trauerspiels vorlesen zu dürfen, welche vorzüglich ihm zur Charakterzeichnung der Maria gedient hätten. Er las im ersten Aufzug die 5te und 6te Scene, in welcher letzterer Mortimer

der Königin seine Religionsveränderung erzählt. Als Wilson an die Worte kam:

»Ich kehrte in der Kirche Schoos zurück.

»Schwur meinen Irrthum ab in seine Hände.

rief Martini laut aus: »ganz meine Geschichte! O! »meine Brüder und Schwestern, wer von Ihnen gese»hen und gehört hätte, was ich sah und hörte, würde »gewiß auch in den Schoos der Kirche zurückgekehrt »seyn, wenn er nicht schon allda gewesen!«

Es war und ist merkwürdig, daß auf diese Apostrophe Martini's die katholischen Mitglieder sich ganz stille verhielten; die protestantischen aber große Neugier bezeigten, die Geschichte seines Uebertritts näher kennen zu lernen. Wilson steckte seine Maria Stuart ein, und Martini theilte folgendes der Gesellschaft mit.

Mein Entschluß mich der nachsichtsvollen Mutter in die Arme zu werfen, war eigentlich das Werk eines Augenblicks. Lang stand ich zwar vor ihrem Schoos bis mich gleichsam ein Engel schnell und sanft hineinhob. Schon als Knabe fand ich Vergnügen an den heiligen Gottesverehrungen und besuchte die katholische Kirchen an Festtägen. Der schön erleuchtete Altar, die geschmückte Jungfrau Mutter Gottes, die feyerliche Procession am Frohnleichnamstag, die herzergreifende Musik des Miserere mei war ein Seelengenuß für mich, den ich niemals wenn ich Zeit hatte, entbehrte. Doch war wir damals als ob noch eine Scheidewand mich von diesen Herrlichkeiten trennte. Ich war noch zu viel Protestant, und wußte nicht warum. Diese Scheidewand umzustürzen, konnte dem Jüngling nicht einfallen, eben so wenig als ich mir eine Ader geöffnet

hätte, wenn gleich das Blut meine Adern hätte aufspringen machen wollen. Ich liebte meinen einfachen protestantischen Glauben, und fühlte: das protestantische Bethaus sey mein Bethaus; aber ich fand auch Unterhaltung für meinen Geist in dem katholischen Tempel! So ging ich in die Welt und bereiste die meisten Provinzen Deutschlands. Von Straßburg nahm ich meinen Weg in die Schweiz, von welcher ich mich fast nicht trennen konnte. Die Berge, die der Wanderer mit Lebensgefahr übersteigt, die in fürchterlicher Tiefe liegende reizende Thäler, die Berge, auf welchen der schwerfallende Athem uns erinnert: daß im Raum des Himmels zu leben, der irdische Mensch aus dem Thal der Erde, ohne Umformung nicht vermöge; die Schlünde und Höhlen in welche meine Einbildungskraft Bewohner schuf, vor welchen ich vielleicht, wären sie mir wirklich erschienen, gestorben wäre; — — alles dieses und noch mehr zog mich unwiederstehlich an jene Gegenden. In meine Heimath zurückkehren vermogte ich nicht, denn wie sollte ich mich aus dem vollen Land wo die Natur in der Fülle ihrer gigantischen, Schauder und Ehrfurcht erweckenden Größe, mir für meinen Geist einen Wohnort anwies, — in das einfache, leere und an vielen Orten öde Deutschland begeben! Und doch mußte ich weiter, weil ich nicht bleiben konnte. Wohin also als nach Italien, in das Land wo die Citronenbäume blühen, in das Vaterland der alten Römer, in das Paradies von Europa. Schnell reisete ich, um nach Florenz zu kommen, wo ich mich, des schnellen Wanderns müde, eine Zeitlang aufhielt. Mein Aufenthalt in der Schweiz hatte meinen Geist

für das Große und Majestätisch=Schöne gestimmt, welches ich deutlich in mir bemerkte, wenn ich die noch allda befindlichen Meisterstücke der bildenden Künste und Meisterwerke der Baukunst, die Kirchen oder Palläste betrachtete. Der Wirth, bey welchem ich wohnte, hatte eine Tochter; so mir nicht gleichgültig blieb und die sich auch gern mit mir unterhielt. — Ich folgte ihr öfters Morgens in die Kirche, wenn sie eine heilige Messe hörte. Da sah ich dann nicht sowohl in diesem, als auch andern Weibergesichtern wahre Madonnenbilder. So wirkt der gebildete Geist auf die Bildung des Körpers. Ich war entzückt über diese Muttergottesphisionomien, und Mariane schien mir ein Engel zu seyn, denn ich wagte keinen unlautern Gedanken gegen sie, und wenn ich sie zuweilen küßte, glaubte ich mehr als ein Mädchen zu berühren. Die Italiener sind auf ihre Weiber und Töchter aufmrrksam; es entging mir nicht' daß ich bemerkt wurde. Ich hatte indessen nichts gethan, was mich etwas Unangenehmes hätte befürchten lassen können, und war deßwegen ganz unbefangen und sorglos. Mein Wirth hatte einen Brnder so sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte. Dieser traf mich einstmals bey seiner Nichte allein an. Ich war ein wenig betroffen, aber er sprach gleich zu mir: bleiben Sie mein Herr, bey solchen Fremden wie Sie sind, darf meine Nichte wohl allein bleiben. Er fing gleich darauf selbst von meinen Begleitungen seiner Nichte zu reden an, und es entspann sich ein mir unvergeßliches Gespräch unter uns beiden. Der gute Priester wußte mir so viel Schönes von seiner Kirche zu erzählen, wußte mir die Mutterkirche so darzustellen, daß ich ihm Bey=

fall nicht versagen konnte, da er sie mir als eine Quelle beschrieb, die dem nach höherer Erkenntniß, nach höherem Genuß lechzenden Menschen den Durst zu löschen vermöge. Ich übergehe von meinem Aufenthalt in Florenz mehr zu erzählen. Der mir zum Freund gewordene Priester rieth mir nach Rom zu reisen, um dort nicht nur die Ueberbleibsel der alten Welt, sondern auch das große Monument, wodurch die Kunst als eine der Religion würdige Dienerin sich bewiesen, die Peterskirche zu schauen. — Auf meiner Reise von Florenz nach Rom war mir nicht anders als ob in Italien eine eigene große von allen Völkern verschiedene Familie wohnte. Der heilige Vater war bey dieser Fantasie das Oberhaupt dieser Familie. Diese Vorstellung ward mir fortdauernd deutlicher, je näher ich nach Rom kam, und war die Ursache, daß ich mir, als ich die große heilige Stadt erblickte, den Himmel zu einem wahren Geistesgenuß für mich versinnlichte. Ich sah den Schöpfer Himmels und der Erden, mit seinem eingebornen Sohn. Um ihm schwebten die Cherubim und Seraphim, ihm dieneten die Engel und Erzengel, um ihn standen die Apostel und alle Heilige. Alle Selige stimmten ein Alleluja an. Die heilige Mutter Gottes, begleitet von den heiligsten Jungfrauen, erschien in voller Glorie, und schwebte zu dem Thron der Gottheit. — Mit solFantasien beschäftigt, fuhr ich in Rom ein. Kaum war ich etliche Tage angelangt, so erhielt ich einen Brief von meinem lieben Priester aus Florenz, der mir zwey Empfehlungsschreiben überschickte. Das eine war an einen Verwandten des Cardinals A., welcher wohl einer der aufgeklärtesten und wissenschaftlichsten Männer

in ganz Italien seyn dürfte. Er ist religiös, ist von dem allein seligmachenden Glauben überzeugt, vermag die Seligkeit zu ahnden, ohne im geringsten den Vorwurf einer Bigoterie zu verdienen. Als ich ihm meine Visionen vom Himmel erzählte, antwortete er mit Lächeln: Der sinnliche Mensch macht sich Bilder vom Himmel und der Hölle. Das mag gut, auch wohl nöthig für den gemeinen Mann seyn, für welchen in katholischen Ländern deßwegen durch Erinnerungsbilder hinreichend gesorgt ist. — Aber Sie sind ein Protestant! wie kommen Sie zu solchen Bildungen, so Ihre Glaubensbrüder meistens bey uns katholischen belachen? Als ich ihm hierauf erwiedert: daß diese Bilder durch meine Gefühle erregt, mir nur zu Symbolen gedient hätten, um damit meine Empfindungen während meiner Reise nach Rom fest zu halten; war seine Antwort: Wir denken wie ich merke beynah einerley, und mich freut es, wenn ich einen Protestanten finde, der mit mir übereinstimmt; denn gemeiniglich denke ich mit einem solchen conformer als mit vielen meiner Glaubensbrüder. — Lieber Herr, fuhr er fort, alles kommt auf das Gefühl an; unsre Vernunft muß dem Herzen, wenn es überströmt voll seliger Empfindungen, sagen: du hast Recht! — Dann sind die Bilder was alle Sinnlichkeiten seyn sollen, Träger und Leiter unsrer Gefühle, welche uns die unverwerflichste Zeugen unsrer allerheiligsten Religion sind. Morgen hält der Cardinal, mein Vetter, Hochamt. Ich hole Sie morgen ab, und bringe Sie in der Kirche an einen Ort, wo Sie das Feyerliche der Gottesverehrung bequem werden überschauen und hören kön-

nen. Mich verlangt was Sie alsdann darüber urtheilen werden.

Wie ein Kind, so die Kutsche, so es zu einem Freudenfest bringen soll, nicht erwarten kann, so schaute ich aus meinem Fenster auf die Straße, ob mein Freund käme. Schon gingen die Andächtigen haufenweise nach dem Tempel. Da wallen Sie hin, die Glücklichen! dachte ich, um in heiliger Gemeinschaft die Gottheit zu verehren, zum Vorschmack der Seligkeit, welche sie hoffen. Endlich kam mein Freund. Wir gingen, und es war mir, als ob das Thor der Kirche der Eingang zu einem Allerheiligsten wäre, welches nur Auserwählte, wie ehemals bey den Juden, als noch Gott unter ihnen wohnte, der Hohepriester, betreten dürften. Ich hatte die große Kirche schon gesehen und doch war sie mir heute neu. Als wir eintraten, wie ward mir! Ein heiliger Schauer überfiel mich! da lagen tausende auf den Knien um anzubeten. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, die Größe des Herrn, in der freywilligen ehrfurchtsvollen Unterwerfung seiner Knechte zu erkennen. Auf dem im heiligen Schatten des hohen Doms schön flammenden Altar thronte unsichtbar und doch in Fleisch und Blut der Sohn des göttlichen Vaters. Die Weihrauchswolke stieg zum Himmel, ihr süßer Geruch weckte in mir den Glauben, daß hier dem Herrn zum süßen Geruch geopfert werde. Nun erschallte aus dem Heiligen ein Gloria in excelsis! Die himmlischen Chöre erfüllten den weiten Raum, in welchem ich mich befand und mich für ein Atom hielt. Ich sah, hörte, fühlte, — von Minute zu Minute doppelt, was die vorhergehende mir offenbarte. Meine Sinne waren erhöht bis

zu den Gefilden der Unsterblichkeit. Ich war noch mehr als Mortimer. Bekannt mit den Bedeutungen der Meßhandlung warf ich mich unwillkührlich auf die Knie, und meine Seele war mit der heiligen Gemeinde vereinigt. — Als ich zu meinem Freund nach Haus kam, bat ich, beschwor ich ihn, mir den einzigen Freundschaftsdienst noch zu leisten, und mich mit einem Mann bekannt zu machen, der mir das wäre was der Cardinal von Guise dem Mortimer gewesen. Mit Erstaunen hörte er mich an. Er wollte mich von meinem Vorhaben zurückhalten, weil er glaubte, daß nur erhitzte Fantasie aus mir spreche, daß ich nur ein Schwärmer und kein wahrer Gläubiger geworden wäre. Aber ich ließ nicht ab. — Er führte mich zu seinem Vetter, dem Cardinal, welcher mich zum Unterricht einem andern Geistlichen empfahl, in dessen Hände ich auch mein Gelübde ablegte. Bis dieses geschah, stieg mein Glaube, meine Liebe und Hoffnung bis zur Vollendung. Als ich nach Ablegung meines Gelübdes aus der Kirche ging, war mir als ob ich eine That begangen hätte, wodurch ich neu zu einem andern Menschen umgeschaffen worden wäre. Wenn ich an diese Zeit zurück denke, ist mir immer als spräche eine Stimme zu mir: da hast dein Werk vollendet.

Hier schwieg Martini und es entstand auf etliche Minuten eine tiefe Stille, welche Wilson mit dem Ausruf unterbrach! Wohl dem wer vollendet! — Maibach dagegen sagte: Ja wohl dem wer vollendet! aber nicht alle, welche ausrufen, werden ein Ziel finden, bey welchem sie sagen können: ich habe vollendet! — Vielleicht sollen auch nicht alle vollenden: sagte Caro-

line, ohne sich weiter auf diese Interjection erklären zu können. Martini aber versicherte, daß auch sie vollenden werde, sobald Kraft und Wille in ihr lebendig seyn würden. — Die Glocke schlug 9, auf welches Zeichen die Gesellschaft gewöhnlich aus einander ging. Man stand auf, und Wilson umarmte Martini, und dieser den Maibach, worauf alle unter einander bis auf den Pfarrer sich umarmten. Liebste! beste Freunde! rief der Pfarrer, welche schöne Stunden sind uns heute verflossen! Wir sind reichlich für das entschädigt worden, was wir gestern durch den gottlosen Maler entbehren mußten, Gott mit uns! und hier umarmte er auch alle in der Reihe herum.

Hofmaier an von Waldheim.

Zehntes Schreiben.

Erlauben Sie mir, Verehrtester, daß ich Sie diesesmit einigen Bemerkungen übər die Bekehrungsgeschichte Martini's unterhalte. Ich theile Ihnen meine Gedanken darüber mit, um mir die Ihrigen dagegen zu erbitten.

Rom mit seiner Peterskirche scheint mir für viele Protestanten das zu seyn, was man von dem Aequator wegen der Seefahrer im gemeinen Leben denkt. Er hat die Linie passirt, sagt man von einem, der die Mittellinie des heißen Weltstriches überschritten und mit etwas zu

viel, oder zu wenig Vernunft in das gemäßigte Clima seines Vaterlandes zurückgekehrt ist. So läßt sich auch von denen sagen, welche in der Peterskirche waren und ihre Religion geändert, daß Etwas von ihrer mitgebrachten Vernunft in der Kuppel hängen geblieben sey. Man hat schon viele Beschreibungen des imposanten Eindrucks, so der Anblick dieses Tempels schon auf ein weiches Gemüth macht, gelesen; und Manche suchen sich in ihren Ausdrücken zu erschöpfen, um die betäubende Fülle religiöser Majestät des Gottesdienstes darinnen darzustellen; als wodurch man diejenige zu entschuldigen sucht, so als Protestanten nach Rom gereiset und als eifrige Katholiken wieder gekommen sind.

Auch ich war in Rom und sah die Peterskirche, wohnte auch am Charfreytag und andern Festen dem Gottesdienste darinnen bey. — Ich gestehe Ihnen, daß mir das Hehre, Feyerliche, welches mich von allen Seiten umgab, das was daselbst für Aug und Ohr so verführerisch gefunden wird, nicht gleichgültig geblieben; zumal ich absichtlich alles that, um mich den sinnlichen Eindrücken hinzugeben. Auch wurde ich durch das erstemal gereizt mehrmal hinzugehen, um mich dem sinnlichen Vergnügen zu überlassen, wobey ich den Gedanken nicht verlohr, daß alles dieses zur Verherrlichung dessen geschehe und zubereitet sey, den auch ich als Stifter meiner Religion verehre. Ich habe sogar nachgedacht, wie dieser Sinnenreiz das Herz fesseln könne? und doch — bin ich nicht katholisch geworden; im Gegentheil hat mich mein vielleicht zu kalter Kopf auf Gedanken geleitet, bey welchen ich durch die Pracht von hundert Peterskirchen ohnmöglich meine einfache Gottes-

verehrung mit einer für die Sinnlichkeit imposanteren, vertauschen kann. — Als ich zum erstenmal, es war im Hafen von Marseille, das Meer und zwar in einer ziemlich heftigen Bewegung erblickte, war ich so frappirt, daß ich im Anschauen dieses furchtbaren Elements verlohren war. Ich sah, fühlte und konnte nichts denken, meine Seele war in den Fluthen und wogte mit denselben in das Endlose dahin. Das erste was in mir, mit Bewußtseyn meiner Selbst, wieder vorging, war: daß ich von dem unabsehbaren Meer meine Gedanken in den grenzenlosen Raum wendete. Welche ungeheuere Kraft wüthet in den Meereswellen wann es mit Untiefen und Wasserbergen wechselt! dachte ich, und doch — wie gering ist diese Kraft, wie wenig imposant sein Anblick, wann ich mir die Kräfte und Fluthen des Luft- und Aethermeeres zwischen den Planeten und Sonnensystemen gedenke, in welchem Körper dahin schwimmen, vor deren Geschwindigkeit jedem, der sie denkt, ein Schwindel überfallen muß. Wann eine Kanonenkugel mit der Geschwindigkeit, womit sie abgeschossen wird, die Sonne erst in 25 Jahren erreichen würde: so läuft die Erde um die Sonne mit einer Geschwindigkeit, welche wenigstens 150mal größer ist als die einer abgeschossenen Kanonenkugel. Welche Kräfte, und doch wieder klein gegen weit höhere, so in der Natur vorhanden seyn müssen. Das heftigste mit Blitz und Donner schwangere Wetter, wann es über einem Erdstrich wüthet, den ein gewaltsam ausbrechender Vulkan verheert, und der von der Erde verschlungen mit einem neuen Meer bedeckt wird, ist ein minder furchtbares Schauspiel der Natur gegen die Revolutionen, so sich

in der Sonne gedenken lassen. — — Solche Gedanken machten mich geschickt, das Meer ohne Schwindel anzuschauen, ich ergötzte mich an der Majestät seiner Kraft, und war im Stand über die Berechnung der Kraft einer Meereswelle nachzudenken. Damals überzeugte ich mich, daß nichts so groß, herrlich und majestätisch in der Natur sey, um dessenwillen der zum Erkennen und Denken geschaffene Mensch den Gebrauch seiner Vernunft verlieren solle. Der Mensch, welcher sich dem Großen in der Natur und Kunst hingiebt, ohne die Kraft des Geistes zu besitzen, womit er die ersten Eindrücke aufhalten, sie in ihre Theile zergliedern und durch den Sturm der Empfindungen wandern kann, ohne Sclave der Sinnlichkeit zu seyn: — der gleicht einem Schiff auf dem tobenden Meer, so ohne Pilot dem Untergang preis gegeben wird. Die Zergliederung der ersten Eindrücke setzt dem schwelgenden Genuß Grenzen, der Verstand übt seine Kräfte aus und zerstört die Nebel der Täuschung, welcher ein schwaches oder geschwächtes Gemüth unterliegt. Durch diese Zergliederung und Zerstörung verliert der Mensch nichts, denn eine neue Welt lebt in seiner Seele auf. Das Chaos dunkeler in einander verwebter Begriffe, lößt sich in klare und deutliche auf, und der Mensch wird seiner Vernunft mächtig. Wohl mir! ich wünsche mir Glück dazu, daß ich mich stark genug fühlte, die Peterskirche für das zu nehmen was sie ist, für ein Gebäude; und dieses Gebäude, ohne mich von meinen Gefühlen abhalten zu lassen, nach meiner Vernunft zu würdigen, unverzagt genug gewesen; so wie ich mich erkühnte, dem Schauder bey dem Anblick des ergrimmten Meeres, durch einen

höhern Gegenstand zu befehlen: meinem Verstand und meiner Vernunft ihre Rechte frey und unbehindert ausüben zu lassen.

Bey meinen Reflexionen über die Peterskirche in Rom fand ich eine längst schon gefaßte Idee bestätigt: daß nämlich bey Betrachtung der Werke der Baukunst, unsre Empfindung nicht selten mit dem im Widerspruch stehet, was die Vernunft als Gesetz ausspricht. Die Baukunst ist eine Tochter unsrer Bedürfnisse, sie war es so weit die Weltgeschichte hinauf reicht und wird es bleiben bis an das Ende der Welt, wenn bis dahin das Menschengeschlecht nicht im letzten Viertel ihres Vernunftlichts etwa wandeln sollte. Cultur, Religion, Staatsverfassung, Sitten, Gebräuche, Clima, modificiren unsre Bedürfnisse, welche die Baukunst befriedigen soll. Daher ist kein Gebäude gut, welches nicht zweckmäßig ist. Zweckmäßigkeit kann durch keine Zierde ersetzt werden. Zierde ist keine Zierde, wann sie nicht schön ist, und Nichts ist schön was geschmacklos ist. Die alten Völker baueten zweckmäßig, und nach ihrem eigenen Geschmack schön. Die Neuern borgten von den Alten, um reich an Ideen zu werden, Formen und Zierden, und baueten wieder zweckmäßig und minder schön, weil sie oft zu sclavisch nachahmten und fremde Formen und Zierden mit dem, was für ihr Zeitalter, ihre Nation zweckmäßig und schön war, nicht zu vereinigen verstanden. Das alte Rom war zwar die Herrscherin über die Welt, aber eine Sclavin fremder Künste. Es holte aus Aegypten, Asien und Griechenland seine Tempel und Palläste, wie aus letzterem seine frühern Gesetze. Das neue Rom bauete nach fehlerhaften Mu-

stern der Alten eine Kirche für die Christenheit, und man bewundert sie als ein Wunder der Welt. Die Erbauung der Peterskirche fing an im Jahr 1510 zur Zeit als man die gothische Bauart verließ. Die Baumeister ließen die Ruinen der römischen Antiken, die ohnehin nicht ganz rein waren, aufgraben, studirten ihre Verhältnisse und wendeten sie bey dem neuen Gebäude an. Daher wird auch jeder unbefangene Beurtheiler dieses so hoch geprießenen Wunderwerks der Welt sehr mangelhaft an Zweckmäßigkeit und geschmacklos in vielen seiner Zierden finden. Wozu die 4 Schiffe dieser Kirche? wozu die Menge von Capellen und Gänge, die man nicht auf einmal übersehen kann, wozu der ungeheuere Dom, den man nicht recht betrachten kann, ohne sich auf den Rücken zu legen? Was wollen die Säulen und Pilaster die nichts tragen? Und dieses Wunder ist so schlecht auf die Dauer gebaut, daß, statt es wie andere große Werke dem Sturm einer tausendjährigen Zeit trotzen sollte, schon im Jahr 1743 dem Dom der Einsturz drohete, und 4 eiserne Reife um die Kuppel gelegt werden mußten. Die Natur scheint diesen Babelbau nicht dulden zu wollen.

Vielleicht, verehrtester Freund! halten Sie mich für einen Abkömmling jenes Criticers im Tristram Shandy, der während Garrick als Hamlet einen Monolog declamirte, auf seine Secundenuhr sah und genau acht gab: ob Garrick bey einem Punct so lang einhielt als beym andern, ob er nicht mitten in der Periode still geschwiegen, ob er alles laut und vernehmlich gesprochen, u. dgl. mehr. Sollte ich auch an dem Architecten, so die dem heiligen Peter gewidmete Kirche

aufgeführt, mich versündigt haben, so kann ich doch unmöglich glauben: daß ein Mensch, der andere ähnliche Kunstwerke nicht blos aus Kupferstichen und Beschreibungen kennt, für die Peterskirche samt allem was darinnen zu sehen, zu hören, zu riechen und zu fühlen ist, so eingenommen werden kann, um in seinem Kirchenglauben wankend zu werden, es sey dann, daß seine Vernunft schon vorher gewankt hat. Wer übrigens Sinnensclave oder Schwärmer genug ist, um vor der Größe der Peterskirche mit seiner Kuppel zu schaudern, oder in dem hohen Dom sich der Gottheit näher zu fühlen, als in einer kleinen Dorfkirche, und auf die Knie zu sinken; oder in der Peterskirche zu Rom zur katholischen Kirche übergeht, weil die Gottesverehrung in dieser Kirche den Sinnen so sehr imponirt: der ist einem Kind gleich, welches gleichgültig in den schönsten Fluren herumirrt, aber mit Entzücken den Lichtergarten im Guckkasten betrachtet, und, wäre es möglich, die reizendste Landschaft in der Natur gegen einen solchen gemalten, mit einem erbärmlichen Lämpchen erleuchteten Garten vertauschen würde. — Armes Kind! armer Schwärmer! wärest du in den Höhlentempel zu Elora in Indien gekommen; hättest du an der Seite eines Braminen dieses unermeßliche aus dem Bauch eines Granitfelsen gehauene Gebäude, seine unterirdische Tempel, Capellen und Gänge durchwandert, hättest du die unzählichen Bildsäulen gesehen, und aus dem Mund deines Führers das mehr als siebentausendjährige Alter dieses Gotteshauses vernommen: so würdest du vor dem Brama gekniet und die Emanation der Gottheit empfunden haben. Hätte dich dein Geschick in die Rui-

nen von Alhambra und Cordova geführt, so würde dein kindischer Geist versucht worden seyn: alles was du gesehen für mehr als Werke von Menschenhänden zu halten.

Ich kann mich von der Peterskirche in Rom und den Tempeln Asiens nicht trennen, ohne nochmals feyerlich zu erklären: daß ich gegen alle Tempel, in und außer der Christenheit, sie mögen nun Meisterwerke der Baukunst, oder eine aus Holz und Leimen zusammengeflickte Dorfcapelle seyn, die schuldigste Achtung hege, und keinem Tempel zur Last lege, daß er so übermäßig schön, imposant, bewunderungswürdig, wohlgefällig, oder schauervoll sey: daß wer da hinein gehet, um zu beten, oder beten zu sehen, seine Vernunft verlieren müsse, wie die Märchen von den wunderschönen Prinzessinnen oder Zauberpallästen uns kund gemacht haben. Wer so unglücklich ist aus einem Tempel, und wäre er noch 10mal so imposant als die Peterskirche in Rom, mit Verlust seines Verstandes und seiner Vernunft nach Hause zu gehen; bey dem lag der Wahn gleichsam noch als Ey im Kopf, der durch die Wärme der im Tempel erregten Einbildungskraft ausgebrütet ward. Es verhält sich mit dem Wahn, wie mit dem Faulfieber, oder einer andern acutischen, zerstörenden Krankheit. Der Wahn ist ein kranker zerstörender Zustand der Seele, wie das Faulfieber des Körpers. Wann bey Jemand auf eine starke Leibesbewegung, einem Spaziergang von mehreren Stunden, wodurch der Körper ermüdet und also geschwächt worden, das Faulfieber ausbricht, so ist weder die Bewegung an und vor sich, (die dem gesunden Mann gar wohl bekommt,) noch Sonne

oder Mond schuld daran. Der Krankheitsstoff, so schon im Körper lag, bewirkte die Revolution, wozu die Ermüdung nur Gelegenheit gab. So verhält es sich auch mit dem Wahn, wann derselbe durch den Anblick einer imposanten Gottesverehrung in einem prachtvollen Tempel, zum Ausbruch gebracht wird. Hierüber noch einige Bemerkungen.

In zwey alten Opern *) sind wahnsinnige Personen zur Belustigung auf die Bühne gestellt worden, von welchen man die Symtomen des Wahnsinns um so sicherer abzunehmen vermag, als man über dieselbe lacht und also durch das Mitleiden noch nicht veranlaßt wird, den Wahnsinn nur im Jammerhaus der Geisteskranken zu suchen. Der eine, Orpheus genannt, ist ein närrischer Musicus, und glaubt durch seine Violine, in Menschen und Thieren, alle Leidenschaften und Gemüthsbewegungen so zu erwecken, daß sie nach seinem Willen tanzen, stillstehen, lachen oder weinen müssen. Der andere, ein Maler, Namens Schwindel, bildet sich ein: nicht allein körperliche, sichtbare Gegenstände, sondern auch unkörperliche, unsichtbare, blos hörbare gemalt zu haben. Er spricht von einer gemalten Hochzeit, auf welchem Tableau man den Musikanten ansehen könne, daß sie ein Præstissimo spielen. Die Grille und schwärmerische Fantasie des Musikanten ist: daß er glaubt, die Veränderungen in der Seele anderer hingen von den seinigen ab. Der Maler wähnt: daß alle Ideen Abdrücke sichtbarer Gegenstände seyen.

*) Die Liebe im Narrenhaus; und die unverhoffte Zusammenkunft. Erstere ist von Ditters, und letztere von Gluck componiert.

Bey dem einen ist das Ohr, (weil er ein Musicus und kein Maler ist,) bey dem andern das Aug, (weil er Maler und kein Musicus ist) bezaubert. Violine ist der Zauberstab des einen, der Pinsel des andern geworden, nachdem der Wahnsinn sich mit den productiven Talenten vereinigt hatte und sichtbar geworden. Ohne solche Talente, wenn sie z. B. blos Stuben- und Buchgelehrte gewesen wären, würden sie Wandnarren geworden seyn, und der eine von Begebenheiten, der andere von Wunderdingen, dergleichen die Feenmährchen enthalten, als ausgemachte Wahrheiten geträumt haben. — Diesemnach kann man den Wahnsinn nicht allein aus dem Gespräch, sondern auch dadurch abmerken, wenn Jemand einen sinnlichen Gegenstand nicht blos für ein Symbol seiner Fantasie hält, nicht blos Dichter ist, ohne an seine Dichtungen als Wirklichkeiten zu glauben; sondern vielmehr seinen Wahnsinn mit dem Sinnlichen, (wobey er hervorgetreten und ausgebrochen) so verbindet, daß er beides nicht mehr von einander trennen und unterscheiden kann; so wie der närrische Orpheus seinen Wahn, die Menschen nach seinem Willen zu bewegen, von seiner Violine, (wodurch er seine innere Veränderungen ausdrückt,) nicht mehr zu trennen vermag.

Der Violinist Orpheus und der Maler Schwindel sind Beyspiele, nach welchen zu urtheilen ist: wofür man, die Mortimer, Martinis, Werner, ja selbst die Winkelmann und andere Gelehrte, (so große Hochschätzung sie auch als Alterthumskenner und wissenschaftliche Männer verdienen mögen) welche durch den Pomp der Peterskirche und andere Sinnlichkeiten, zur katholischen Kirche (woselbst ein stärkerer Glaube als in der pro-

testantischen erforderlich ist) übergegangen, zu halten hat. Die Vernunft bescheidet sich vom Daseyn Gottes überzeugt zu seyn, ohne Etwas mehr von ihm zu erkennen, als daß er, der Schöpfer Himmels und der Erden uns mit Erkenntnißvermögen begabt hat, ihn in seinen Werken zu erkennen und als freyen vernünftigen Wesen Pflichten auferlegt habe, um durch praktische Tugenden ihm wohlgefällig zu leben. Fantasie, Schwärmerey und Wahn zerstören alle Vernunft, und (da nur bey vernünftigen Geschöpfen die Rede von Gottesdienst und Gottesverehrung seyn kann) alle Religion. Wenn nun ein Mensch, und noch dazu ein gebildeter, wissenschaftlicher, kenntnißreicher Mensch, durch das Feyerliche eines Cultus bewogen wird, zu schwärmen, wenn er sich durch das Sinnliche der Gottheit näher gebracht wähnt, wenn er in seinen sinnlichen Gefühlen Grund für neue Glaubenslehren findet, und seiner sich noch regenden Vernunft alle Prüfung untersagt, oder glaubt nach Vernunftgründen geprüft zu haben, wann er aus Mangel an gesunder Vernunft, seinen Wahn für Vernunft hält; — — was soll man von demselben denken? — Ist nicht der Wahnsinn, durch das Imposante des Cultus ausgebrochen, der vorher in ihm gelegen? Hat dieser Mensch vorher die von der Vernunft gebilligte Religion gekannt? Der Cultus selbst, so feyerlich er auch seyn mag, ist unschuldig. Dieser ist nichts anders als ein Mittel, eine Gemeinde von ihren Religionskenntnissen und Begriffen (welche sie auch seyn mögen) zu unterhalten, und an sich eben so gleichgültig als die Sprache, wodurch wir uns von Gegenständen aller Arten unterhalten. Daher muß der Wahn schon im Kopf

liegen, wann er durch das Sinnliche eines Cultus ausbricht. Will man auch sagen, daß der neue Glaube außer dem Schwärmer gewesen und er ihn nicht fantasirt habe, so erwiedere ich: daß die Sinnlichkeit die Schwärmerey geweckt und der Wahnsinn die neue Kirche zu seinem Gegenstand gewählt habe, weil sie ihm am nächsten bey seiner Explosion gestanden. Der Schwärmer ist kirchentoll geworden, und würde mädchentoll geworden seyn, wenn der Wahnsinn unter einer Menge junger schöner Mädchen durch den Geschlechtstrieb zum Ausbruch gebracht worden wäre. Aus dieser Ursache ist auch die Religion und ihre Dogmen, so irrig sie auch seyn mögen, an sich nicht für Wahnsinn zu halten, eben so wenig als die Musik, die Malerey oder eine schöne Person des andern Geschlechts auf Wahnsinn hindeuten. Dem Vernünftigen sind sie Gegenstände vernünftiger Betrachtung; dem Wahnsinnigen Gegenstände seines ihm eigenthümlichen Wahnsinns. Worinnen der Wahnsinn eines der durch das Sinnliche eines Cultus zum Ausbruch zur Handlung befördert worden, bestehe? ist aus dem abzunehmen, was der neue Christ, Heide, Türk, Jude rc., am heftigsten vertheidigt, liebt und womit er sich am meisten beschäftigt. Im allgemeinen ist es Geistersucht und Fantasie über die Mittel mit der Gottheit in einen nähern Rapport zu kommen, als sie jedem Erdensohn, der weiter nichts als vernünftig, und dadurch in Demuth, dankbar, mit seinem Schöpfer zufrieden ist, vergönnt hat. So wie nun Opheus mit seiner Violine die Menschen wider ihren Willen zum Gehen und Stehen, Lachen und Weinen, bewegen zu können glaubt; der Maler Schwindel eine Kegelbahn malen

will, worauf man die Kugeln laufen und die Kegel fallen siehet; so will ein Mortimer und Consorten durch eine Messe sich wie Paulus den Himmel öffnen; er belebt die Denkbilder der Apostel mit einem Geist, der, wenn er auch nicht das Bild bewegt, doch sonst seine Wirkung äußert, wenn er gereizt wird; er erwartet Wunder, weiß die Gottheit eben so nach seinem Willen zu lenken, als er andere Menschen von sich abhängig machen kann; ihm ist nicht genug zu wissen, daß die Gottheit allwissend ist und, das Gebet vernimmt, er will es auch fühlen; und endlich glaubt er: daß die Summe seines Wahnsinns, eine Kenntniß von Gott und seinem Wesen enthalte. Die Religionsgebräuche, an welche sich sein Wahnsinn angeschlossen, werden nun, wie mehr erwähnten Narren die Violine und der Pinsel ein Zaubermittel seinen Wahn auszuführen. Die Orgel hallt im Himmel wieder, und die Natur muß seinem Glauben, wie Gott seinen Wünschen folgen, wann sie nur gehörig in ein Gebet oder sonstige religiöse Handlung eingekleidet sind. Von praktischen Tugenden aus freyem Trieb nach unbedingter Pflichterfüllung, ist gewöhnlich bey diesen Wahnsinnigen keine Rede und wann sie ja Gutes thun, so glaubeu sie: daß dieses zu der Convention gehöre, welche sie mit Gott abgeschlossen hätten, und fürchten, das höchste Wesen werde auch nicht Wort halten und sich außer den Rapport setzen. — Solcher Wahnsinn lag als Saame im Kopf des Morti mer und Martini ehe die Fieberhitze, so sie zu Rom in einer Kirche überfallen, diesen Saamen entwickelte.

Zum Beschluß dieser meiner Bemerkungen über Martini und seinen Religions-Wahn, füge ich noch

eine Anekdote von Wilson bey, welches seine Anlage, ein völliger Narr zu werden, auf das deutlichste documentirt hat.

Als bey demselben die Gesellschaft nach Martini's Confession wieder zusammen kam und man nach der mit dem Pfarrer genommenen Absprache Theoduls Gastmal lesen wollte, stand er von seinem Stuhl an der runden Tafel auf und sprach mit mehr als gewöhnlicher Emphase: Meine Freunde! wir sind mit einander einverstanden, daß die Religion das schönste Band der Menschheit sey. Wir sind mit einander einig: daß Christus allein der Punkt sey, um welchen sich alle Begriffe und Ideen von Gott, der unsichtbaren Welt und von uns Menschen selbst drehen müssen. Ueberzeugt, daß wir hier im Einklang zusammen stimmen, habe ich Ihnen ein Geheimniß, so ich mir selbst seit unsrer letzten Zusammenkunft geschaffen, mitzutheilen. Sollte auch Einer, oder Eine unter Ihnen seyn, so mich verlache, so sey es! Ich habe nie das Urtheil anderer gescheut, noch gefürchtet. Manche Thorheit habe ich begangen, und mich nicht geschämt, denn ich war mir meines Verstandes und meinar Genialität bewußt. Thorheiten sind oft Schlacken, deren sich die Vernunft in Form der Launen entledigt. Ich habe in collegialischen Verbindungen meine Einfälle, ohne sie weiter zu überlegen, behauptet, weil ich eben so viel Recht zu haben glaubte, meine Einfälle zu behaupten, als ein anderer die seinigen. Und ich sollte Scheu tragen, sollte Anstand nehmen, Ihnen eine vertrauliche Eröffnung zu machen, worüber ich schon Jahre lang nachgedacht habe und womit ich mich Ihrer Achtung würdig zu machen glaube,

weil ich nicht zweifle in Ihrer aller Geist, wenn gleich nicht nach aller Erwartung gehandelt zu haben. Hier öffnete er ein kleines Cabinet in welchem ein völliger katholischer Altar, mit dem Crucifix und einigen Bildern geziert, errichtet war. — Ich gehöre zwar, fuhr er fort, noch zu der protestantischen Kirche, aber hier zu beten, vor dem Herrn aller Herrn zu knien, ist mein freywillig gewählter, häuslicher Gottesdienst. Unter uns darf Niemand ein Geheimniß wegen seines Glaubens vor dem andern haben. Und sind wir nicht mit einander auf das genaueste darinnen einverstanden: wenn nur Christus angebetet wird!

Die Gesellschaft war wirklich über diese Seltsamkeit des Wilson erstaunt, obgleich sie ihn noch größerer fähig hielte. Keiner äußerte sich. Endlich sprach der Pfarrer: Ich kann Ihnen, liebster Freund! nicht anders als herzlichen Dank sagen für die Eröffnung Ihres Geheimnisses; und wünsche nichts mehr als daß alle meine protestantischen Freunde mich einer ähnlichen Offenherzigkeit würdigen mögten. Doch rathe ich Ihnen: ihren Altar wieder abzutragen. Wie leicht entdeckt ein Ungeweihter dieses Ihr Mysterium, und profanirt es vor der Welt. Man würde Sie verlachen, verspotten, — — — — Mag es! fiel Wilson ein, mag es! Ich werde zwar meinen Altar so verborgen halten als möglich: aber wann er auch entdeckt werden und die dumme Welt mich für einen Narren halten sollte: so bliebe ich doch das Entgegengesetzte des dummen Haufens eingeschränkter Köpfe. Darum wenn sie auch mich für einen Narren halten sollten: so werde ich ein rechter Narr zu seyn mich bemühen. Es giebt Fälle wo man ein voll-

kommener Narr seyn muß: welches eine Kunst ist, so nur die ganz reife, ich mögte sagen die überreife Vernunft auszuüben vermag.

Hierüber, antwortete der Pfarrer, will ich nicht mit Ihnen streiten: doch kann ich Ihnen nicht bergen, daß mir Ihr Altar zu früh erscheint. Was soll Ihnen derselbe? Wollen Sie Katholischseyn spielen? Noch kennen Sie unsre Dogmen, unsre Traditionen, unser Religionsgebäude nicht. Wir lesen jetzt den Theodul zusammen; wird dieser Ihren Beyfall erhalten, werden Sie glauben, daß Odylo recht hat, werden Sie sich davon überzeugen, dann thun Sie was Sie wollen. Bis dahin wünsche ich, daß dieser Altar beseitigt werde. — — Er steht, versetzte Wilson, und soll stehen bleiben. Aber dieses Cabinet werde ich verschließen. Wann ich es wieder öffne, so werde ich ihn entweder zerstören, oder Jedermann soll ihn sehen.

Er verschloß hierauf das Cabinet, und die Gesellschaft setzte sich, um von dem Pfarrer den Theodul lesen zu hören, worauf man außerordentlich in Erwartung stand.

Martini's Wahn brach in der Peterskirche zu Rom aus. Wilsons närrischer Kopf wurde durch die Erzählung davon, und durch das darauf erfolgte allgemeine brüderliche Küssen electrisirt, denn er erzählte: daß er den Entschluß sich einen Altar zu bauen, gefaßt habe, als der Pfarrer ihn so warm umarmt und an sein Herz gedrückt habe.

Welche Veränderungen alle diese Begebenheiten bey von Maibach hervorgebracht, werde ich Ihnen zu einer andern Zeit mittheilen, wann Sie die Vorle-

sung des Theoduls kennen werden, welche mit zu den Ursachen gehört, so Maibachs ganze Denkkraft erschütterten.

Hofmaier an von Waldheim.

Zehntes Schreiben.

Die Vorlesung von Theoduls Gastmal konnte in einem Abend nicht geendigt werden, denn 391 Seiten lassen sich in einigen Abendstunden nicht einmal flüchtig durchlesen, geschweige da der Pfarrer dieses Opus so vortrug, daß er es als eine Sammluug von Belegen für seine eignen Meinungen behandelte. Ein ganzer Monat wurde dazu erfordert.

Die Vorlesung wurde von dem Pfarrer mit besonderer Feyerlichkeit eröffnet. Das Buch, fing er an, Theoduls Gastmal, ist eines der schönsten und dabey gelehrtesten Werke, welche für die Wahrheit und Erhaltnng der christlichen Religion geschrieben worden. Dieses Werk ist außerordentlich mißverstanden worden. Viele haben es für eine Vertheidung des Catholicismus gegen die Protestanten angesehen, da es doch nur eine Vertheidigung des Christenthums gegen diejenigen ist, welche sich durch den Mißbrauch ihrer Vernunft zu Irrthümer und Irreligiosität haben verleiten lassen. Der beste Beweiß gegen diese ungegründete Meinung ist der: daß dieses Buch von einem protestantischen Geistlichen geschrieben ist, der seine Religion kennt und aus den

reellen Quellen geschöpft, nicht aber bodenlose Vernünfteleyen zum Grund gelegt hat. Ehe wir aber beginnen, wollen wir uns über einige Grundsätze und Grundwahrheiten vereinigen, ohne welche wir dieses herrliche Buch ganz irrig beurtheilen würden.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, fuhr der Pfarrer gegen seine andächtigen Zuhörer fort, Ihnen zu beweisen: daß Christus der wahre Sohn Gottes vom Vater voller Gnade und Wahrheit sey; daß er die Menschen erlöset habe, daß seine Lehre das lebendige Wort Gottes sey, und alles was er angefangen, gelehrt, befohlen, eben so nach Gottes Willen geschehen sey, als die ganze Geschichte der Religion Facta enthält, welche alle nach Gottes Willen, zum Besten des menschlichen Geschlechts sich zugetragen haben. Wer hiervon einen Beweiß verlangt, der muß entweder ein Türk, Heide, Jude, kurz kein Christ seyn, welches bey uns der Fall nicht ist; oder: er muß mit seiner Vernunft so gespannt seyn, daß er sich selbst nichts mehr glaubt, und Beweise verlangt: daß er ein Mensch, und der Mond der Mond sey. Es ist nichts närrischer als Beweise für die Existenz einer Sache verlangen, welche ein Gegenstand der Erfahrung ist. — Dieses nun vorausgesetzt, müssen wir die Kirchengeschichte vor Augen haben, und uns daraus belehren lassen: was in der Reihe so vieler und mannigfaltiger Begebenheitrn, von Christo bis auf die Reformation, (ich bleibe absichtlich bey dieser Periode stehen,) zu dem Christenthum gehöre und was nicht? Hierbey findet die Critik der Vernunft keine Statt. Es wäre nichts unvernünftiger als durch die Vernunft bestimmen zu wollen: was sich zugetragen,

und was nicht. Nun gehören zum Christenthum: Christus, die Evangelisten, Apostel, die Kirchenväter, Heiligen, Märtyrer, Consilien, und die Päbste als Oberhäupter der Kirche, nebst allen Lehren und Thaten genannter Personen. Diese sind nach einer beynah zweytausendjährigen Zeitfolge die Stifter und Vollführer der christlichen Kirche. Eine solche Reihe von aufeinander folgenden Personen war nothwendig, um (wie bey einem Geschlechtsregister) einen sichern untrüglichen Faden zu haben: von dem jetzigen Pabst an, in einer ununterbrochenen Reihe von Statthaltern, oder hören Sie lieber, Vorstehern des göttlichen Geheimnisses Christi, zu Christo selbst, dem Stifter seiner allein seligmachenden Kirche aufzusteigen. Dadurch weiß der Christ, daß er wirklich in der von Christo abstammenden Kirche sich befindet, und kann auch nicht zweifeln, wann er nicht alle historische Beweise geradehin abläugnen und Facta erdichten will. Diese Genealogie der christlichen Kirche hat das historisch (und also nicht erdichtet) Merkwürdige, daß von Christo, durch die Jünger und Apostel, eine Menge von Zweigen sich ausgedehnt haben, welche alle wieder in einem einzigen zusammengewachsen sind, gleich einer Quelle, so in viele Aerme sich vertheilt, die wieder in einem Fluß sich vereinigen. Die Apostel stifteten überall eine Menge einzelner Kirchen, jede hatte ihren Vorsteher oder Bischoff. Mehrere Kirchen vereinigten sich unter einem Oberbischoff oder Patriarchen, deren es bekanntlich mehrere gab. Endlich erloschen die Patriarchate bis auf eines, des Bischoffs in Rom, unter dessen geistlichen Scepter oder Hirtenstab alle Kirchen und jedes ihrer Glieder versammelt worden sind. —

Da wir nun wissen, welches die wahre Kirche Christi auf Erden ist, und zwar eben so gewiß wissen, als wir uns durch die Geschichte überzeugen können, wer der Stammvater des Kaiserhauses ist; oder durch die Erdkunde genau angeben können, wo die in das Meer fließende Donau entspringt: so dürften wir ohne weitere Beweise überzeugt seyn, daß Christus der wahre Mensch und Gott seine Kirche so in alle Wahrheit leiten, und ihr nach seinem weisen Willen vorstehen werde, daß wir blindlings die Lehren und Gebote der Kirche und ihres Oberhaupts erfüllen können, ohne zu befürchten: den Weg der Wahrheit, der zum Leben führt, zu verfehlen. — Allein der Mensch soll auch durch seine Vernunft erkennen, er soll das Licht fühlen, sobald als das Auge der Vernunft sich öffnet. Soll aber der Mensch durch seine Vernunft nicht auf Abwege geführt werden, so muß er nicht vernunftwidrig denken und urtheilen. Derohalben hat derselbe bey seinem Forschen und Critisiren diese zwey Axiomata nie aus den Augen zu verlieren:

1) Alles was in der Religion meine Vernunft billigt, ist göttlich.
2) Alles was sie nicht billigt, noch Niemand billigen kann, ist ein Nebel der vor meinen Augen schwebt, den ich so lang zu zertheilen suchen muß, bis die Vernunft zufrieden gestellt ist. Hieraus folgt, als ein drittes, aber abgeleitetes Axioma: Nichts was die Kirche und sein Oberhaupt lehrt und befiehlt, ist schlechterdings zu verwerfen.

Was nun die Erkenntnißquellen anbetrifft, woraus die Consilien, Kirchenväter, Bischöffe, Patriarchen und

Päbste geschöpft haben, so sind sie die Heilige Schrift und Traditionen. Von diesen muß als Grundsatz gelten.

> Wann ein Laie oder Clericus dem was die Kirche, nach der Vorschrift der Consilien und ihres (der Kirche) Oberhaupts, lehret, widerspricht: so hat er Unrecht und muß Unrecht haben.

Dieser Satz scheint vernunftwidrig zu seyn, und ist es gar nicht. Denn gesetzt; irgend Jemand, nota bene der ein Glied der Kirche ist, widerspräche dem Schluß eines Consilii, oder dem Oberhaupt der Kirche, so kann doch ein solcher Quidam nicht beweisen, daß in seiner individuellen Vernunft ein Grund liege, nach welchem er gegen den Pabst recht haben müsse. Alles was geschehen kann, ist: daß ein dritter Schiedsrichter entscheide. Aber wo ist derselbe? vom Himmel schallt keine Stimme mehr herab, weil — nun weil Gott nicht will, und er weiß, daß wir derselben nicht mehr bedürfen. Eben deßwegen nun, muß der Pabst stets Recht behalten; denn zu glauben, er habe Unrecht, ohne das Gegentheil mit Bestand behaupten zu können, würde ein Tadel der Vorsehung seyn. Den Pabst tadeln, heißt den Schöpfer anklagen: daß er uns auf einen Lebensweg geführt, wo wir zu Irrthümern durch den geleitet werden, welcher uns aus dem Labyrinth der Zweifel führen soll. Aller Zweifel über die Macht und Heiligkeit der christlichen Kirche, und ihr so nothwendiges Oberhaupt, ist nur von solchen Menschen erhoben worden, welche nicht denken können, welches ein nicht allen Menschen in gleichem Grad einwohnendes Talent ist. Durch das Denken werden wir von Dingen

überzeugt, welche an sich unbegreiflich und daher unglaublich sind. So giebt es auch Schlüsse nach welchen wir sicher dasjenige errathen können, was zu wissen durch die Erfahrung ohnmöglich fällt. Wenn ein Geometer weiß, wie weit er von einem Thurm entfernt ist, so darf er nur den Winkel von seinem Auge bis zur Thurmspitze messen, und er berechnet auf einem Stückchen Papier, nicht größer als seine flache Hand, die Höhe des Thurms bis auf einen Zoll. Wer von der Göttlichkeit des Stifters der christlichen Kirche überzeugt ist, welches er durch die Geschichte werden kann, darf nur vernünftig fortschließen, und er wird die Heiligkeit des Pabstes eben so richtig finden als der Geometer die Höhe eines Thurms. Man hat die Entfernung der Erde von der Sonne richtig errathen, und nur der, welcher nicht denken kann, dem die astronomischen Kenntnisse fehlen, kann daran zweifeln. Der Mathematiker beschwört die Höhe eines Thurms, die Breite eines Flußes, ohne beides mit der Meßruthe abgemessen zu haben. Eben so sicher kann man auf das Wort der Consilien und des Pabstes schwören, so bald man sich historisch von der Existenz der christlichen Kirche, wovon ich vorhin Erwähnung gethan, überzeugt hat. Der Pabst ist das Oberhaupt der Kirche, und also ist er der heiligste, vollkommenste, weiseste, untrüglichste Mensch auf dem ganzen Erdboden. Wer es nicht glaubt, ist dem dummen Bauer gleich, der nicht glaubt, daß der Astronom eine Sonnenfinsterniß berechnen kann und wann sie um die vorbestimmte Secunde eintrifft, den Astronomen für einen Tausendkünstler hält, bey dessen Kunst es mit rechten Dingen nicht zugehen könne.

Herrlich! richtig! sicher, unwiderlegbar riefen Martini und Wilson, und declamirte Ersterer gegen die unglückseligen, bedaurungswürdigen Adamskinder, welchen das Licht und Wärme des Geistes, so aus dem großen Geist entsprungen, die Rinde um Kopf und Herz noch nicht durchdrungen und geschmolzen habe. Maibach dagegen saß in sich gekehrt und sprach kein Wort, welches dem Pfarrer auffiel, weil die übrigen von der Gesellschaft alle ihren Beyfall gaben. Er forderte deßwegen Maibach auf, seine Meinung ebenfalls zu erklären.

Ich bin, antwortete Maibach von der Sicherheit Ihrer Schlußfolgen vollkommen überzeugt, und glaube an die Richtigkeit einer trigonometrischen Berechnung einer Höhe oder Breite fester, als wenn ich selbige mit dem Maaßstab mechanisch gemessen hätte. Eben so glaube ich, aus Gründen der Nothwendigkeit, an das Oberhaupt ihrer Kirche mehr als mich die Größe seiner Würde und seine dreyfache Krone überzeugen könnte: doch aber wenn ich die Geschichte der Päbste durchlese, wenn ich mir einen Hildebrant, Alexander den 6ten, Urban den 8ten, Leo den 10ten, und andere vorstelle, so finde ich so viel menschliches, leidenschaftliches, daß ich das mir von einem nothwendigen Oberhaupt der Kirche gebildete Ideal in diesen Päbsten gar nicht mehr finden kann.

Was Sie da sagen, erwiederte der Pfarrer, hätte ich wohl von einem superficiellen Kopf, aber nicht von einem so kenntnißvollen Mann, der überall auf den Geist eines Gegenstandes, und nicht auf die Hülle siehet, der dabey denkt, und was er denkt auch glaubt,

nicht an sich selbst und an der Sicherheit mathematischer Wahrheit zweifelt, — — — von einem Mann wie Sie, hätte ich diesen Einwurf nicht erwartet.

Nun belehren Sie mich, ich werde Ihnen danken, wenn Sie mich belehren, nichts ist mir angenehmer als belehrt zu werden: versetzte Maibach.

Nun so frage ich zuerst, fuhr der Pfarrer fort, halten Sie die Kirche für ein geistliches, für die Ewigkeit bestimmtes Werk; oder: gleich der materiellen Welt für die Zeit bestimmtes? Ist die wahre Kirche eine sichtbare oder unsichtbare Realität?

»Das letzte.«

Es verhält sich also die unsichtbare, ewige, nur für den Geist und Geister von Gott geordnete Kirche, gegen die äußere, gegen die Consilien und Personen der Bischöffe und Päbste; wie die Seele zum Leib. Wenn wir vom Menschen reden, so denken wir uns ein geistiges, vernünftiges Wesen, ob er gleich körperliche Gliedmaßen und Schwachheiten hat, welche aber alle im Grabe in ihr Nichts aufgelößt werden. War Christus, der auferstandene, aufgefahrene, zur rechten Hand Gottes des Vaters ewig sitzende Christus, wohl nicht Gott, weil er gehungert und gedürstet hat, und an dem Kreuz wie ein Missethäter gestorben ist? Hat das Göttliche seiner Stiftungen aufgehört, geistig, göttlich zu seyn, weil es für Menschen gestiftet, welche Fleisch und Bein haben? Hat sich das Göttliche, das Wunderbare, wohl nicht eben so gewiß bis zum jetztlebenden Oberhaupt fortgepflanzt, als dieses Oberhaupt von einem Sohn Adams in ununterbrochener Reihe abstammt? Ist der jetzt lebende Pabst weniger mit dem

Geist Petri belebt, ist er weniger mit Wunderkräften begabt, weniger mit Macht und Gewalt versehen, als Petrus selbst: weil er nur mittelbar und nicht unmittelbar die Gabe Wunder zu thun, zu binden und zu lösen, im Himmel und auf Erden, erhalten und empfangen hat? Ist der Geist Gottes, und Christus weniger bey der heutigen Kirche, als bey den Aposteln? Sind die Nachfolger Petri weniger von Christo eingesetzt und gewählt zu halten, als dieser Apostel, weil diesen Christus selbst vom Fischfang abgerufen, jene aber von den Cardinälen gewählt werden? — Niemand wird hieran zweifeln als wer an Christi Gottheit zweifelt, und die mehrerwähnte Existenz seiner Kirche nicht kennt. Wer aber von diesen beiden Dingen überzeugt ist, und weiß wie viel wir auf Schlüsse bauen können sollen, müssen: der wird von der Hoheit und Gewalt des Oberhaupts der Kirche überzeugt werden. So wie wir nun von Christo alles Menschliche, welches er als Mensch nicht ablegen konnte, abdenken müssen; so wie wir von allem Geistigen das Körperliche, von allem Wunderbaren das Natürliche, abdenken müssen, wenn wir den wahren Begriff, Glauben, und richtige Erkenntniß, von Christo als Gott, von der Geisterwelt, von den Wundern erhalten wollen: so müssen wir bey dem Oberhaupt der Kirche ganz von seinen Menschlichkeiten, wie sie auch Namen haben mögen, absehen; dann erscheint uns der heilige Vater in seiner Glorie, Macht, Gewalt und Herrlichkeit, dann erst überzeugen wir uns: er sey herrlich, und — infalibel; welches er auch nach Vorbesagtem seyn muß. — Nun lieber von Majbach wie ist's? haben Sie noch Zweifel?

»Zweifel habe ich gar nicht gehabt, ich erkannte »das Mystische Ihrer Kirche, nur lag es mir zu sehr »uoch im Dunkeln, weil ich es im Licht meiner Kirche »welcher Sie das Licht nicht absprechen werden, be»trachte. Aber nun, (hier rieb Maibach sich die Stirne,) »wird es mir heller. Ich denke, und denke jetzt mehr »als zuvor.«

Es wird heller sagen Sie: wie meinen Sie das?

»Nun ich babe eine deutlichere Vorstellung von der »Vereinigung des Mannigfaltigen, so in Ihrer Kirche »zu finden, wie sich nämlich das Mannigfaltige zu einer »Einheit verbindet. Ihr Gleichniß von einer Quelle, »die sich in viele Arme theilet, so wieder in einen »Strom zusammenfließen, hat mich auf sonderbare Be»griffe geleitet, welche mir eine baldige Vereinigung der »christlichen Confessionen wahrscheinlich macht, so bald »als von allen Seiten nur ernstlicher Wille vorhanden.«

Vereinigung aller Confessionen! ist viel gesagt. Doch aber nicht ohnmöglich, wenn man nur nicht Mittel gebraucht, so eine Vereinigung ohnmöglich machen. Die Confessionen dürfen nicht zusammen verbunden werden, wie sich mehrere Menschen zu einer Gesellschaft verbinden, sonst ist es Parität, Toleranz u. dgl. und so weit sind wir schon. Die Vereinigung muß total werden, wie zwey Stämme so in einander zu einem Stamm wachsen.

»Ganz richtig!«

Diese Vereinigung kann aber doch nicht anders geschehen als nach den Gesetzen der Natur, so Gott seiner Kirche vorgeschrieben, ausführbar ist!

»Wie verstehn Sie das?

Ich will mich erklären. In den ersten Säculis

schon entstanden Ketzereyen, welche sich in jedem folgenden Jahrhundert vermehrten. Die Kirche hatte von ihrer Entstehung an mit falschen Lehren zu kämpfen. Aber wo sind ihre Anhänger und Vertheidiger hingekommen? Sie sind verschwunden. Weder die Manichäer, noch Arrianer, noch irgend eine Ketzersecte bildete eine neue Kirche, neben der festgegründeten, fortwachsenden, ursprünglichen alten. Ich sehe alle Schismatiker und Irrlehrer für — für — sit venia verbo! Excremente an, deren sich der menschliche Geist entledigte, um die wahre Lehre von allen falschen unterscheiden zu lernen, und dadurch in der Wahrheit des allein seligmachenden Glaubens sich zu befestigen. Gesetzt nun, alle Ketzereyen, von dem Zauberer Simon an bis auf die jetztlebende Naturalisten und Atheisten, wären noch vorhanden, was müßte geschehen wann die Kirche über ihre Feinde triumphiren sollte? Entweder alle Ketzereyen, wie mit den älteren geschehen, müßten verschwinden; oder die Ketzer müßten in den Schoos der Kirche zurückkehren. Dieses sind die Gesetze der Natur, durch welche Christus seine Kirche aufrecht erhält, und vor den tobenden Wellen, so den Felsen Petri schlagen, sichert; die Brandung mag auch noch so groß seyn. Vereinigen kann die wahre Kirche, (wie könnte sie sonst die alleinseligmachende seyn!) sich mit keiner Ketzerey, keiner Irrlehre. Entweder muß der Irrlehrer, Irrgläubige aus dem Umfang der Kirche, oder er muß sich wieder in ihre Arme werfen.

»Alleinseligmachende Kirche! seufzte Maibach.«

Fällt Ihnen dieses Wort auf?

»Ich finde so viel Gutes, Herzliches, Nützliches,

»Wahres in Ihrer Kirche und bey Ihrem Cultus, daß »ich ohnmöglich ohne Bedauern dieses vielfältige Gute »und Schöne neben dem Glauben: außer der katholi- »schen Kirche werden alle Mensch n verdammt! denken »kann. Mit diesem ist die Kirche im Irrthum, und »wann jedes Wort so der Pabst im Traum spricht, »göttliche Inspiration wäre.«

Sagen Sie mir liebster Freund, ich frage noch einmal? und zwar aus Absicht: halten Sie die Kirche Christi für die wahre und seligmachende?

»Nun: Ja!«

Giebt es mehr als eine wahre und seligmachende Kirche?

»Es giebt wie ich glaube nur eine wahre — — — und — — —

»alleinseligmachende, getraue ich nicht im Ernst aus- zusprechen.«

Und doch muß ich, und jeder Christ so sprechen und glauben. Denn ist nur eine wahre Kirche, ist diese wahre Kirche seligmachend: so muß auch diese einzige wahre Kirche auch die allein seligmachende seyn.

»Also werden alle, die außer der katholischen Kirche »leben und sterben, verdammt? das wäre hart.«

Allerdings; von Gottes Barmherzigkeit aber nicht zu erwarten; und doch — ich weiß kein anderes Wort — ist die katholische Kirche, weil sie die wahre ist, und es nur eine Wahrheit giebt, die alleinseligmachende. — Gott im Himmel! wie kann ein so gelehrter tiefdenken- der Mann, wie Sie sind, eine so klare Sache nicht einsehen!

»Mein Kopf ist zuweilen wie zusammengezogen.«

Was ich nicht glaube. Ich will Sie gleich vom Gegentheil überzeugen. Zwischen zwey Punkten kann nur eine gerade und zwar auch nur die kürzeste Linie seyn. Nicht wahr?

»Allerdings!«

Ponamus nun, — ich wähle mit Fleiß ein sinnliches Beyspiel, — die Sonne wäre der Ort der Seligkeit, würde wohl mehr als ein gerader Weg, und auch kürzester, unfehlbarer Weg an diesen Ort zu kommen möglich seyn?

»Nein.«

Der also nach einem andern Punkt, von so viel unzählbaren Richtungen, ausgiuge, würde der in die Sonne kommen? — Natürlich: Nein! — Sehen Sie so müssen wir von der Kirche denken. Nur in ihr findet man den einzigen geraden, kürzesten Weg zur Seligkeit. Alle andere Richtungen führen nicht dahin, können eben so wenig dahin führen als zwischen zwey Punkten zwey gerade Linien seyn können: die katholische wahre Kirche ist also auch die alleinseligmachende.

»Aber können zweyerley Menschen nicht in einem »Punkt züsammen kommen, wie die Linien eines Trian»gels aus zwey Punkten in einem dritten zusammen»stoßen?«

Omne simile claudicat. Wenn wir von einem Ort redeten, wo auch andere Geschöpfe aus andern Planeten zusammen treffen mögten; oder: wenn auf dieser Erde der Mensch nicht das einzige vernünftige, und also einer Seligkeit fähige Geschöpf wäre: so könnten Sie dieses Gleichniß gebrauchen. Wenn wir von der ewigen Seligkeit, von dem Verdienst Christi sprechen,

Dogmate der Kirche bestimmen, (wie die Apostel und Consilien gethan haben,) so wäre es lächerlich in das Dogma eine Hypothese zu legen, welche den Antheil bestimmte, den die Bewohner des Syrius an dem Himmel, so die Christen auf dieser Erde erwarten, haben mögten! — — Sie sehen also liebster Freund, daß Ihr Gleichniß gar nicht passend ist. — Doch ich verstehe Sie und will auf die von Ihnen gemachte Instanz antworten. Sie wollten sagen: es sey doch möglich, und von der Güte Gottes zu erwarten, daß auch Heiden und Türken selig würden, und mit den Christen im Himmel vereinigt Gottes Angesicht schaueten. Nicht wahr?

»Ja das meine ich.«

Nun so ist aber doch gewiß, daß sie mit den Christen in der wahren Kirche auf dem von Christo vorgezeichneten Weg nicht wandeln und also den geraden und kürzesten Weg nicht einschlagen, sondern eine Richtung wählen, die da und dorthin, nur nicht geradehin zu dem vorgesteckten Punkt führt. — Man kann aber von einem Punkt zum andern auch durch Millionen krumme Linien kommen. Diese krummen Linien, so neben dem geraden Weg an beiden Seiten zum gemeinschaftlichen Ziel führen, sollen nun die Wege vorstellen, auf welchen Millionen Ketzer den Weg zum Himmel finden. Wie ist nun nach diesem Gleichniß möglich, daß die Ketzer und Ungläubige selig werden, da ihre Richtung ohnmöglich zum Ort der Seligen führt? Natürlich nicht anders als daß sie in jeder geraden Richtung, so nicht zum beabsichtigten Punkt führt, abgeleitet werden, und zwar durch eine Kraft außer ihnen,

denn ein bewegter Körper kann nur durch eine äußere Kraft von einer einmal genommenen Richtung abgelenkt werden. Diese äußere ableitende Kraft kann nun nichts anders als die uns in ihren Thaten unbegreifliche Gnade Gottes seyn. Wir wissen nämlich wohl wohin der Christ sich wenden soll, um nach dem Himmel zu gelangen, können aber nicht begreifen: wie Gott es veranstalte, daß auch Heiden und andere Ungläubige, den Weg dahin finden. Wann nun der Ungläubige einen Weg einschlägt, auf welchem er ohnmöglich selig werden kann, wann der Weg, den Christus seiner Kirche gezeigt, der einzige gerade und geoffenbarte ist: müssen wir nicht sagen: die katholische Kirche ist die *alleinselig*machende? Wie wollen Sie sich anders ausdrücken? Gott, wie wir von seiner Barmherzigkeit hoffen, wird die Ungläubigen auch auf den rechten Weg lenken; aber dieser ist uns nicht bekannt. Darum, und wenn auch alle Menschen am Ende noch selig werden sollten, muß die Kirche lehren: sie sey die alleinseligmachende, weil die Ungläubigen ohne Gottes geheime Lenkung gerades Weges unzählige Orte der Verdammniß, aber nie den Himmel finden werden und können; oder Christus wäre vergeblich gestorben, es wäre der Menschheit eben sowohl geholfen, wenn er auch nicht geboren worden wäre.

»Sie machen mich mit ganz neuen Ideen bekannt, »welche meine Aufmerksamkeit fesseln. Ich werde darüber ernstlich nachdenken. — Doch eine mir höchst wichtige Frage: Halten Sie die Protestanten auch für »solche Personen, die, wann sie selig werden sollen, »auf einem krummen Weg dahin gelangen müssen?«

Hier giebt es Etwas zu unterscheiden, antwortete

der Pfarrer schalkhaft lächelnd, doch — qui bene distinguit bene docet. — Protestanten! unter diese Categorie gehören allerley Personen, vom aufgeklärten, tausend Katholiken beschämenden Mann an, bis zu dem Gotteslästerer, der Ihnen und mir ein Greuel ist. Vor das Erste, so halte ich Männer wie Sie, die als eigentliche und selbstprüfende Protestanten, so nah bey meiner Kirche stehen, dieselbe auch, ohne Mitglied zu seyn, ehren, unsern Cultus verstehen und sich aus hörbaren Gründen nicht öffentlich zu demselben bekennen: für eben so der Seligkeit würdige Christen als den frömmsten Katholiken. Denn nicht der Name, nicht der äußere Cultus, sondern der auf Einsicht, oder sonstige Ueberzeugung gebaute Glaube macht selig. Wären alle Protestanten Ihnen gleich, wie glücklich würden beyde Confessionen seyn!

»Wie so?«

Wäre es Ihnen denn nicht erfreulich, wenn alle Protestanten und Katholiken sich unter einander so ehrten und liebten, als wir uns einander schätzen und lieben? Müßte nicht eine Vereinigung entstehen, wenn alle Glieder, meiner und Ihrer Kirche, einander nicht länger verkennten, wenn einer das Gute und Wahre des andern erkennte? Doch hiervon bey einer andern Gelegenheit mehr! — Was Zweytens die eigentlichen und wahren Protestanten betrifft, auf welchen der Geist Luthers und Calvin's ruhet, so würden diese, aller Ihrer Anhänglichkeit an Luther und Calvin, (um welcher Männer willen sie sich vom Pabst abwenden,) ohngeachtet, mir schätzbare Menschen seyn.

»Ich erstaune, Sie so sprechen zu hören.«

Warum erstaunen Sie? Halten Sie einen katholischen Priester keiner unpartheyischen Beurtheilung fähig? Die Reformation war eine Revolution der Kirche selbst, wie in allen Staaten und Gesellschaften zuweilen eine Gährung ausbricht, die keinen andern Zweck hat, als sich durch eine Erschütterung eines nachtheiligen Stoffes zu entledigen; aber keine Vertheidigung, kein Feldzug gegen einen Feind der Kirche, obgleich am Ende Streit, Krieg, Haß, Verfolgung genug daraus erwachsen ist. Dieses alles aber war der Plan und die Absicht der Reformatoren nicht. Luther griff aus Eifer für die Ehre Gottes und der Kirche, den Mißbrauch an, so Tetzel mit dem Ablaß getrieben, und zeigte überall die größte Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche. Huß, Wicklef, Calvin, Melanchton, Zwingli dachten nicht die Kirche umzustoßen, sie Irrthümer zu beschuldigen: sondern sie zu befestigen, und die Lehren der Kirche so dem Zeitgeist gemäß vorzutragen, daß den Irrthümern vorgebeugt werde. Daß diese großen Männer endlich auch vom Gehorsam gegen den Pabst sich lossagten, daß sie sogar die Kirche Irrthümer beschuldigten, dazu trugen Ursachen außer ihnen bey, welche sie im Gewühl der allgemeinen Gährung zu weit fortrissen, allwo sie denn Anhänger genug fanden, und den Reizungen, welchen man an jeder Spitze einer ansehnlichen Versammlung ausgesetzt ist, nicht gehörig widerstanden. Die großen Reformatoren starben ehe noch das Feuer der Zwietracht gedämpft war. Ihre Anhänger, welche unter den Fahnen solcher Fürsten, so sich gegen die Kirche empörten, weil sie reiche Klöster und geistliche Stiftungen säcularisirt hatten, fochten;

brauchten ihre Namen wie den Namen eines Numinis. Luther und Calvin wurden vergöttert, und man sang in den Kirchen: erhalt uns Herr bey deinem Wort, und steu'r des Pabstes Tück und Mord! so wie man den Kindern schon den Reimen in die Bibel schrieb: Gottes Wort und Luthers Lehr, vergehet nun und Nimmermehr! Wäre der Fanatismus nicht so groß gleich geworden, daß Luther und Calvin ihre Meinungen dem Oberhaupt der Kirche in Ruhe und vernünftiger Gelassenheit hätten vortragen können: vielleicht würden sie sich noch die Canonisation verdient haben. Aus dieser Ursache hege ich gegen die Person der Reformatoren, besonders Luthers, Melanchtons, Calvins und Zwinglis, so große Achtung, und lege ihnen nicht die Folgen ihrer Unternehmungen zur Last, welche sie nicht beabsichtigten. Bey dem allem aber kann ich nicht umhin sie zu tadeln, daß sie zu viel auf die Stimme ihrer Vernunft gehört und dieser zu viel Recht bey Entscheidung der Glaubenslehren eingeräumt haben, wann gleich sie mit der Lehre der Kirche einverstanden waren. Ihr Grundsatz war: dieses ist wahr, weil meine Vernunft es für wahr hält. Sie hätten sagen sollen: die Vernunft bestätigt, daß dieses wahr sey, weil es die Kirche lehret. Dadurch haben mit den Reformatoren die wahren Protestanten, welche gegen alles was der Kirche zuwider ist, Kraft ihrer Vernunft protestiren, aufgehört, und ist an deren Stelle eine Kirche, eine Confession entstanden, welche mit Ihnen meine protestantischen Freunde nichts als den Namen gemein hat, und in unsern Tägen in solche Irrthümer, ja Kezzereyen, ausgeartet ist, wovon man seit der Apostelzei-

ten kein Beyspiel hat, und nur dadurch sich noch in der Christenheit erhalten: daß sie ihre vom Staat anerkannte symbolische Bücher noch nicht öffentlich und förmlich verworfen hat.

»Welche Kirche meinen Sie?« fragte Maibach, der auf das was der Pfarrer vom Oberhaupt der Kirche gesagt hatte, vorzüglich aufmerksam gewesen, und dadurch mit Etwas größerer Anstrengung auf das Nachfolgende acht haben mußte.

Nun die protestantische, die lutherische sowohl, als die reformirte, antwortete der Pfarrer; und fuhr sodann in seinem Context fort. — Luther und Calvin wurden von ihren Anhängern, wie Mahomed von den Türken, vergöttert. Die symbolischen Bücher wurden zwar als ein Extract der Bibel verehrt; weil man aber die authentische Auslegung derselben dem Oberhaupt der Kirche nicht mehr zugestand, (welches eine Folge war, daß man sich der Autorität dieses Oberhaupts entzogen hatte,) und der Grund alles Glaubens die Vernunft allein seyn sollte; so war die weitere Folge: 1) daß Luther und Calvin ihr prophetenmäßiges Ansehen verlohren, und 2) daß nun jeder Kritler sich erlaubte nicht nur die symbolischen Bücher zu censiren, sondern auch die Quelle selbst, die h. Schrift critisirte, je nachdem es eines Jeden Vernunft oder Unvernunft für gut fand. Was man von solchen Anmaßungen, sich selbst durch Gelehrsamkeit und Vernunft zum Richter über die Glaubenslehren der Kirche aufzuwerfen, (welche Freyheit sich nicht etwa Einer, sondern alle, oder doch wer Lust hatte, erlaubten,) erwarten, was man vorhersagen konnte, ist eingetroffen. Der ganze Protestantismus, (ich meine

ben, so die Reformatoren zurückgelassen, oder welcher durch den westphälischen Frieden neben der alten auf den Felsen Petri gebauten Kirche, zu einer Staatsreligion erhoben wurde) ist zu Grunde gerichtet, alle Religion ausgerottet, und kein einziger Artikel des christlichen protestantischen Glaubens-Bekenntnisses, (ausgenommen: daß Christus geboren worden, gekreuziget und gestorben sey,) ist unangetastet geblieben; die Bibel selbst ist, als höhere Offenbarung über den Vernunft-Glauben, verworfen worden. Von Christo ist nur der Mensch übrig geblieben, alles was göttlich an ihm war, ist verschwunden, aller Glaube an die unsichtbare Kirche, (welche wir dort mit leiblichen Augen sogar schauen sollen,) an die unbegreiflichen, und daher göttlichen Gehrimnisse, an die Wunderkraft des Gebets; alles Vertrauen auf den Glauben, ohne den Niemand zu Gott kommen kann, ist dahin; kurz: der Protestantismus ist ein mit einer dürren Haut ausgetrocknetes Skelet geworden, welches inwendig hohl und leer ist, und bald wie die am Skelet noch übrige Haut und Beine von der Zeit durch die Luft, Motten und Würmer verzehrt werden wird. Diese Zeit haben Ihre Theologen und freygeisterische Philosophen herbeygeführt. Ihre Schriften, wovon Odylo bey Theoduls Gastmal eine Menge anführt, beweisen dieses. — Und doch spricht man von Vereinigung der katholischen Kirche mit der protestantischen, welche wie die Echo bis auf eine leere Stimme abgeschwunden ist! Protestanten giebt es einige noch, aber — a potiori fit denominatio, — kein Protestantismus mehr, und diese Wenige werden mit der gegenwärtigen Generation aussterben, wie dann überhaupt zu erwarten stehet, daß — — — — — —

»Was? meinen Sie!« —

Daß — daß die Zeit kommen werde, wo die Kirche Christi; — erinnern Sie sich was ich anfangs von ihrer Existenz sagte, — an der Vernunft die größte Vertheidigerin gegen alle Irrlehren haben wird. Dann erst wird die gewünschte Vereinigung zu Stand kommen! O! Luther, O! Calvin! hättet ihr zur Zeit des westphälischen Friedens, wo man Katholiken und Protestanten in zwey feindselige Partheyen schied, wieder aus dem Grab auferstehen können, ihr würdet mit eben dem Geist wieder aufgebauet haben, als ihr zerstört habt, und es würde dem protestantischen Atheismo vorgebeugt worden seyn.

»Wie so?«

Halten Sie denn Luthern und Calvin nicht für Männer, welche aus Liebe für die Wahrheit, nicht um eine neue Secte gegen alles besser Wissen und Gewissen zu stiften, geforscht und gelehrt haben? Ist von solchen Männern nicht zu glauben, daß sie ihre Lehren und Meinungen dem Oberhaupt der Kirche zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt haben würden, wenn sie bey kälterem Blut gefunden haben würden: daß dieses das einzige Mittel sey, ihre durch die Vernunft gefundene Lehrsätze als Glaubenslehren sanctioniren zu lassen? — Ich wenigstens glaube dieses, weil ich diese Reformatoren, bey näherer Bekanntschaft mit ihrem Geist und Charakter besonders habe schätzen lernen, als ich sie mit den heutigen protestantischen Neologen verglich. — Da aber nun Luther und Calvin nicht wieder kommen können, so bleibt für die Wiederherstellung einer einzigen christlichen Kirche, welche ihrer Einheit

wegen auch die wahre und alleinseligmachende seyn muß, nichts anders übrig als: den zerrütteten Protestantismus, noch eine Zeitlang seinem Schicksal zu überlassen, bis er von selbst neben der alten Kirche verschwindet; oder wie Odylo beym Theodul vorschlägt: die Protestanten, welche keine Protestanten, sondern gar Nichts mehr sind, in die katholische Kirche aufzunehmen. Da aber zu dem Letztern Einsicht und Ueberzeugung gehört, so wünsche ich: daß alle Protestanten, welche selbst denken können, sich diese Einsicht und Ueberzeugung verschaffen mögten! Dazu finden wir bey Theoduls Gastmal vortreffliche Anleitung.

Worauf ich sehr begierig bin: sagte Wilson.

Weil Maibach schwieg, so sagte der Pfarrer, ehe er seine Vorlesung begann: Dieses Buch ist weder für mich, um mich von meiner Religion noch mehr zu überzeugen; noch füt Sie meine protestantischen Freunde, welche noch den Namen Protestant verdienen, geschrieben. Nicht ein katholischer Bischof ist einem würdigen Nachfolger Luthers darinnen entgegen gesetzt, um beide gegen einauder polemisiren zu lassen; sondern die Kirche mit ihrem Oberhaupt gegen die alles Christenthum untergrabende Neologen, und den heutigen Schatten einer protestantischen Gemeinde, welche zwar war, aber nicht mehr ist, und deren noch übrige Hülle, mit dieser Generation verwesen wird.

Dieses war das Program so der Pfarrer seiner Vorlesung über Theoduls Gastmal voranschickte, und womit er Maibachs Erwartungen außerordentlich gespannt hatte. Von der Vorlesung selbst Ihnen Etwas in Extenso mitzutheilen, vermag ich nicht. Es ist

auch nicht nöthig: denn wenn Sie dieses Program und Theoduls Gastmal werden gelesen haben, so können Sie sich alle Erklärungen, Erläuterungen und Erweiterungen des Pfarrers sehr leicht hinzudenken.

Hofmaier an von Waldheim.

Eilftes Schreiben.

Die Vorlesung von Theoduls Gastmal hatte zur Folge, daß von Maibach und seine Frau, beide ehedem eifrige Protestanten, zur katholischen Kirche übergingen. Indessen ist dem pfaffischen Unsinn, so der Verfasser dem Abt Odylo in den Mund legt, diese Wirkung allein nicht zuzuschreiben. Mich und Sie würden dessen Sophismen, betrügerische Litteratur, pfäffische petitiones principii nicht in solche Schwach- und Dummköpfe, so sich erst über alles wundern, und dann alles zugeben, verwandelt haben. Theoduls Gastmal war nur ein Leitfaden, an den der Pfarrer, zur Befolgung des ihm ertheilten Auftrags, und Erfüllung seiner besondern Obliegenheiten, die Schlingen knüpfte, in welche sich Maibachs Geist verwickelte.

Maibach war schon mit der katholischen Kirche, ihren Sacramenten, dem Meßopfer, der Transsubstantiation, dem geweihten Wasser und Oel, andern Wunderkräften geweihter Dinge, den Wunderwerken, den Heiligen, der Macht und Gewalt des Pabstes, und was sonst noch

zu der alleinseligmachenden Kirche gehört, bekannt, ehe er ein Mitglied der Gesellschaft zur schönen Vereinigung geworden, nur glaubte er nicht daran, weil — ihm noch nicht eingefallen war daran zu glauben. Ich habe Ihnen schon von Maibachs Egoismus geschrieben, daß diesem zufolge er alles was er dachte, und wie? er es dachte, für wahr hielt: weil er dachte. Seine logischen Formen hatten ein so großes Uebergewicht bey seinen Beurtheilungen, daß bey ihm logisch richtig, wahr und vernünftig beynah gleich bedeutende Wörter waren. Was er las und dachte wurde Wahrheit für ihn, weil er dasselbe begriff, wenigstens waren seine Verstands-Operationen, schon hinreichend für den Gegenstand so ihn beschäftigte, eingenommen zu werden, ohne die nachfolgende Zweifelgründe gegen seine gefaßte Meinungen einer verdienten Aufmerksamkeit zu würdigen.

Er war von den Thaten und Lehrmeinungen Luthers und von den symbolischen Büchern seiner Kirche wie auch was die starkgläubigen und eifrigen ältern und neuern lutherischen Scribenten Merkwürdiges und Wunderbares mitgetheilt haben, unterrichtet, und glaubte so steif und fest daran, daß er unter den protestantischen Betbrüdern so viel Auferbauliches fand, daß nur die Stimme der Liebe ihn in andere Umgebungen wieder abrufen konnte. Er glaubte Dichtung und Wahrheit, wann er sie unter die Categorie des Protestantischen subsumiren konnte, und mehr brauchte der Egoist nicht, um alles fest zu glauben, wann es auch noch so wunderbar geklungen hätte. Die katholische Kirche, und alles was dazu gehört, war ihm ein e diametro oppositum des Lutherthums; und da er Nichts für apo-

dictisch gewisser hielt, als daß e diametro opposita, als wesentlich verschiedene Dinge keine Prädicate mit einander gemein haben können: so widersprach er allen Dogmen, Mysterien und Wundern der Katholiken; ob er gleich das Wunder von Arnds Paradiesgärtlein, welches wie die drey Männer im Feuerofen, in den Flammen eines abgebrannten Hauses erhalten und im Aschenhaufen unversehrt war ausgegraben worden; wie auch die Erscheinung des Teufels auf der Wartburg, dem der S. Dr. Luther das Dintenfaß an den Kopf geworfen, gar nicht bezweifelte.

Egoisten wie Maibach werden durch das was sie lesen, wenn sie mit dem Schriftsteller fortdenken, festgehalten, können sich nicht leicht aus den Paralogismen herausfinden, in welche ihr Verstand verwickelt worden, und werden durch neue Ansichten heftig frappirt. Die Dogmen; Traditionen; Wunder; die Geisterwelt im Himmel, in der Hölle und im Fegfeuer; die geheime Welt, so die Sacramente und Kräfte geweihter Dinge voraussetzen; die Hierarchie; waren Dinge, welche Maibach neben seinem Wohlgefallen an dunkeln, mystischen Ideen, seinem Glauben an eine geheime geistige Welt, welche unter der sinnlichen verborgen ist, seinem Hang zum Wunderbaren, an und vor sich schon ansprachen: es war deshalb nur der Glaube daran in ihm zu erwecken, der wegen seiner logischen Folgerung, daß von zwey e diametro oppositis nur Eines wahr seyn könne, in ihm nicht aufkommen konnte. Durch die Gesellschaft zur schönen Vereinigung verlohr sich das Abstoßende, so er gegen den Catholicismum verspürte, und die Gemüther kamen in ein harmonisches Gleichgewicht gegen

einander, wobey das oft zum Gegenstand der Unterhaltung gewählte Problem einer Kirchenvereinigung stets mit Interesse durchsprochen, und Maibach dem Catholicismus, auch ohne noch Wahrheit ihm anzudenken, oder darinnen zu finden, geneigt wurde. Dem Ding, wohin man sich geneigt fühlt, schenkt man auch Liebe, und was man liebt, ohne es noch zu besitzen, darnach hat man wenigstens einiges Verlangen.

Martini's Erzählung und Wilsons Altar, hatten einen starken Eindruck auf Maibach gemacht; er wünschte mit der katholischen Kirche bekannter zu werden, um deren Vereinigung mit der protestantischen näher prüfen zu können, welche Vereinigung nach seiner Denkungsart desto mehr Reiz für ihn hatte, als er dadurch das Problem zu lösen hoffte: wie e diametro opposito mit einander vereinigt werden könnten?

So war Maibachs Gemüthsstimmung, als der Pfarrer Seebach seine Vorlesung über Theoduls Gastmal begann, welches, wie auch des Pfarrers Vortrag seinen vollkommenen Beyfall erhielt, so daß er dem Abt Odylo bey dem Gastmal ganz beypflichtete und dessen Schlußfolge: »es sey keine Religionsvereinigung »anders möglich, als daß die Protestanten zur alten »katholischen Kirche zurückgingen;« mit einem concedo totum argumentum! bestätigte. Aus diesem concedo totum argumentum läßt sich ohnschwer abnehmen: wodurch Maibach durch die Vorlesuug für den Catholicismum gewonnen wurde. Maibach fand durch historische Beweise, durch Hinweisungen auf die Beystimmung anderer, durch Allegaten, sich in seinen Meinungen sehr überzeugt. Ein Buch, in welchem der

Verfasser seine Behauptungen mit Beyspielen und Zustimmungen anderer, besonders alter Scribenten unterstützte, gefiel ihm besser, machte mehr Eindruck auf ihn, als wann diese Stützen dem Inhalt des Buchs fehlten. In seinen juristischen Aufsätzen wimmelte es deshalb von Allegaten, und er glaubte dadurch Etwas unwiderlegbares zu schreiben. Dieses ist aber kein Beweiß, daß er seine Gedanken gegen die Meinungen anderer freymüthig geprüft habe; im Gegentheil war es eine Folge seines Egoismus. Er prüfte und verglich sich mit andern gar nicht dadurch, sondern bestärkte sich in seinem egoistischen Glauben um so mehr, als er durch historische Facta, durch Analogien, durch Beystimmung anderer, (wobey ihm schon die Worte genügten) seine Meinungen, seine Grillen und Glauben bestätigt fand. Zu prüfen, unpartheyisch zu prüfen: ob er oder ein anderer ihm geradezu Widersprechender Recht habe? erlaubte ihm sein Egoismus nicht. Er war eigensinnig, weil er so viel Vorliebe für seinen Verstand hatte; aber er war auch in der Hand eines Jeden, der seine Vorstellungen und Begriffe so zu lenken verstand, daß er keinen Widerspruch bemerkte.

Bey so einem Kopf wie Maibach, konnten wohl die Vorlesungen des Pfarrers ihre beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen. Maibach fand alles so schön und richtig deducirt: so unwiderlegbar durch die Autorität der Bibel und der Kirchenväter bewiesen, der ergrübelte historische Glaube ging ihm über den Vernnnft-Glauben; und da er, (wie schon in einem andern Brief bemerkt wordan,) alles für Wahrheit zu halten sich gewöhnt hatte, was er mit andern Begriffen, die er nicht

mehr bezweifelte, vereinigen konnte, oder was er zur Vollendung einer logischen Form bedurfte: so überzeugte er sich immer mehr von der Wahrheit der katholischen Religion; und sein Luther hinderte ihn desto weniger daran, als der Pfarrer ihn zwischen dem Reformator und dem heutigen Protestantismo einen so außerordentlichen Unterschied hatte kennen lernen.

Durch seine fast unbegrenzte Vorliebe für seinen Verstand, (auf den er ein desto sicheres Vertrauen setzte, weil man ihn wegen seinen Arbeiten und Geschäften, wozu nur Verstand und nicht so gar große Vernunft erforderlich ist, überall lobpreißte,) ist es auch erklärbar: daß er von dem Pabst eine so große Idee faßte, und ihn für einen wirklichen Regenten der Geisterwelt hielt, welchor mit seinen zwey Schlüsseln die Thore des Himmels und der Hölle öffnen und sperren könnte. Er fand in dem durch seinen Verstand bestätigten Catholicismo seine geheime Welt, samt ihren Geistern und Wundern erweitert, und ungleich mehr System darinnen, als er vorher gekannt hatte. Als er nun an diesem System einer geheimen geistigen und Geisterwelt nicht mehr zweifelte, war ihm der Schlußstein dieses Gebäudes, die Krone des Geisterreichs, so er im Pabst erblickte, ein höchst nothwendiger Gegenstand. Er fantasirte sich nach der Analogie eines sichtbaren Oberhaupts eines großen sichtbaren Staats, einen Regenten des Geisterreichs. Ueber alles was die geistige Welt enthielt, alle Geister und Wunder, so unter der sichtbaren Kirche ihm verhüllt lagen, war das sichtbare Oberhaupt derselben Regent und Herr. So wie er nun nicht zweifelte, daß die geistige Welt die Wunderwelt sey, so

ward ihm der Pabst ein Wunderthäter, der, falls es nöthig seyn würde, Donner und Blitz erregen könnte, Todte erwecken, kurz alle Wunder befehlen, wovon ihm die Geschichte unbezweifelnde Beyspiele erzählte. Dieser Selbstbetrug ist übrigens unserm guten Maibach gar wohl zu verzeihen, da die Menschen überhaupt so leicht verführt werden, ihre Ideen von einem Talent in dem Individuo zu glauben, welches durch sein Aeußeres, durch seinen Stand diese Ideen in ihnen erwecken. So erwartet man in einem schönen Körper auch eine schöne Seele; und glaubt einen wirklichen Helden zu sehen, wann man einem mit Band und Sternen decorirten Offizier begegnet, ohne sich den Einwurf zu machen, daß dieser scheinbare Held ein ausgemachter Poltron seyn könnte.

Da Maibachs Katholischwerden mehr durch seinen grübelnden Verstand als durch glühende Einbildungskraft bewirkt worden ist, so ging es nicht so geschwind damit von statten, als die Freunde, so seinem Entschluß entgegen sahen, erwarteten und wünschten. Er wollte mit voller Ueberzeugung übergehen, und suchte seine Ueberzeugung dadurch zu befestigen: daß er den ganzen Kirchenglauben, mit allen Dogmen, Traditionen, Wundern u. dgl. in ein System zu bringen suchte, welches ihn desto größere Anstrengung kostete, als die Einbildungskraft ihm täglich neue Gegenstände schuf, und die alten ihm in größerer Mannigfaltigkeit erschienen. In der That würde er noch länger als geschehen, gezaudert haben, wenn nicht die Menge neuer Gegenstände ihn öfters verwirrt, und dadurch die Empfindungen, so bey dunkeln Begriffen sich erhöhen, ihn zum Entschluß ge-

bracht hätten. Die Gegenstände des Cultus, die sieben Sacramente, (bey welchem ihm die heilige Zahl, worauf er sanst nicht geachtet, merkwürdig wurde) andere Dogmen der Kirche, die Apostel, Kirchenväter, Märtyrer, Heilige, die Wunderwerke, die Hierarchie, und noch andere Dinge durchkreuzten sich in seinem Hirn. Er sah dieses alles wie man das bewegte Meer von einer steilen Höhe herab siehet, der Pabst war gleichsam der Neptun mit dem Dreyzack in diesem, eine wunderbare Welt enthaltenden, Element, so ihn anzog. Er befand sich in dem Zustand eines Schwindelnden, die kalte ruhige Vernunft verließ ihn, er stürzte hinab, und ward mit seiner schon entschlossenen Frau — katholisch

Die Bewegungen seines Geistes zum Entschluß lassen sich aus folgendem Schreiben von ihm an den Stiftsconsulenten Bärbach abnehmen.

»Ich bin überzeugt, daß die Reformation gemißbraucht worden. Die Reformatoren wollten »die Kirche nur vom üppigen Unkraut säubern, »welches hier und da aufgewachsen, und noch täglich wachsen wird, so lang, (nach der biblischen »Parabel,) der Feind Unkraut unter den Waizen »säet Aber Spaltungen und Trennungen wollten »Luther und Calvin nicht bewirken. Darum sollte »Jedermann wieder in den Schoos der alten Kirche »zurückgehen, damit endlich wieder ein Hirt »und eine Heerde werde. Und dann ist doch unläugbar, daß in der alten Kirche nicht zu widerlegende Dogmate aufbewahrt werden, so die Pro»testanten allzu schnöde verwarfen. Und welche An-

»hänglichkeit beweisen die Glieder der alten Kirche »an ihren Cultum nicht! Mir ist ihre heilige An»dacht eine Bestätigung meines Glaubens: daß die »Körperwelt eine Hülle einer andern geist gen Welt »sey. Wozu hätten wir so viel Gefühl für das »Sinnliche? Diese geistige Welt erscheint mir »deutlicher in der alten Kirche, als in den prote»stantischen Ablegern, welche nie die Wurzel des »alten Stammes im Felsen Petri erreichen werden, »erreichen können.«

»Die Hauptfrage bey mir ist nur noch: soll ich »öffentlich das seyn, was ich schon heimlich in »meinem Innern bin? Werde ich nicht manchen »guten Menschen von mir abstoßen? werde ich »nicht durch den öffentlichen Uebertritt verkannt »werden? — Von Ihnen, ich weiß es, ob sie »gleich katholisch, und von einer alten zur alten katholi»schen Kirche gehörigen Familie abstammen, darf ich »eben so wenig als von dem Bischoff von K. ... eine »Entscheidung erwarten: ob ich soll, oder nicht? »Sie werden mich auf meine Freyheit verweisen. »Handle ich aber nicht eben so frey, wenn ich mich «nach selbstaufgefundenen, als mitgetheilten Beweg»gründen entschließe? Ich werde mich entschlie»ßen, das können Sie versichert seyn, zu bleiben »wo ich bin, oder überzugehen; zu scheinen, oder »zu seyn.«

Die letzten Worte dieses kleinen Briefs beweisen: daß Maibach lange ab- und zugewogen hat. Er hing schon mit ganzer Seele an der alten, ihm neuen Kirche, und glaubte sehr weise zu seyn, wenn er darüber noch

viel nachdächte. Bey ihm aber konnte man den Gedanken Lessings anwenden: wer überlegt, sucht Gründe, um nicht zu wollen. Soll ich bleiben? fragte er; und fragte zehnmal noch, ob er sich gleich immer Nein! antwortete. Nach dem was ich Ihnen von der Geschichte seines Kopfs und Herzens bey seiner Bekehrung vom Protestantismo zum Catholicismum geschrieben, werden Sie selbst einsehen, daß für unsern Freund eine ohnmögliche Sache gewesen, sich in seiner Kirche mit eben der Kraft zu erhalten als er daraus gezogen wurde. Seine Centripedalkraft wurde durch die Besuche noch geschwächt, so er von mehreren einheimischen wie auch durchreisenden Gelehrten, Dichtern, Grafen und Edelleuten erhielt, so ihn mit der Geschichte ihres Uebertritts zur katholischen Kirche zu unterhalten wußten. Dadurch ward Maibach in einen Zustand versetzt, wie einer der fortreisen will, auf den der Postillon schon wartet, und von seiner Frau, mit ihren Schachteln und Kistchen unter dem Arm, getrieben wird.

Tags zuvor als er sein Glaubensbekenntniß ablegte, und nebst seiner Frau förmlich in den Schooß der Kirche aufgenommen ward, schrieb er an vorbenannten seinen Freund.

»Morgen, wenn die Sonne culminiren wird, »sehe ich als ein Sohn der heiligen Mutter zu ihr »hinauf. Gott und seine heilige Mutter sey ge»lobt! daß ich überwunden habe, und nun mit »dem wärmsten, doch ganz kühlem Verstand, (denn »ich kann mir keine Uebereilung vorwerfen,) den »Schritt wage. Ich kann gar nicht begreifen, wie »ich habe zaudern können. Heute, ist bey mir so

»gut als Morgen; denn ich sehe die Handlung
»Morgen nur für die äußere an, die innere ist
»schon vor 8 Tagen vollbracht und vollendet gewe-
»sen. Vor 8 bis 10 Tägen, (ich weiß nicht mehr
»genau,) saß ich in meinem Zimmer und über-
»dachte mein Vorhaben. Da erwog ich, was un-
»ser Göthe in seiner Lebensgeschichte uns mittheilte,
»wie nämlich die Kirche uns durch die sieben Sa-
»cramente, von der Geburt bis zum Tod, so nahe
»an der Gottheit hält. Indem ich nun die 7 Sa-
»cramente, ganz rein, von aller materiellen Hülle
»entkleidet, überschaute, schwebte mir die geistige
»Welt, die ich noch nie so nah der Anschauung
»bringen konnte, vor den Augen meines Gemüths.
»— O! mein Freund! dieser Anblick war schön,
»ich war entschlossen. Ich ging in ein anderes
»Zimmer, worinnen Göthe's Bild hing und nie
»war sein Bild so sprechend Es war gegen Abend
»und dämmerte schon. Ich setzte mich gegen das
»Bild über, und es ward mir, der schönen Idee
»von den Sacramenten wegen, das Bild eines
»Heiligen. Da fiel mir sein Fischer ein, den ein
»schönes Wassermädchen in die Fluthen gezogen
»hat. Leben Sie wohl! recht wohl! — Morgen!
»— Jacta est alea!« — —

Der Wurf geschah, und Maibach nebst seiner Frau waren noch ehe die Sonne am folgenden Tag culminirte, Kinder der Mutter, welche, wie beide nun glauben, Gott allein selig machen will. Ob ich, und Sie theuerster Freund nun verdammt werden, wollen wir getrost abwarten.

Von Maibachs Gattin, und ihrer Bekehrung zum wahren Glauben läßt sich nicht so viel sagen. So klug sie ist, so verständig und consequent sie urtheilt, so viele Bildung auch an ihr gelungen ist: so ist sie doch nichts anders, besonders in Hinsicht des Grundes der Ueberzeugung von ihrer Religion als — ein Weib. Sie liebte ihren Calvin, war eine eifrige reformirte Christin. Sie eiferte gegen alle Intoleranz, weil es ihr gefiel für eine aufgeklärte Dame gehalten zu werden. Sie orientirte sich in dem Catholicismus, um davon sprechen zu können, endlich gefielen ihr die sieben Sacramente, die Processionen und die andächtigen Gesichter in der Kirche so sie öfters besuchte, wenn ein guter Prediger, eine schöne Musik u. dgl. Gelegenheit dazu gab. Endlich wurde sie durch Menschenhülfe bewogen, ihren lieben Calvin, der ihr aus der Mode zu kommen schien, zu verlassen, und im Wahn den starken Geist zu machen, ihrem Sinnenkitzel zu gehorchen, und als eine religiöse Heroin aus der Kirche ihrer Väter zu treten, um in einer andern zu zeigen, was Wahn und Sinnlichkeit über ein weibliches Herz vermöge. Kurz sie war eine religlöse Matrone von Ephesus, welche erst aus Liebe für ihren Gemahl sich in sein Grabmal einsperrte, um allda zu sterben. Ein junger Soldat, der bey einem Galgen Wache hielt, und welchem der gehenkte Dieb gestohlen worden, suchte sie zu trösten. Sie hatte ein weiches Herz und wußte viel von Menschlichkeit zu declamiren. Theilnehmend an der Wahrheit, so ihr der junge Offizier einflößte, brachte sie der Wahrheit, welche sie fühlte, ein Opfer. Sie zog den Leichnam ihres alten Herrn, der nicht mehr im Leben vorhanden war und

dessen Andenken, als lebte er noch, Wahn schien, aus dem Grab hervor, und hing ihn an die Stelle des gehenkten Diebs an den Galgen, um bey dem Offizier, der kein Traumbild gewesen, die unläugbare Wahrheit zu finden, und der Welt zu zeigen: daß sie den süßen Schmerz einer bittern Freude aufzuopfern vermöge.

Hofmaier an von Waldheim.

Zwölftes Schreiben.

Wie es gekommen, daß Maibach, nach der ihm eigenen Denkart seinen Luther verlassen und zur Fahne des katholischen Glaubens geschworen: habe ich Ihnen in meinem letzten Schreiben, so viel ich vermogte, beschrieben. Dadurch habe ich Ihnen aber nur dargethan: wie nach Maibachs Geistesorganisation diese Veränderung möglich gewesen. Außer ihm waren auch noch wirkende Ursachen, welche ich mit Stillschweigen nicht kann auf auf der Seite liegen lassen.

Die Reformation war nichts anders als eine große Revolution der Kirche, welche mehrere Jahrhundert vor Luther sich regte, als hier und da die Vernunft, selbst unter den Mönchen, gegen den Aberglauben ankämpfte; und der Geist seine Freyheit, ohne welche weder Denken, noch Vernunft möglich ist, begehrte. Durch Luther brach die längst vorbereitete Revolution aus. Die von dem Pabst abgefallenen Protestanten, welche sich

durch nichts in der ganzen Welt die von dem Urheber aller Dinge erhaltene Rechte auf Freyheit des Geistes beschränken lassen wollten, bildeten gegen den geistlichen Monarchen einen besondern Freyheitsstaat, in welchem sie durch den westphälischen Friedensschluß von den weltlichen Monarchen geschützt wurden.

Der geistliche Monarch sah sich nun um mehrere Königreiche, um mehrere Millionen geistlicher Unterthanen ärmer. Indessen mußte er dem Schicksal gehorchen, und alles was er thun konnte, war: den westphälischen Frieden nicht anzuerkennen, und die Protestanten samt und sonders zu verfluchen (wovon die Bulle in coena domini ein merkwürdiges Document bleiben wird,) worum sich aber die durch ihre Fürsten geschützte Protestanten nicht bekümmerten. Man kann sich leicht vorstellen, daß anfänglich beide Parthien einander gehaßt haben mußten. Die Geistlichen beider Parthien entehrten das Heiligthum durch Controverspredigten, bis beynah zum letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Die Papisten bewiesen: daß die Protestanten nichts anders als abscheuliche Legionen des Teufels seyen; und die Protestanten demonstrirten ad oculum: daß der Pabst ein Antichrist, oder das Thier aus der Offenbarung Johannis wäre. Vana sine viribus ira. Man ward des verdammenden Eifers müde, und suchte sich durch Spott gegen einander zu reiben. Auch diese Periode des Spottes und Witzes ging vorüber. Cultur, Philosophie und unpartheyische Critik beförderte, besonders unter der gleichzeitigen Regierung des großen Josephs und Friederichs das aufgehende Licht der Aufklärung. Man schämte sich des Spottes und Witzes ge-

gen eine Gottesverehrung, welche man, abgesehen von menschlichen Zusätzen und Erfindungen, ihres reinen Grundes und Stifters wegen zu verehren sich schuldig fühlte; und fand bald eine wohlgefälligere Maxime, nach welcher man sich gegen einander zu betragen anfing, nämlich: die Toleranz. Besonders wurden die Protestanten durch die Toleranz electrisirt, und diese um so mehr, als die Reformation des großen Josephs ihnen Hoffnung gab: daß der in der Kaiserstadt erwachte Geist, so sich in vielen Schriften dortiger Gelehrten trefflich ausgesprochen, bald im deutschen Vaterland allgemein seyn werde. Um diese Zeit fing man an Vorschläge zu einer Kirchenvereinigung zu machen, wobey viele Katholiken und Protestanten einen sehr humanen Geist zeigten. Beide Theile, meinten diese, sollten einander nachgeben, und aus Menschenliebe gegen ihre katholischen und protestantischen Brüder, die menschlichen Zusätze, willkührliche Dogmen u. dgl. so sich in und bey dem Cultus befänden, aufgeben, um, mit oder ohne Pabst, einen Vereinigungspunkt in Christo allein zu finden. Der Beyfall, welcher von vielen Personen beider Seiten über solche Vorschläge geäußert wurde, beweißt: daß die Gemüther von den menschenfreundlichsten Gesinnungen belebt waren, welches die Folge noch mehr bewieß. Der Begriff von Duldung dessen den man liebt, und mit welchem man das Recht zu seyn gern theilt, hatte für die wahrhaft aufgeklärten Katholiken und Protestanten so viel anstößiges, daß man das Wort Toleranz gar nicht mehr hören wollte, und sich beynah schämte, solches gegen die Brüder eines andern christlichen Cultus zu gebrauchen. Die Geselligkeit

erweckte bey (vernünftigen) Katholiken und Protestanten den gegen einander geäußerten Gedanken: man könne nicht sagen, daß ein Theil den andern tolerire, weil beide Theile mit gleichem Recht ihre Gottesverehrungen verrichten dürften. Dadurch enstand unter solchen Männern eine gegenseitige, unbefangene Herzlichkeit, welche sie vergessen ließ, daß ihre Kirchen noch von einander getrennt seyen. Die Vereinigung der Gemüther hatte Statt, ohne die Vereinigung der Kirchen. Eine solche liberale Denkungsart verbreitete sich in den gebildeten Zirkeln, in protestantischen Staaten sowohl, als katholischen, ja selbst Geistliche von beiden Partheien zeigten: daß sie von dem reinen Geist der Verbrüderung ergriffen seyen, daß auch ihnen der in ihren Kirchen aufgewachsene Katholik oder Protestant lieber sey als — ein Proselyt.

Wenn man diese Thatsachen erwägt, so sollte man glauben, daß die wahre Kirchenvereinigung gar nicht mehr ferne seyn könnte, weil die Glieder verschiedener Kirchen nach einem gemeinschaftlichen Punkt, den die Varnunft vorsteckt, so hinstrebten, wie die Mannigfaltigkeiten in der Natur in einem, in sich harmonischen Ganzen, vereinigt gefunden werden. Hang zum Uebergang aus einer Kirche zur andern sollte man also jetzt schon nicht mehr für möglich halten, und Proselitenmacherey nur von eingeschränkten Köpfen ärmlicher Obscuranten erwarten. Allein eine nähere Beobachtung der Begebenheiten zeigt zur vollkommenen Genüge: daß das Häuflein der wahrhaft Vernünftigen und Aufgeklärten noch sehr gering, und in unserer sittlichen oder geistigen Athmosphäre, der Lebensstoff noch zu sehr mit Stickstoff

überladen sey, als daß diejenige Geschöpfe, so des ersteren mehr als des letzteren zu ihrem Leben bedürfen, darinnen aufkommen und wachsen können. Woher sich so viel Stickstoff erzeuge? ist leicht aufzufinden.

Dem Bischoff von Rom ist es gelungen sich auf einen Thron zu schwingen, von welchem er als geistlicher untrüglicher Monarch die katholische Welt despotisch beherrscht. Seine ehemalige Größe und Macht ist bekannt. Er vertheilte Kronen; Könige lagen vor seinen Füßen; Kaiser des deutschen Reichs standen Bettlern gleich vor der Thüre seines Pallastes. Ein Wort: und die Christenheit zog aus, Völkerschaften auszurotten. Noch jetzt dringt er in die Cabinette der christlichen Potentaten Europens, und bekümmert sich um die Berathschlagungen des Divans. Seine Ansprüche gehen auf die ganze Welt, alles was der Mensch besitzt ist gleichsam ein Lehen desselben, er ertheilt den Königen ihre Kronen und den Bischöffen Länder in partibus fidelium et infidelium. Er befiehlt, was man denken und glauben solle, und was nicht, und zwar bey Strafe des Bannes, des ewigen Feuers, und wo möglich auch des Elemementar-Feuers eines flammenden Holzstoßes.

Daß ein so großer Beherrscher der Welt, in die großen und kleinen Weltbegebenheiten Einfluß haben müsse, ist natürlich; und daher leicht einzusehen: daß dieser Einfluß sich auch auf das Verhältniß der Protestanten zu den Katholiken erstrecke. Diesemnach ist in Rom der Magnet zu suchen, welcher so viele Protestanten in den Schoos der katholischen Kirche gezogen hat.

Die geistliche Politik des geistlichen Universal-Monaachen erfodert: alles anzuwenden, das Reich mit List

und Ueberredung zu vergrößern, wann die Gewalt entweder nicht rathsam, oder nicht anwendbar seyn sollte. Diese Maxime bey den Protestanten anzuwenden, ist dem summo pontifici um so nothwendiger, als er durch die Reformation mehr an Land und Leuten verlohren hat, als alle Mißionair in den beiden Indien wieder eroberten. Da nun der westphälische Friede seiner Macht durch Bann und sonstige gewaltsame Mittel die Abtrünnigen wieder zurückzubringen, Grenzen gesetzt hatte, so blieb kein anderes Mittel als die List und Ueberredung übrig. Mit dem besten Erfolg wurde es gleich nach dem westphälischen Frieden, bis auf unsre Lebenszeit, bey Fürsten, Gelehrten und andern angesehenen Personen angewendet, und man erstaunt über die scharfsichtige Schlauheit der Bekehrer, gegen die Schwächen dieser angesehenen Bekehrten. Indessen ist und war es nicht genug, die bedeutenden Personen unter den Protestanten gleichsam herauszufangen, man suchte auf die Protestanten überhaupt zu wirken, um diese von Generation zu Generation für die alte Kirche und ihren Glauben wieder empfänglich zu machen.

So lang die alte und frühere Abneigung der Katholiken und Protestanten gegen einander dauerte, war diese Maxime von keiner Bedeutung. Erst alsdann zeigten sich die Folgen davon, als beiderseitige Religionsverwandte in nähere nnd unbefangenere Berührung zusammen kamen, als der Katholik dem Protestanten die brüderliche Hand reichte, und die Religion auf gegenseitige Freundschaft und Achtung keinen, oder doch keinen bedeutenden Einfluß mehr hatte. Dadurch ist nun in unsern Tagen auf die französische Epidemie

der Freyheit und Gleichheit, eine andere, (so man die römische oder italienische nennen könnte,) entstanden; welche darinnen bestehet: daß unter den Protestanten eine ungewöhnliche und unerwartete Neigung zum Katholicismum merklich wird. Glaubhaften Versicherunnach, sollen im Jahr 18 3 und 1814 mehr als 300 Personen ans den gebildeten Ständen, von der protestantischeu Kirche zur katholischen übergegangen seyn; unter welchen auch sehr viele, und auch einige angesehene Männer aus den preußischen Staaten genannt werden wollen, mir aber noch nicht genannt worden sind. Aufmerksame Beobachter wollen auch bemerkt haben: daß diese Epidemie sogar eine Mode-Sache zu werden anfange, und an einigen Orten gleichsam guter Ton werden will, den Katholischen zu spielen.

Es scheint paradox zu seyn, daß gerade zu der Zeit wo die beiden Religionspartheien so einig und friedlich in unbefangener Freundschaft zusammen zu leben anfangen, ein Theil, und zwar der freye Protestant, sich zu einer Kirche wendet, in welcher ein höchster Monarch zu glauben befiehlt, und alle Vernunft der Laienschaft mit einem: Amen! ich sage euch! ewiges Stillschweigen auflegen will: allein genau erwogen, konnte ein Kenner der geistlichen Politik solches wohl voraussagen.

Der geistliche Monarch ist ein Herrscher über die Gemüther, und hat kein vorzüglicheres Mittel seine Herrschaft zu erhalten, als Meinung und Glauben. Wenn ein Fürst den päbstlichen Legaten nicht achten, oder dulden will, so hat er von Rom ans keine Armee gegen seine Staaten zu befürchten; und der geistliche Unterthan darf nur nicht mehr das geistliche Oberhaupt

anerkennen wollen, so hat es ihm nichts mehr zu befehlen. Er ist dem Oberhaupt der Kirche nur so lang Geborsam schuldig als er Mitglied der Kirche ist, und diese Mitgliedschaft kann Jeder, in jedem Augenblick aufgeben. Daher hat der geistliche Regent und sein Ministerium für nichts mehr zu sorgen, als daß die Menschen auf solchen Meinungen und Glauben erhalten werden, so zu seiner Herrschaft erforderlich sind; und dann auch sich angelegen seyn zu lassen: daß so viel Seelen als nur immer möglich für das Reich gewonnen werden; weil dessen extensive Größe einzig und allein in der Anzahl seiner ihn anerkennenden Unterthanen besteht. Zur Anwendung der letztern Regel geistlicher Staatsklugheit gab die gegenseitige Annaherung der Katholiken und Protestanten die erwünschte Gelegenheit. Die Emissarien verstanden die Kunst den Katholicismum zum Gegenstand der Unterhaltung zu machen. Man raisonirte über die Geschichte der Religion im allgemeinen; dann besonders über die Geschichte der Dogmen und des Cultus; und die Protestanten fanden es sehr interessant, näher mit demselben bekannt zu werden. Da urtheilten dann Einige: daß die Reformatoren doch ein wenig zu weit gegangen seyen; einige fanden den alten Cultum und die Hierarchie sehr vortheilhaft, das Volk religiös zu erhalten, und wurden, (ohne gerade überzugehen,) die eifrigsten Anhänger des Catholicismus, ja noch Etwas mehr, wie schon vor mehreren Jahren die Berliner Monatschrift hinreichend kund gemacht hat. — Andere fanden in dem katholischen Cultus mehr für den Verstand als bey dem protestantischen; andere mehr für die Sinnlichkeit; — andere mehr für

das Gefühl. Kurz: alle fanden, was bey den Protestanten nicht zu finden; und Viele was ihrer Klügeley und Schwärmerey besser behagte. — Das hätte nun nicht so viel zu bedeuten gehabt; (wie dann auch jeder Vernünftige das Gute überall, und also auch im Cultu der katholischen Christengemeinde nicht verkennen wird;) allein nun wurde auch diese Frage in Erwägung gezogen: ob die ptotestantische oder die katholische Religion die wahre sey? Da diese Frage schon von Wahnbegriffen des Fragenden zeugt, indem man wohl fragen kann: welcher Cultus ist der Religion (so einzig ist) anständiger? aber nicht: welche Religion ist die wahre? weil ein Cultus des Aberglaubens kein Cultus der Religion ist: so ist wohl natürlich, daß alle diejenige Protestanten, welche bey dem katholischen Cultus Nahrung für ihre Klügeleyen und Schwärmereyen fanden, und Religion von dem Cultus einer besondern Gemeinde nicht zu unterscheiden wußten, sich für den Catholicismus entschieden. Es durfte alsdann einer oder der andere nur ein wenig gesengt im Hirn seyn, (welches, wie die Erfahrung lehret, bey Talenten zur speculativen Philosophie, Dichtkunst und andern schönen Wissenschaften gar wohl beysammen seyn kann,) so ging er hin, ward katholisch, und opferte mit der Freudigkeit eines Märtyrers, der mit Vergnügen sein Leben dahingiebt, die Freyheit seiner Vernunft auf.

Daß zu allen Zeiten Protestanten von den Katholiken für ihre Kirche gewonnen worden sind, ist eine natürliche Folge von den bekannten Anstalten, wodurch das geistliche Reich die Zahl seiner Bürger zu vermehren beabsichtigt. Der erste Cardinal sowohl als der ge-

ringste Dorfpfarrer sind Emissarien ihres Herrn, und der ganzen Laienschaft wird der Wunsch so tief als nur möglich eingepflanzt: daß doch die ganze Welt katholisch werden möge! Aber warum fängt das Verlangen katholisch zu werden, heut zu Tag unter den Protestanten so allgemein zu werden an? Die Antwort liegt in der oben angeführten Bemerkung: weil das Katholischwerden epidemisch und eine Mode-Sache geworden ist.

Man kann sagen, daß alles Besondere, Auffallende, Ungewöhnliche seine Perioden hat, in welcher es zur Mode wird, und zu welcher Zeit man es mitmachen muß, wann man öffentlich sich sehen oder hören läßt. Göthe frappirte die Welt mit seinem Werther: und es ward Mode zu wertherisiren, und ein weiches Herz, ein leichtthränendes Auge zu haben, oder zu affectiren. Eben so ward durch die französische Revolution das Geschrey nach Freyheit und Gleichheit Mode. Jetzt fängt das Katholischwerden an in Mode zu kommen. Zur Zeit der Freyheit und Gleichheit war Jeder ein Sclave der einen Fürsten pries. Jetzt wird man bald hören: Esel! warum nicht katholisch? Ueberhaupt gehört zu allem Modewerden ein Vorgang von bedeutenden Leuten und eine geschwinde Verbreitung häufig auf einander folgender Beyspiele, und der Gegenstand ist Mode, er mag nun zum Putz der Damen, oder zur Philosophie gehören, es mag eine Hypothese über das Licht und den Schall; oder ein Dogma der Religion betreffen. Wie das Wertherfieber entstanden? hat unser vortrefflicher Göthe im dritten Theil seiner Lebensbeschreibung selbst erzählt. Die Geschichte des Freyheitsfiebers ist Ihnen besser bekannt als mir. Was aber die Sucht

katholisch zu werden, als eine Mode-Sache betrifft, so habe ich meine besondere Ansichten darüber.

In einem kleinen Werkchen, welchem Kant als Titel desselben, »Ueber einen neuerdings erhobenen vor»nehmen Ton in der Philosophie!« vorsetzte, schrieb derselbe: »Der Name Philosophie ist, nachdem er seine »erste Bedeutung: einer wissenschaftlichen Lebensweis»heit, verlassen hatte, schon sehr früh als Titel der »Ausschmückung des Verstandes nicht gemeiner Denker, »in Nachfrage gekommen, für welche sie jetzt eine Art »von Enthüllung eines Geheimnisses vorstellte. Den »Asceten in der Makarischen Wüste hieß ihr Mönchs»thum die Philosophie. Der Alchymist nannte sich »Philosophus per ignem. Die Logen alter und »neuer Zeiten sind Adepten eines Geheimnisses durch »Tradition, von welchem sie uns mißgünstiger Weise »nichts aussagen wollen (Philosophus per initiatio»nem). Endlich sind die neuesten Besitzer desselben die»jenigen, welche es in sich haben, aber unglücklicher »Weise es nicht aussagen, und durch Sprache allgemein »mittheilen können (Philosophus per inspirationem).

Weiter fährt Kant in diesem Werkchen also fort:

»Es liegt nicht blos in der natürlichen Trägheit, »sondern auch in der Eitelkeit, einer mißverstandenen »Freyheit der Menschen, daß die, welche zu leben ha»ben, es sey reichlich oder kärglich, in Vergleichung »mit denen, welche arbeiten müssen, um zu leben, sich »für Vornehme halten. — Der Araber oder Mon»gole verachtet den Städter, und dünkt sich vornehm »in Vergleichung mit ihm: weil das Herumziehen in »den Wüsten mit seinen Pferden und Schaafen mehr

»Belustigung als Arbeit ist. Der Waldtunguse meint »seinem Bruder einen Fluch an den Hals zu werfen, »wenn er sagt: daß du dein Vieh selber erziehen magst, »wie der Buräte! Dieser giebt die Verwünschung wei»ter ab, und sagt: daß du den Acker bauen magst wie »der Russe! Der letztere wird vielleicht nach seiner »Denkungsart sagen: daß du am Weberstuhl sitzen magst, »wie der Deutsche! — Mit einem Wort: alle dünken »sich vornehm, nach dem Maaß als sie glauben nicht »arbeiten zu dürfen: und nach diesem Grundsatz ist es »neuerdings so weit gekommen, daß sich eine vorgebliche »Philosophie, bey der man nicht arbeiten, sondern nur »das Orakel in sich selbst hören und genießen darf, um »die ganze Weisheit, auf die es mit der Philosophie »angesehen ist, von Grund aus in seinen Besitz zu »bringen, unverhohlen und öffentlich ankündigt: und »dieß zwar in einem Ton, der anzeigt, daß sie sich mit »denen, welche — schulmäßig — von der Critik ihres »Erkenntniß-Vermögens, zum dogmatischen Erkenntniß »langsam und bedächtig fortzuschreiten sich verbunden »halten, in eine Linie zu stellen gar nicht gemeint sind, »sondern — geniemäßig — durch einen einzigen Scharf»blick auf ihr Inneres, alles das was Fleiß nur immer »verschaffen mag, und wohl noch mehr zu leisten im »Stande sind.«

Was Kant in dem von ihm angeführten gesagt hat, läßt sich sehr passend auf die Ueberläufer und Ueberspringer zur katholischen Kirche anwenden. Alle so mir bekannt sind und von welchen durch Schriften Etwas bekannt geworden, sind nichts weniger als solche, welche durch eine Critik ihrer Erkenntnisse, zum Dogmatismus

mit Bedacht fortgeschritten sind; sondern werfen ihr Wissen und Urtheile so geniemäßig aus ihrem Innern hin, wie ein hausirender Handelsjude seine Waaren dem nachfragenden Kauflustigen aus dem vollen Quersack hervorbringt. Der eine findet ganz charmant, daß man in der katholischen Kirche durch sein ganzes Leben eine Reihe von Sacramenten durchzuwandern hat, dem andern gefällt das Oberhaupt, weil es zu einer systematischen Ordnung erforderlich sey; ein dritter findet Belieben an der Infallibilität dieses Oberhaupts, weil dadurch der Gläubige aller weitern mühsamen Nachfrage über das was gut und besser sey überhoben würde; ein vierter findet das Sinnliche der Menschheit zuträglich, weil die Menschen Augen und Ohren haben; der fünfte entschließt sich katholisch zu werden, weil er über diesen Cultus schon oft geschwärmt hat, und er Schwärmen leichter als Denken findet; der sechste findet in dem Cultus der Katholiken eine Art Erholung, nachdem er sich, ohne gehörige Ueberlegung in die Tiefe der Metaphysik gewagt hat, und sich mit den Monstrositäten dieser Wissenschaft, so Fichte und andere uns auf den Jahrmärkten der Litteratur gezeigt haben, mit seinem Ich und Nicht Ich bis zum Umsink.n abgezehrt hat. — Kurz auch diese Alle gehören zu jenen Vornehmen, wovon Kant sagt, daß sie sich sehr viel darauf zu gut thun, ihren Hausbedarf nicht durch Arbeiten und mühsame Anstrengung zu verschaffen. Das Vornehme der Nunkatholiken, wie man die Ueberläufer zum Unterschied der würdigen Mitglieder der ältern christlichen Gemeinde, so ihrer Kirche getreu mit ihren protestantischen Brüdern in Harmonie zu leben ein Vergnügen finden, ohne eine

Monotonie zu begehen, nennen könnte, kann man am sichersten erkennen, wenn man nach allgemeinen Vernunftgründen die Ursachen aufzusuchen sich bemüht, welche eine Religionsveränderung zu rechtfertigen vermögen. — Religion ist ihrem wahren Gehalt nach nichts anders als moralische Pflichterfüllung, welche der Mensch sich als ihm von Gott auferlegt, als ein vernünftiges Wesen freywillig unterzieht. Ueber dieses Verhältniß des Geschöpfs zum Schöpfer gehörig zu urtheilen, ist nun keine Kleinigkeit, womit man, geniemäßig, so bald vollkommen fertig werden kann. Will Jemand die Religion als ein Mann, und nicht als ein unbedachtsamer Jüngling, oder als bedaurungswürdiger Schwachkopf, bey welchem der Bart schon graut, verändern: so muß er vor dem Richterstuhl der Vernunft sich verantworten, und darlegen können, daß es Pflicht für ihn gewesen, in eine andere Gemeinde sich aufnehmen zu lassen, weil er in der bisherigen an seiner Pflichterfüllung verhindert worden sey. Gutdünken allein ohne solche Beweise ist nicht hinreichend.

Nun hat noch keiner dieser vornehmen Herrn sich wegen seines Uebertritts gehörig ausgewiesen, im Gegentheil haben sie aus dem Vorrath ihrer Fantasie, Schwärmereyen fragmentarischer Erkenntniß der objectiven Welt und unreifer Philosophie, bald dieses bald jenes zu ihrer Beschönigung ausgekramt, (weil sie sich doch schämen, einen solchen Schritt als der Uebergang zu einer andern Kirche ist, nicht rechtfertigen zu können) welches zwar ihre regellose Einbildungskraft und andere Geistesschwächen, nicht aber die Reife ihrer Vernunft, bey ihren sonstigen oft schätzbaren Talenten beurkundet.

In Hinsicht ihres Erkennens und Urtheilens konnte man sie Philosophi per imaginationem, oder per delirium; oder auch (welches bey Einigen der Fall seyn mag) per vesaniam nennen. Diese Art Menschen stehen als denkende Personen mit ihren übrigen Mitmenschen in eben dem Verhältniß, als in der bürgerlichen Gesellschaft die Liebhaber der Mode mit ihren Mitbürgern, wodurch die Bemerkung, daß das Katholischwerden heut zu Tag eine Modesache sey, vollkommen berichtigt wird. Bey der Mode will jeder die Sitten und Geschmack der Angesehenen und Ausgezeichneten in Kleidern und Betragen nachahmen, um nicht geringer als diese zu scheinen, welches aber eine Armseligkeit verräth, so man gern verbergen mögte. Der Reiche und hinlänglich Gewürdigte, so einer Nachahmung, um gewürdigt zu werden, nicht bedarf; so wie die untere brav arbeitende Bürgerklasse, bekümmern sich wenig oder gar nicht um die Mode. Eben so findet man unter den Neukatholischen selten einen Mann von großem und dabey richtigen Geist, der sich zu Handlungen entschließen kann, ohne den Sporn leidenschaftlicher Gefühle oder reizender Fantasien zu bedürfen; wie auch selten einen Mann so mit seinem Cultus zufrieden ist, und nicht darüber speculirt. Nur die Fantasten, sich selbst nicht genügende und daher bedürftige Köpfe, sind es, bey welchen es den Werbern für das geistliche Reich gelingt: sie zur Nachahmung so mancher Fürsten, Gelehrten, Philosophen, Dichter ꝛc. zu bewegen. Dem Modesüchtigen gefällt der zur Tagesordnung gebrachte Catholicismus, ihm gefällt nichts besser als ein Gelehrter, Philosoph, Dichter, oder überhaupt ein Kopf nach der Mode zu seyn;

der Werber, oder ein angesehener Vorgänger erscheint, und — der Mann wird zum Erstaunen aller, die ihn für einen vernünftigen und gesunden Kopf gehalten haben, katholisch.

Diese Modesucht, ihre Kirche zu verlassen, haben die Protestanten der Annäherung zu den Katholiken zu verdanken: was nun zn thun? Nach meiner Meinnng nichts anders als der Vernunft nur recht und von Herzen getreu zu bleiben, und uns immer fester an unsre katholischen Brüder durch die Bande der Freundschaft und Vernunft zu verbinden. Die Vernunft wird doch ihre Rechte noch gültiger zu machen wissen als der geistliche Monarch seine vermeinte auf das Menschengeschlecht! Es wird und muß noch dahin kommen, daß man auf beiden Seiten den Ueberläufer geringschätzt. Ist dieses gewonnen, so wird sich die Werbung von selbst einstellen, und unsre Modeköpfe werden eine andere Beschäftigung für ihren fragilen Geist suchen müssen, wobey sie weniger Gefahr für ihre Vernunft laufen, und wobey Personen wie unser Maibach, bey einer ohnehin nicht starken Disposition ihrer Intelligenz, nicht zu befürchten haben, dnrch einen **** oder auch nur Pfarrer Seebach und Exmönch Florian auf Kosten ihrer Vernunft bis zum Wahnsinn bekehrt zu werden.

Hofmaier an von Waldheim.

Dreyzehntes Schreiben.

Das letzte Ihnen zugeschickte Stück meiner Nachrichten von Maibachs Religionsveränderung wird Sie überzeugt haben, daß äußere Ursachen und nicht blos innere freye Wahl denselben zu diesem Schritt bewogen haben. Doch verhielt er sich nicht so leidend als ein Schaaf, das zur Schlachtbank geführt wird. Er bemühete sich, die auf ihn wirkende Umstände so zu erwägen, daß er überzeugt zu seyn glauben könnte, alle Gründe seines Entschlusses in sich selbst gefunden zu haben; und die That selbst eine Folge seiner freyen Wahl gewesen sey. Indessen war er doch mit sich selbst nicht so im Reinen als er sich überredete. Er kämpfte einen großen Kampf, ohne es zu glauben. Ueber diesen Kampf dürfen wir uns nicht verwundern. Der Mensch kann ohnmöglich eine große Handlung, an welcher Geist und Herz Theil nimmt, vornehmen, ohne daß sein Gemüth aus dem Gleichgewicht gebracht wird.

Die große, feste und standhafte Seele eines Brutus wogte wie ein Schiff auf den Wellen, ehe der Tag anbrach, an welchem Cäsar bluten sollte. Ist es also einem Maibach zu verdenken, daß er die Nacht zuvor nicht schlafen konnte, und er schon um 4 Uhr Morgens aufstand, und nicht wußte was er vornehmen sollte. Er suchte einen Punkt, seine Gedanken und Empfindungen zu sammeln, und setzte sich an seinen Pult, um was in ihm vorging, aufzuschreiben. Auf einen schlech-

ten Bogen, worauf er sich verschiedenes schon notirt hatte, schrieb er folgendes.

»Wie wunderbar entwickelt sich der Geist, um zu »schauen, was die Strahlen des materiellen Lichts sei»nem körperlichen Aug nicht einzutragen vermögen. »Was wir mit dem leiblichen Aug sehen, ist nur ein »Miniaturgemälde. Der wahre Gegenstand ist von der »Körperwelt eben so verschieden, als das Bildchen in »meinem Aug von dem was außer mir ist. In der »Entfernung können wir nichts sehen, nahe muß uns »der Gegenstand gebracht werden. — Warum ist doch »alles so entfernt! warum müssen wir so viel ahnen und »hoffen? — warum die Decke vor unsern Augen, wo»mit wir geboren werden? Warum aus einem Reich »in das andere wandern, bis der Geist in das Reich »kommt, wo er Bürger werden soll? — Die Raupe »geht zum Schmetterling über, dann erst soll sie sterben. »Der Tod bringt uns in das wahre Reich der Geister, »in ein Reich, welches die Sinne nicht vernehmen kön»nen. Dort ist Einer der Nothwendige, der Allgewal»tige, Alles Regierende. — Ueberall nur ein Mittel»punkt in der Natur! So muß es seyn. — Muß. — »Dort nur Einer, und hier sollte nicht auch nur Einer »seyn? Und dieser Eine hier, bald mein Erster im »Reich, in das ich, wie die Raupe zum Schmetterling »übergehen werde. — Ich gehe, ich muß gehen, wie »ich werde sterben müssen, um den Allerhöchsten in sei»nem Reich von Angesicht zu schauen. — Und doch thut »Scheiden wehe. Warum der Schmerz, wann wir so»gar einem bessern Zustand entgegen gehen? — Mensch! »du hast einen harten Kampf zu kämpfen, wenn du an

»den Rand der Ewigkeit kommst. Du sehnest dich nach »der Seligkeit, welche du erwartest, und das Lebewohl! »du schöne Erde! hemmt den geflügelten Fuß. Wenn »die Raupe Schmetterling werden soll, muß sie einen »Zustand des Grabes durchleben. — Ich fühle, daß »mich das Grab umgiebt. Wann doch schon die Stunde »der Auferstehung geschlagen hätte!«

Er stand auf, und (wie man von seinem Bedienten erfahren) ging im Zimmer unruhig auf und ab, als eben seine Frau mit fröhlicher heiterer Miene aus dem Schlafzimmer hereinkam. Sie wünschte ihm einen guten Morgen, und sagte: heute ist unser zweyter Vermählungstag, lieber Friederich! und du scheinst mir niedergeschlagen? — Ich? niedergeschlagen! antwortete er; Nein ich bin belebt, erwartungsvoll! wahrlich liebe Frau! Die Zeit geht mir viel zu langsam! — Ach! noch 2 volle Stunden! seufzte er, als er nach der Uhr sah. Gegen 8 Uhr kamen mehrere Freunde, unter welchen sich auch ein Geistlicher befand, mit welchem Maibach ehedem keine genaue Bekanntschaft hatte. Dieser sprach sehr wenig von der bevorstehenden Stunde, ohne Zweifel, weil er nicht gerathen fand, Maibachs Ernst und seiner Frau Heiterkeit zu vermehren. Von jeher war das Duet aus dem Stabat mater, »mögt ich wie auf Adlersflügel ꝛc.« eines ihrer Lieblingsstücke gewesen. Sie setzte sich nieder, spielte es auf dem Clavier und sang dazu. Einer der Anwesenden, dem diese Piece bekannt war, sang die zweyte Stimme. O! noch einmal! rief Maibach mit Affect, noch einmal! und intonirte mit lauter Stimme und sichtbarlicher Bewegung; bey den Worten, »Mitgenossen jenes Bundes, Mitem-

pfänger jener Krone! Meine Brüder leitet mich!» nahm er des Geistlichen und eines andern Freundes Hand, und drückte sie herzlich. Endlich schlug die Stunde, der Wagen hielt vor der Thür, in welchem Maibach und seine Frau von 2 Freunden begleitet zur Kirche fahren sollten. Die Frau schien bewegter als vorher zu seyn, Maibach dagegen war gegen Erwartung männlich gefaßt, man merkte ihm eine innere schwankende Bewegung gar nicht an, doch sagte er beym Weggehen zu den zwey Freunden: »Meine Brüder leitet mich!«

In der Kirche ward die Frau bewegt, mehrmal mußte sie ihre Augen abtrocknen, Maibach dagegen blieb in seiner Fassung bis zu dem Augenblick, wo er niederknien mußte, um den Segen zu empfangen. Er ward sichtbarlich erschüttert, als er sich von dem Priester berührt fühlte, schlug die Augen auf, blickte umher und schien als ob er vor dem Anblick des Priesters, den er fixirte, (wie mehrere Umstehende bemerkt haben wollen) zurück wich. Nach der Handlung umarmte ihn Pfarrer Seebach in der Sacristey, welche Umarmung er erwiederte, und wobey ihm einige Thränen entquellen. Die Frau war mehr außer Fassung als der Mann, der sich wieder zusammenfaßte und den ganzen Tag eine ernste Stimmung behielt, wogegen jene in der, sich in ihrem Haus versammelnden Gesellschaft, wieder sehr gesprächlich geworden war.

Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß äußere Veränderungen, z. B. wenn Jemand ein bedeutendes Amt erhält, oder geschwind reich und arm wird, auch in dem Innern des Menschen Veränderungen hervorbringen, und oft eine Metamorphose des Characters bewirken.

Ich habe Eheleute gesprochen, welchen bey des Priesters Einsegnung durch ein deutliches Gefühl bemerkbar worden ist, daß zwischen ihnen und der Welt; zwischen einem Jeden und allen übrigen Personen des andern Geschlechts, eine Grenzlinie gezogen worden sey. Eben so fühlten Maibach und seine Frau, als sie vom Altar zurückgingen, sich als Katholiken in einer neuen Welt deutlicher, als etliche Stunden zuvor ehe sie dem Protestantismo noch nicht feyerlich entsagt hatten; es war ihnen als ob sich ihre zurückgelegte Lebenszeit durch einen ausgezeichneten Grenzpunkt von der Zukunft unterschiede. Kaum waren sie von der Kirche wieder zu Haus, so erschienen glückwünschende Besuche von Geistlichen und Laien, die sämtlich ihre Freude über so zwey würdige Personen, welche die Kirche gewonnen, nicht genug an den Tag legen konnten. Man verstand beiden auf das geschickteste zu schmeicheln, und beiden that diese Schmeicheley, womit man ihren reizbaren Geist kitzelte, außerordentlich wohl. Desto unangenehmer mußte ihnen jede Berührung von einem Protestanten seyn, desto widriger die Empfindungen an alles, was ihnen protestantisch hieß. Die Frau von Maibach besonders ward von Tag zu Tag eifriger, und ließ sogar einen Verfolgungsgeist gegen die Protestanten blicken. Man sprach einstmal von der Bartholomäus-Nacht, und sie äußerte: daß dieses nicht geschehen seyn würde, wenn nicht Gott und der heilige Vater seine weisen Absichten dabey gehabt hätte. Mein Vater, fuhr sie fort, ist zwar auch, wie meine Mutter, Abkömmlinge jener aus Frankreich vertriebenen Familien, und ich werde meine Aeltern lieben, wer sie auch seyn mögten; allein dieses giebt mir

kein Recht, das Oberhaupt meiner Kirche zu tadeln. — Maibach hörte aufmerksam zu, und als er um seine Meinung gefragt wurde, ob es Recht wäre Ketzer zu dulden? antwortete er: Mein Leben wage ich gegen den, so mir meinen Glauben, meine mir selbst gewählte, und nicht durch die Erziehung aufgedrungene Kirche rauben könnte; allein die Ketzer und Protestanten, wenn sie sich nur nicht vermessen gegen unsere heiligen Geheimnisse zu reden, zu schreiben, zu handeln; mögen ihre Bestimmung abwarten. Ich denke wenn mir ein Protestant begegnet, wie der heilige Apostel Paulus: Tu quis es, qui judicas servum alienum? Domino suo stat, aut cadit. Die Frau von Maibach dachte fanatisch gegen andere; ihr Gemahl mehr gegen sich selbst. Jene hatte mehr Vergnügen an der Verfolgung anderer, dieser würde sich zur Ehre gerechnet haben, wann er ein Märtyrer des Glaubens hätte werden müssen. Am andern Tag erhielt Maibach einen Besuch vom Pfarrer Seebach, welcher ihn über sein Benehmen und Zurückweichen auszuforschen suchte. Ich war, antwortete Jener, als ich vor dem heiligen Altar kniete, wie in einen Traum versunken. Auf einmal war mir, als ob ich erwachte, mir war als wüßte ich nicht recht wo ich mich befände, ich sah mich um, und was das sonderbarste dabey war, so ward ich von dem Anblick des Priesters im Meßgewand so frappirt, daß ich einen Augenblick wähnte es sey der Pabst. Es ist dieses wohl ganz natürlich zugegangen, denn ich habe die Nacht vorher sehr viel an ihn, als das Oberhaupt der Kirche, gedacht, und seine Persönlichkeit erwogen; wie mir dann auch seit gestern derselbe immer wieder in den

Sinn gekommen ist. Während Maibach noch mit dem Pfarrer sprach fiel auf der Strasse ein Schuß. Einem Soldaten ging das Gewehr los, worüber Maibach so erschrack, daß er zitterte. Weil man eine solche Reizbarkeit an ihm sonst nicht gewohnt war, so schickte man zum Arzt, welcher ihm Etwas gegen die Wirkung des Schreckens verschrieb, sich aber doch wunderte, daß ein unerwarteter Flintenknall ihn so sehr habe erschüttern können. Die ernste Stimmung so man vor dem Kirchgang an ihm bemerkte, verließ Maibach nicht mehr, ob er gleich durch muntere Gespräche heiterer wurde, und nahm täglich mehr zu als ab. Ein Freund vom Maibachischen Haus, der auch ein Mitglied der katholischen Kirche war, hatte Geschäfte in London, und wollte diese Reise seines Vergnügens wegen durch Frankreich machen, um auch Paris kennen zu lernen. Mehrere Freunde fanden gerathen, daß die Maibachischen Eheleute diese Reise mitmachten; allein Maibach war nicht dazu zu bewegen. Der Frau dagegen war diese Gelegenheit sehr erwünscht, sie wollte sich in ihrer neuen Existenz in der Welt herumfahren lassen, und reisete mit dem Freund ab. Der Mann blieb zu Haus um, zu seinem Unglück, sich selbst zu beschauen, und eine Welt kennen zu lernen, welche man nicht mit Pferd und Wagen durchwandern kann.

Hofmaier an von Waldheim.

Vierzehntes Schreiben.

Maibach wurde zu sehr beobachtet, als daß das geringste Ungewöhnliche bey ihm hätte unbemerkt bleiben können. Seine lang dauernde Ernsthaftigkeit, welche zwar ihn nicht finster machte, doch den feinen Menschenkennern, welche auf ihn acht hatten, nicht entging; erregte bey diesen eine Besorgniß. Sie glaubten: der neue wahre Christ hätte Gewissensbisse, weshalb man ihm zu Hülfe kommen müßte. Zwölf Stunden von Maibachs Wohnort wohnte ein ehemaliger Dominicaner, ein Mann von dem man mit Wahrheit sagen konnte, mores multorum vidit, ein kluger, verschmitzter Kopf, ein ausgelernter Cosuist, und der außerordentliche Talente zu einem Missionair hatte, weil er die schwache Seite eines Menschen auszuforschen verstand. Dieser wurde ersucht und beauftragt, Maibach zu besuchen und ihn ein wenig zu sondiren. Er wurde von Freund Kopäus eingeführt, und von Maibach sehr freundschaftlich, ungezwungen empfangen, doch so daß man diesem anmerkte, er beschäftige sich mit Etwas, was ihn interessire. Lavater würde damals ihn für einen Rechenmeister angesprochen haben. Die Rede kam von Geschäften worüber er klagte; nicht daß sie ihm lästig, und deren zu viel wären; sondern daß er gar nicht damit fertig werden könne. Nur einen Tag, sagte er, mögte ich haben, an dem alles rein aufgearbeitet wäre. Der Exdominicaner wendete die Unterredung auf seine Re-

ligionsveränderung, machte viel Lebens darüber, versicherte Maibach, daß er das größte Glück, die Zufriedenheit der Seele in der katholischen Kirche finden werde, führte Beyspiele von solchen Glücklichen an, denen man die Heiterkeit ihrer Seele auf dem Gesicht lesen könne, und äußerte zuletzt seine Verwunderung: daß er den Herrn Hofrath von Maibach weniger heiter gefunden, als er erwartet habe. Sie werden doch, fragte er, keine Reue empfinden: — »Reue? versetzte Maibach, mich »reuet Nichts was ich mit Ueberlegung und Vorbedacht »gethan. Allein der Schritt aus der Kirche in welcher »ich geboren; in die, welche ich als eine meinem Geist »vortheilhaftere, mich mehr befriedigende gefunden, ist »mir ernsthafter als Sie glauben. Stehen bleiben wo »mich vor einigen Wochen die Vorsehung hingestellt hat, »kann ich nicht; eben so wenig kann ich mit einer fröhlichen Miene öffentlich erscheinen: denn man würde »mich für einen leichtsinnigen Menschen halten, und »der bin ich nicht, will ich nicht seyn, kann ich nicht »seyn. Die Religion, wozu ich mich nun bekenne, ist »mir der wichtigste Gegenstand geworden. Ich bin nicht »katholisch geworden wie ein muthwilliger Knabe, und »würde mich schämen den Schritt gethan zu haben, »wenn er mir nicht ernsthaft und wichtig genug wäre. »Ich habe geschworen, zu glauben, was die Kirche be»fiehlt, und halte mich auch von der Wahrheit dieses »Glaubens in so fern überzeugt, als ich ihn nicht wi»derlegen kann: doch aber muß ich mich in meinem »Glauben befestigen; ich muß über diese ernsthafte »Sache nachdenken, nicht um blos die Zweifel zu zer»streuen, sondern um auch den Grund in meiner Seele

»unerschütterlich zu machen, worauf alle Wahrheiten »der Kirche gebaut sind.«

Der Exdominicaner war zwar ein schlauer Kopf, und hatte ausgelernt, Jemand hinter das Licht zu führen. Doch war er ein bloßer Empyriker. Er hatte in der Welt so viele berückt, daß er unter einem irre geleiteten Gemüth, und unter einem verwirrten Kopf keinen gehörigen Unterschied zu machen verstand. Er fand unsern Maibach so wie er glaubte, daß ein orthodoxer festgläubiger Katholik seyn müsse; hatte aber nicht die geringste Muthmaßung, daß Maibachs Vernunft geschwächt und sein Verstand selbst, (nicht blos seine Vorstellungen) verwirrt sey. Er referirte deshalb seinen Committenten: daß er ganz und gar nicht befürchte, Maibach mögte Reue bekommen, katholisch geworden zu seyn: im Gegentheil habe er ihn so gefunden, wie einer, der keiner Reue mehr fähig sey. Man solle sich auch nicht bange für seinen Verstand werden lassen, denn er habe in seiner langen Erfahrung gefunden, daß alle Proselyten durch ihren ehemaligen Protestantismus ein wenig verrückt gewesen wären. Ein katholischer Narr, (fügte er hinzu) und ein protestantischer Proselyt haben sehr viel Aehnlichkeit mit einander. — — —

Durch diesen Bericht ward man in so weit beruhigt, daß man keine auffallende Handlung des Maibachs befürchtete, doch unterließ man nicht, ihn durch Besuche, Gesellschaften und Vergnügungen zu zerstreuen, und ihn von Geschäften abzuhalten, damit er nur dasjenige von seinen Amtsverrichtungen besorge, was unumgänglich durch ihn selbst geschehen mußte, und desto mehr Zeit für angenehme Erholungsstunden übrig behalten

möge. Man glaubte dadurch seine Zufriedenheit an der Kirche zu erhalten, wenn man ihm das Leben angenehm mache.

Alle diese Vorkehrungen waren indessen vergebens. Maibachs Hang zur Eingezogenheit wuchs von Tag zu Tag um so mehr, als man ihn davon abzuziehen suchte. Der Katholicismus, womit er sich nun mit desto größerem Eifer beschäftigte, als er seine philosophischen Grillen einer geistigen Welt, und religiöse Schwärmereyen in demselben zu finden glaubte, ward, wo nicht der einzige, doch der vorzüglichste Gegenstand seines Nachdenkens. Das erste so er nun that, war: daß er alles sammelte, was nur auf die katholische Kirche hinwies, alle Bücher nachschlug, alle Traditionen sich bemerkte, alles sich notirte was dieser oder jener Cleriker oder Exmönch aus einer alten Klosterbibliothek ihm mittheilte, rc. — um sich selbst eine pragmatische Geschichte der katholischen Kirche und des Katholicismus in seinem ganzen Umfang zu entwerfen, wodurch er von der Gewißheit und Untrüglichkeit desselben eben so überzeugt zu werden hoffte als jeder Erdensohn (einige Tollhäusler ausgenommen,) von seinem Daseyn überzeugt ist. Da lagen nun wundersame Dinge in einer unabsehbaren Menge vor Augen. Der Apostel Petrus, der dem ersten Pabst für ihn und seine Nachfolger die Schlüssel des Himmels und der Hölle übergeben; die übrigen Apostel; die vielvermögenden Heiligen ohne Zahl, die Sacramente; die Dogmen, welchen als Thesis eine Antithesis auf dem Fuß nachfolgt, so daß man entweder glauben muß, oder der Verstand steht still; die Wunder; der Himmel; die Hölle; das Fegfeuer; die Geister, welche sich a... ...

Himmel, der Hölle und dem Fegfeuer auf der Erde, über der Erde und unter der Erde sich befinden; das heilige Feuer; das heilige Wasser; die Erscheinungen; Amulette; Rosenkränze; und was sonst zu diesem allen gehört, oder Maibachs Einbildungskraft dazu gethan hat. Merkwürdig ist: daß er sich nicht mit der Untersuchung des Lebens und der Lehre Christi, nach selbstgewählten Ansichten und eigner Beurtheilung befaßte; sondern aus den Evangelisten und andern heiligen Scribenten dasjenige ohne weitere Prüfung annahm, was die Schriftsteller seiner Kirche daraus angezogen und gefolgert hatten. Er wagte keine Prüfung, aus Furcht durch Zweifel in seinen Ansichten irre gemacht zu werden; dagegen war ihm immer wohl zu Muth, wenn er die vorbenannten Gegenstände seiner Betrachtungen durchschaute, und in einem oder dem andern, eine Erfahrung gleichsam zu machen glaubte, daß seine Idee vom Wunder aller Wunder und der unsichtbaren geistigen Welt kein Gedankending sey, sondern realiter ausser ihm existire.

Daß Maibach, wie ich eben geurtheilt habe, vom Selbstprüfen aus Furcht in seinen Ansichten irre gemacht zu werden, abgehalten worden, ist aus mehreren Umständen und Gründen sicher zu schließen. Die Sache betraf die Religion, von welcher er überhaupt von jeher nicht richtig geurtheilt hatte. Er urtheilte nämlich: es giebt viele Religionen, und da mehrere Religionen nicht alle gleich wahr seyn können, so muß eine die höchstwahre, die beste seyn. Dieses war schon unrichtig geurtheilt, und wer so denkt, ist für den Glauben an die allein seligmachende Kirche empfänglich. Er hätte

untersuchen sollen: was ist in jeder Religion? was ist in dieser oder jener Wahn oder Aberglaube? um in der seinigen Wahn und Aberglauben, von dem was die Vernunft billigt, zu unterscheiden. Der Wahn und Aberglaube, das Pfäffische so bey einer Religion herrscht, giebt aber an sich noch keinen Grund ab, eine Religion zu verlassen, und zu einer andern überzugehen, wann ich nicht gezwungen bin gegen meine Ueberzeugung zu handeln. Maibach wollte aber wissen: wo die allein seligmachende Kirche sey? und fand sie. Der Mensch findet in dieser Welt was er sucht: Wahrheit oder Aberglauben. Als er übertrat, glaubte er von der Wahrheit des Catholicismi, und von dem Mangelhaften des Protestantismus überzeugt zu seyn. Von da wieder zurückkehren war ihm aber, und zwar wegen seiner eben erwähnten Art zu denken, deshalb nicht wohl möglich, weil er nun nach gerade entgegen gesetzten Ursachen hätte handeln müssen. Er war lutherisch und ward katholisch, weil er die katholische Kirche für die beste hielt. Um wieder lutherisch zu werden, hätte er diese Confession besser als die katholische finden müssen. Und nun hätte er bey weiterer Prüfung gar nicht mehr gewußt: was Rechts oder Links sey? ob die protestantische Kirche die bessere sey, oder nicht? Nur leichtsinnige Personen, oder Schurken können von einer Kirche zur andern mehrmals übergehen, und wieder zurücktreten. Bey Maibach, einem Mann von Rechtschaffenheit, der gegen seine Ueberzeugung nie heuchelte, auch wegen seines ansehnlichen Vermögens nicht so leicht in Gefahr kam, znm Heucheln bewogen zu werden, war dieses nicht möglich. Er ging über, weil er Ueberzeugung zu haben

glaubte, die katholische Kirche sey unter allen die wahre uns beste. Würde er nun gefunden haben, daß er sich geirrt, daß die protestantische doch die bessere, ja (nach seiner Art zu denken) die beste sey: so würde er entweder beschämt haben zurücktreten müssen, oder (wann die Schaam ihm diesen Schritt nicht erlaubt hätte) von innerer Schaam und Gewissensbissen gefoltert worden seyn. Diese traurige Alternative lag als eine dunkele Vorstellung in ihm, und eben deßwegen hatte sie die Kraft ihn von allen Gedanken abzuhalten, welche Bewegungsgründe zur Rückkehr hätten werden können. Da er nun scheu genug geworden war, die Dogmen und Traditionen genauer zu prüfen, und doch viel Unglaubliches dabey nicht verkennen konnte: so blieb ihm in seiner Lage, und nach der ihm eigenen Organisation im Denken, nichts anders übrig, um seine Vernunft, (die noch nicht allzusehr gestört war) zu befriedigen, als: allen Verstand anzustrengen und zu versuchen, wie er alle Dogmen, Traditionen, Legenden, so in einen Zusammenhang zu bringen vermögte, daß das was einzeln unbegreiflich schien, durch die Verbindung mit dem Begreiflichen ebenfalls begreiflich werden möge; oder: einen allgemeinen Begriff zu finden, der allen Dogmen, Traditionen, Legenden, Fabeln, Märchen ꝛc. den Charakter des Glaubwürdigen dadurch ertheile, daß sie unter den allgemeinen Begriff subsumirt werden. Das war nun aber keine so leichte Sache. Man kann wohl glauben, was selbst der Jude Apella nicht geglaubt haben würde, z. B. daß die heilige Cäcilia 3 Wochen nach ihrem Tod, aus ihrem natürlichen Hals ein Gloria in excelsis gesungen; oder: daß ein Märtyrer, nachdem ihm der

Kopf abgehauen war, solchen von der Erde wieder aufgehoben, auf den Rumpf gesetzt, und dem Kaiser Nero so|den Text gelesen, daß er ihn auf der Stelle begnadigt habe; ꝛc. — alles dieses, und noch mehr kann man glauben; aber es begreifen, und also (wann auch das Factum für noch so gewiß vorausgesetzt wird) das Unbegreifliche zu begreifen, dürfte schwerer werden, als der allerstärkste Glaube. — Demohngeachtet unternahm Maibach diese herkulische Arbeit. Aber konnte er in dem Zustand seines Geistes, worinnen er durch sein Katholischwerden war versetzt worden, anders?

Hofmaier an von Waldheim.

Funfzehntes Schreiben.

Es war für Maibachs ohnehin kranke Vernunft ein schreckliches Unternehmen, daß er alle Begriffe von Amuletten, Geisterwirkungen, Wunderkräften, alle Dogmen, Fabeln und Mährchen in eine logische Form zu bringen suchte, in welcher sie den Beyfall der Vernunft erhielten; und diese Form zu einem Criterio der Wahrheit machen wollte. Maibachs Vernunft war noch nicht so geschwächt, daß er nicht bey solchen Operationen das Widrige hätte empfinden sollen; sie war aber auch nicht mehr stark genug, um geradezu alle Wunderdinge von Geistern, geheimen Kräften, und was noch zum unglaublichen Glauben gehört, zu verwerfen. Jeder auf-

steigende Zweifel machte, (wie ich letzthin schon bemerkt,) seiner Seele bang. Ein solcher Zustand kann nicht anders als unerträglich werden: darum hielt sich Maibach in diesen Wogen lieber an ein schmales Brett, oder Strauch, als daß er sich ohne alle Kraftanstrengung den Wellen und ihrer willkührlichen Bewegung überließ. Er suchte einen festen Punkt für seinen Verstand, ähnlich dem Ruhepunkt des Hebels, und diesen festen Punkt fand er in der Infallibilität des Pabstes.

In einem meiner letzten Zuschriften habe ich Ihnen beschrieben, welche sonderbare und dabey gigantische Vorstellung Maibach sich von dem Pabst als Herr und Meister in dem Reich des Unsichtbaren gebildet habe. Erinnern Sie sich auch an den Eindruck, so der Priester im Meßgewand, als er Maibach einsegnete, auf diesen machte, indem er den Pabst vor sich zu sehen wähnte; und Sie werden sich erklären: wie? und warum derselbe bey dem Pabst als infallibelen Oberhaupt der Kirche Schutz und Hülfe für seinen geschwächten Geist gesucht hat. Mit dem Glauben an die Infallibilität des Pabstes allein, war ihm jedoch noch nicht geholfen, denn er hatte noch so viel gesunde Vernunft übrig, daß er sich nicht beruhigte, wenn er ein Wundermärchen von einem Heiligen las, so der infallibele Pabst canonisirt hatte. Auch die Vernunft ist wie unser thierische Körper conservatrix sui ipsius, sie kämpft und bietet ihre Kräfte für ihre Erhaltung auf. Maibachs Vernunft kämpfte außerordentlich gegen ihre Zerstörung. Daher erfand sich derselbe ein neues Argument, nach dem er ex autoritate des infallibelen Oberhaupts der Kirche, alles glaubwürdig und einfolg-

lich an und vor sich begreifbar, wenn gleich noch zur Zeit nicht begreiflich finden konnte. Dieses Argument, — (lachen Sie nicht, es ist traurig genug,) nannte er das Principium incredibilium, wozu ihm ein Gespräch mit einem, durch seinen Wohnort reisenden Bekehrten, Gelegenheit gab. Das Gespräch hatte die Fürbitten der Heiligen zum Gegenstand, wobey Maibach äußerte: es wäre bey der Anrufung der Heiligen doch Etwas Unbegreifliches, weil er allgegenwärtig wie Gott seyn müßte, wenn er alles hören, und Gott vortragen wollte, was in Europa, Asia, Afrika, Amerika und allen Südinseln zu einer und eben derselben Zeit zu ihm gebetet würde.

Es ist gar nicht nöthig, antwortete der Fremde, daß die Heiligen allgegenwärtig sind, um alles zu vernehmen was von ihnen begehrt wird. Sie können eine Musik von 10,000 Instrumenten, die aus allen Weltgegenden herschallen, klar und deutlich vernehmen, ohne aus ihrem Zimmer zu kommen. Im Gegentheil müssen die Heiligen ein herrliches Concert hören, wenn von allen Orten und Enden die Gebete um Fürbitten zu ihnen gelangen.

Das ist ein herrlicher Gedanke! versetzte Maibach. Nur fehlt noch ein Begriff, welcher die Möglichkeit einer Art und Weise, wie das Gebet, und sogar die Gedanken, wenn man stille betet, zur Kenntniß der Heiligen kommen könne.

Zweifeln Sie an der Wahrheit des Glaubens der Kirche? an der Wahrheit dessen, was der heilige Vater spricht, und zu glauben gebietet, erwiederte der Fremde.

Nein gar nicht, gewiß nicht! sagte Maibach, und schwieg einige Minuten, während welcher er sich die Stirne rieb. Auf einmal fuhr er mit Lebhaftigkeit fort: Sie haben mir ein Beyspiel vorhin angeführt, wie man sich das Unglaubliche, wenn gleich nicht begreiflich, doch glaublich machen kann; Sie haben mir auch, durch Hinweisung auf den heiligen Vater, gezeigt, wie das Unbegreifliche und Unglaubliche, wenn gleich nicht begreiflich und glaublich, dennoch begreifbar und glaubbar werde, sobald wir den unläugbaren Glauben der Kirche und die Untrüglichkeit des Oberhaupts vor uns haben. Dabey kommt mir nun der Gedanke: ob man nicht für die Wahrheit eben sowohl ein Principium incredibilium annehmen könne, als die Philosophen ein Principium indiscernibilium, oder contradictionis für die Vernunft angenommen haben? wann nämlich die Untrüglichkeit des Oberhauvts der Kirche dabey vorausgesetzt wird, welches nach dem Satz des Widerspruchs nicht geläugnet werden kann; denn das Oberhaupt der Kirche kann nicht infallibel, und auch wieder fallibel seyn. So bald ich also annehme, der Pabst ist infallibel: so sind folgende zwey Sätze von gleicher Bedeutung: dieses ist wahr und vernünftig, weil ich es also finde; oder: dieses ist wahr und vernünftig, weil ich es nicht begreifen, oder glauben kann.

Der Fremde überhäufte unsern Maibach über seinen Scharfsinn mit Lobsprüchen, umarmte ihn, und wollte gar nicht aufhören sich über solche Auflösungen zu erstaunen: wie man es anfangen müsse, das Unglaubliche und Unbegreifliche eben deßwegen glaublich und begreiflich zu finden, weil man es weder glauben noch begreifen kann.

Dieses Gespräch, (welches wohl nicht das einzige in seiner Art gewesen seyn wird) gab ihm einen besondern Sporn nachzuforschen. Er ward fast verschmitzt, das ungereimteste Zeug durch unbegreifliche Hypothesen in einen Zusammenhang zu bringen Die Metamorphosen der Natur dienten ihm, die Wunder der Heiligen zu erklären. Ovids Beschreibungen der Verwandlungen wurden ihm eben so einleuchtend, als die schönste Beschreibung der Verwandlung einer Raupe in einen Schmetterling. Er demonstrirte die Allgegenwart Gottes dadurch, daß er annahm, Gott sey nirgends. Eben deßwegen ist er überall, weil er Nirgends ist, oder weil ich annehme, daß er nirgends sey; sagte er: denn ein Wesen, welches ist, aber sich an keinem bestimmten Ort befindet, muß überall seyn.

Bey solchen Schraubereyen des Verstandes ist nun leicht einzusehen, wie Maibach auf den Gedanken kommen konnte: einen Optimismum des Pabstes und seiner Kirche, als ein Gegenstück zu Leipnitzens Theodicee, schreiben zu wollen. — Dieses Vorhaben, wovon er immer mit seinen Freunden und Bekannten, sogar einigen Protestanten sprach, erregte zwar Aufmerksamkeit, doch hielt man ihn nur für einen Grillenfänger, und ahnete noch nicht, daß sein Geist schon so viel gelitten hatte, weil seine Berufsarbeiten noch immer zusammenhängendes Denken verriethen, und er in gewöhnlichen Unterhaltungen, über ihm gleichgültige Gegenstände, z. B. Zeitungsneuigkeiten, richtig und consequent urtheilte. — Nach und nach wurden seine Eigenheiten denen, so ihn beobachteten, doch merklicher und auffallender. Dieses veranlaßte einen alten Freund seiner Familie, einen

biedern sechzigjährigen Amtmann, ihn einmal zu besuchen und vertraulich mit ihm zu sprechen. Maibach schätzte diesen Mann zu sehr, um nicht offen gegen ihn zu seyn, und hatte deswegen gar kein Bedenken, ihm seine Beweise für die Wahrheit des von ihm angenommenen Glaubens der katholischen Kirche vorzutragen. Nachdem beide lang pro und contra mit einander diesen und jenen Gegenstand durchsprochen hatten, sagte der Amtmann: ich gebe Ihnen zu, liebster Freund, daß Sie eben so viel Recht haben von Ihrem Glauben überzeugt sich zu halten, als ich von dem meinigen; ich ehre sogar ihre Schlußfolgen und Hypothesen, wie ich eines Jeden eigene Gedanken und Meinungen ehre, so sehr sie auch den meinigen e diametro entgegen stehen; nur dieses glaube ich von Ihnen verlangen zu dürfen: daß Sie den Grund Ihres Glaubens und Denkens nicht in dem Glauben oder gar in dem Willen eines andern finden, und wann es auch der Pabst wäre. — O! wahrhaft theurer Freund! antwortete Maibach, mit einem gutmüthigen und selbstzufriedenen Lächeln, haben Sie denn noch nichts auf Treu und Glauben angenommen? Von der Kindheit an nehmen die Menschen auf Treu und Glauben an, und müssen also annehmen. Wenn wir erwachsen sind, glauben wir gern unsrer Vernunft, welches nichts anders ist als von sich selbst auf Treu und Glauben annehmen. Aber das befriedigt nicht. Da kommen Zweifel über Zweifel, und wir suchen einen Grund unsers Glaubens. Aber wo ist dieser besser und sicherer zu finden, als bey dem, welchen Jesus durch Petrum zum Oberhaupt seiner von ihm gestifteten Kirche ernannt hat. Von diesem Oberhaupt

sind die Protestanten abgefallen. Ich war auch Protestant, nnd wie Sie wissen religiös genug, daß ich sogar die andächtigen Brüder besuchte und mich unter ihnen fromm und gläubig fühlte. Ich erinnere mich dieses noch ganz wohl, ob ich gleich nicht das beste Gedächtniß habe, ich bin zuweilen sehr vergeßlich.... was wollte ich doch sagen....... daß Sie ein andächtiger Protestant gewesen: half der Amtmann ihm wieder ein. — Ja, fuhr er fort, das war es. Ich war andächtig und liebte meine Religion, aber wenn ich daran denke, so glaube ich in dem protestantischen Glauben herumgeschwärmt zu seyn, ich war mir selbst überlassen und wußte nicht wohin. Jetzt bin ich mit mir weit mehr zufrieden. Ich habe an die Infallibilität der Kirche und des Pabstes glauben lernen; und fühle daß dieser Glaube mir so unentbehrlich geworden, daß wenn ich einmal nicht mehr an die Untrüglichkeit der Kirche und des Pabstes glauben sollte, mein ganzes Ideengebäude in einen Schutt zusammen fallen würde. Der alte Amtmann schied von dem nicht mehr zu bessernden Maibach mit bewegtem Herzen, denn ihm ahndete nichts Gutes, und fühlte Mitleiden. Er war der erste so für Maibachs Vernunft besorgt war, welches aber noch Niemand glauben wollte.

Hofmaier an von Waldheim.

Sechzehntes Schreiben.

Was ich Ihnen bisher von des Hofraths von Maibach Religionsveränderung, und seine ohne Zweifel daher rührende Geisteskrankheit mitgetheilt habe, sind nur Bruchstücke dieses Theils seiner Biographie, welche ich zwar mit Fleiß und Mühe gesammelt habe, die aber doch nicht die Geschichte seiner Veränderungen in stetigem Zusammenhang darlegen. Sie werden daher die Lücken sich selbst ausfüllen müssen, welches ein so grosser Menschenkenner und scharfsichtiger Beobachter des menschlichen Geistes, wie Sie sind, sehr leicht vermag. Uebrigens ist auch nicht wohl möglich, die Veränderungen in der Natur so zu beschreiben als sie beobachtet werden können. Man hat zwar die Bildungen des Huhns im Ey beschrieben, wie sie von Tag zu Tag zunehmen, aber wie die Natur in jedem Augenblick fortrückt, ist unbeschreibbar. Man kann beschreibeu wie ein Ding jetzt ist, und wie es vor 6 Stunden gewesen; die allmähligen Veränderungen selbst aber muß man hinzudenken. Ist deshalb meine Geschichte der Seelenkrankheit Maibachs unvollständig, so werden Sie mir diese Unvollständigkeit aus angeführten Ursachen nicht zurechnen, zumal mir auch manche wichtige Thatsachen unbekannt geblieben sind, welche Aufschlüsse über diese Krankheits-Geschichte geben würden. Ich gebe Ihnen redlich was ich erhalten habe; nicht mehr, und nicht weniger.

In meiner letzten Zuschrift meldete ich Ihnen, daß der alte Amtmann wegen Maibachs Vernunft bedenklich

geworden, worauf man aber anfänglich nicht geachtet habe. Weil Maibach jedoch düsterer und in sich gekehrter zu werden anfing, so gaben mehrere dem Amtmann Beyfall, daß wenigstens Grillen ihm im Kopf schwärmen mögten; andere, und zwar Katholiken, befürchteten, daß Reue wegen seines Uebertritts ihn peinige; und so hielt man von allen Seiten für räthlich und heilsam, daß Maibach sich durch eine Reise zerstreue. Eine solche Veränderung gefiel ihm jetzt selbst, und er reisete mit seinem Bedienten nach **** wo einer seiner Jugendfreunde als Professor der Medicin bey der dortigen Academie lebte. Unter so vielen gelehrten, reingebildeten Männern, deren wissenschaftliche Kenntnisse und Philosophie einen noch unverdorbenen Kopf vor allen Anfällen des Wahns und Aberglaubens eben so sicher bewahrten, als die Schwere uns bewahrt, daß wir nicht zum Himmel, wohin wir Erdenbürger nicht gehören, auffliegen; ward unser Kranke wiederum neu belebt. Er erhielt einen großen Grad Munterkeit wieder, unterhielt sich gern mit dem Professor Br....d, einem würdigen Schüler Lichtenbergs, über Gegenstände der Physik, und wenn vom moralischen Menschen die Rede kam, (welches sein Freund möglichst zu vermeiden suchte,) so gefiel ihm die Unterhaltung über die Moralität des Menschen im Allgemeinen weit besser, als über die besondere mittelst einer bestimmten Religion. Wer ihn damals sah und mit ihm sprach, hielt ihn für einen an Leib und Seele gesunden Mann.

Leider war er es nicht mehr. Er schien nur Verstand und Vernunft zu haben, und sein Geist ward unter so viel gelehrten und wahrhaft vernünftigen Män-

nern gleichsam durch Kunst bey Verstand und Vernunft erhalten, wie ein Lungensüchtiger auf eine Zeitlang durch die Kunst des Arztes bey Leben und scheinbarer Gesundheit erhalten wird. Die scheinbare Besserung so Maibach dem Umgang mit wohlorganisirten, wahnfreyen und geistvollen Männern zu danken hatte, ist auch ein Beweiß: daß ein theilnehmendes Gemüth unter klugen und vernünftigen Menschen ein weiser Mensch, unter Thoren aber ein completter Narr werden kann.

Kaum war Maibach von **** abgereiset, so verlohr sich, nach der Erzählung seines Bedienten, dessen heitere Gemüthsstimmung wieder. Die Professoren zu **** riethen ihm, über W....f nach Haus zu reisen, um das allda merkwürdige Schloßgebäude mit seinen Gärten und andern schönen Umgebungen zu sehen, wie auch das Naturaliencabinet und die Bildergallerie zu besuchen. Mit Mühe erhielt ihn sein Bedienter bey diesem Entschluß. Stets klagte er unterwegs über Uebelbefinden, und wünschte sich nach Haus; auch würde er gerades Weges dahin gefahren seyn, wenn er nicht schon an den Appellations-Rath von G.....r in W. geschrieben und ihn von seiner Reise nach W. benachrichtigt hätte. In W..... einer ganz katholischen Stadt, in welcher aber sehr viele aufgeklärte Männer wohnen, und wo sich der ehrwürdige Bischoff von K... meistens aufhält, welcher aber während Maibachs Aufenthalt daselbst geistlicher Verrichtungen halben abwesend war, wurde Maibach eben so artig und wohlwollend empfangen als in dem Musensitz zu ****. Was ich vorhin von den Wirkungen vernünftiger Menschen durch den Umgang auf ein theilnehmendes Gemüth gesagt habe,

bewährte sich auch in W. bey unserm Maibach. Er ward wieder heiterer und äußerte selbst einstmals: daß er nicht wüßte, wo er zufriedener gewesen wäre, unter den protestantischen Professoren in **** oder unter den katholischen Gelehrten in W..... Er war so mit sich selbst zufrieden, daß er eine geraume Zeit allda zu bleiben gedachte, bis der Bischof v. K. zurückgekommmen wäre; ein sonderbarer Zufall aber änderte diesen Entschluß, er reisete plötzlich ab, und von dieser Zeit an nahm die Störung seines Gemüths sichtbar zu. Maibach war nämlich von dem Criminal- und Polizey-Director H....n zu einer Parthie eingeladen, und die Gesellschaft befand sich unter einer Linde im Garten, als zwey Polizeydiener einen Kerl einbrachten, welchem man schon lang als einem berüchtigten Gauner und Schatzgräber nachgestrebt hatte. Die Polizeydiener blieben mit ihrem Arrestanten in einiger Entfernung stehen, und als der Criminaldirector der Gesellschaft mit etlichen Worten erzählte, welchen Vogel seine Häscher gefangen hätten, stand Maibach schnell auf, fixirte den Inquisiten und setzte sich wieder, jedoch mit sichtbarer Veränderung in seinem Gesicht, nieder. Kennen Sie vielleicht diesen Burschen Herr Hofrath? fragte der Criminaldirektor und als Maibach äußerte: er finde eine Aehnlichkeit an ihm mit einem gewissen Menschen der ihn vor mehreren Jahren auf das schändlichste betrogen, und sich den Namen Marquis Sabellino beygelegt habe; bat der Criminaldirector um Erlaubniß, den Gefangenen näher bringen zu lassen.

Wie heißt ihr? fragte der Criminaldirector den Inhaftirten.

»Anton Bach.«

Woher gebürtig?

»Aus Eger in Böhmen.«

So! Kennet ihr diesen Herrn? auf Maibach zeigend.) Der Gefangene sah Maibach an, und nach mehreren Secunden antwortete er, mit bestimmtem Tone: nein! – Nicht? antwortete der Criminaldirector, und fragte weiter: ob er nicht auch schon der Marquis Sabellino gewesen wäre? — Sabellino? fragte der Inquisit zurück, und fixirte Maibach mit einem durchbohrenden Blick. — Genug für jetzt, sagte der Criminaldirector, und befahl, den Arrestanten, kreuzweis geschlossen, in ein lediges Gemach im alten Thurm zu bringen, und morgen vorzuführen.

Der Criminaldirector suchte mit aller möglichen Höflichkeit den Maibach zu bewegen: ihm über den Arrestanten so viel er (Maibach) wüßte, zur Hülfe der Gerechtigkeit, Auskunft zu geben, und die Geschichte des gespielten Betrugs mitzutheilen. Maibach war aber nicht zu bewegen und bat sehr, ihn damit zu verschonen. Indessen war dem Criminalrichter viel, zu viel an der Geschichte gelegen, und ging bey Nachtzeit zu dem Appellations-Rath v. N.. einem Freund Maibachs, daß dieser versuchen mögte, seinen Freund zur Mittheilung dessen Geschichte mit dem Marquis Sabellino zu bewegen. Der Appellations-Rath von N.... ging am andern Tag frühe, in Begleitung eines gewissen Canonici, eines an Geist und Herz schätzbaren Mannes, mit welchem Maibach sich öfters besprochen, zu demselben, und trafen ihn schon im Zusammenpacken seiner Effecten zur Abreise an. Es gelang diesen beiden klugen und achtungswürdigen Männern auch Etwas von Mai-

bach herauszubringen, doch nur im Allgemeinen, auf besondere Umstände wollte derselbe alles Bitten ohnerachtet, sich nicht herauslassen. Maibach hatte sein Abentheuer mit dem Marquis Sabellino damals dem Hofmedicus Dr. Herrmann, einem seiner besten academischen Freunde, geschrieben, dessen Schwester mit einem Regierungsrath in W. verheyrathet war. Diesem hatte sein Schwager die Geschichte erzählt. Man schrieb auf diese Nachricht an den Dr. Herrmann, welcher Maibachs Briefe noch fand, und solche dem Criminaldirector einsendete. Laut dieser Briefe hatte Maibach den Marquis Sabellino in der Freymaurerloge kennen lernen, welche er auf ein gestohlenes Patent besuchte. Er war aus einem Dorfe in Tyrol gebürtig, und in Wien erzogen, wo er sich durch seine natürlichen Talente ausbildete. Latein, französisch und italienisch sprach und schrieb er vollkommen, welcher Sprachkenntnisse besonders wegen, er bey dem ***** als geheimer Secretair Anstellung erhielt. Durch diesen bedeutenden und allgemein geachteten Herrn, wurde er der Loge in Prag empfohlen, welche ihn dieser Empfehlung wegen aufnahm. Aus unbekannten Ursachen wurde der Herr Geheimschreiber seiner Stelle, mit dem Befehl in Zeit 24 Stunden Wien zu verlassen, entsetzt. Er nahm seinen Weg nach Prag, aber ehe er dort ankam, hatte die Loge Nachricht von seiner Dimission, und als er die Loge besuchen wollte, ließ man sich unter einem Vorwand sein erhaltenes Certificat zeigen, zerriß es vor seinen Augen, und geleitete ihn auf den Weg wo er hergekommen war. Seine weitere Schicksale bis auf dessen Bekanntschaft mit Maibach, und von da bis zum gemeinen Gauner, liegen

in den Criminalacten zu W.... verborgen. Seine Strafe sollte 10jähriger Festungsbau seyn. Auf Verlangen des Bischofs v. K.... (in dessen schriftlichen Anträgen die Worte: »wir sind es der Religion schuldig »einem solchen Menschen alle Gelegenheit zu nehmen, »die katholische Kirche zu entehren« stehen sollen,) ist er aber zur lebenslänglichen Gefangenschaft verurtheilt worden.

Dieser Anton Bach, Marquis Sabellino, oder, wie sein wahrer Name ist, Ignatz Leutler, bewieß in der Loge gegen Maibach besondere Aufmerksamkeit, und unterhielt sich mit ihm. Dadurch machte er sich Gelegenheit diesen in seiner Wohnung zu besuchen. Er wußte eine so wundervolle und interessante Lebensgeschichte von sich zu erzählen, daß Maibach für ihn, wie Desdemona für den Othello eingenommen ward. Als die Rede von der F....y war, und der Herr Marquis merkte, daß Maibach nicht viel darauf achtete, und mehr für den mystischen Pietismus gestimmt war, äußerte er gleiche Gesinnungen und bestätigte dieselben durch die Verbindungen, in welchen er mit den berühmtesten Stillingen der damaligen Zeit stünde. Jung, sagte er, sey einer seiner besten Freunde, von welchem, wie auch von dem damals schon verstorbenen Lavater, und anderen gesalbten Heiligen in Schwaben er bedeutende Anecdoten erzählte. Es ist ein gewisses Heiliges in uns, sagte er, welches uns bekannt werden muß ehe wir uns rühmen dürfen, in die Geheimnisse der Natur schauen zu können. Maibach gab ihm Beyfall, und äußerte dabey: Etwas von dieser Erleuchtung bey der F....y erwartet zu haben, daß er aber, was ihm ver-

drießlich sey wenn er daran dächte, getäuscht worden wäre. — Da thun Sie aber doch der F—y Unrecht, versetzte Sabellino, daß Sie die ganze M. . . . y nach Ihrer Loge beurtheilen, In den Logen, welche blos die drey symbolische Grade bearbeiten, ist freylich kein anderer Lohn zu finden, als eine äußerst nüchterne Moral, an welcher der forschende Geist nicht genug haben kann. Allein ist das A. B. C. deßwegen zu verwerfen, weil kein Mensch, der einmal lesen kann, zur Bereicherung seiner Kenntnisse sich damit mehr abgiebt?

Als Maibach sich übee dieses Gleichniß eine weitere Erklärung ausbat, setzte, (laut Maibachs Briefen an Dr. Herrmann) der Herr Marquis Sabellino seinen belehrenden Vortrag also fort.

Das wahre und hohe Geheimniß der Freymaurerey stammt aus Aegypten her, nicht als ob die Aegyptier die Ersten gewesen wären, welche in dieser Kunst gearbeitet, sondern weil man weiter hinauf keine Spuren findet, woher sie zu den Aegyptiern gekommen. Von Aegypten kam sie nach Asien, nach Persien und Arabien, nach Griechenland, und von da nach Rom. Allda wurde sie zuerst unter Christen bekannt, und man hat Ursache zu glauben, daß durch die damaligen christlichen Eingeweihten Kaiser Constanstin der Große zur Annahme des Christenthums bewogen worden. Von Rom aus wurde sie nach Deutschland, Frankreich, England und Schottland gebracht. Aus der Geschichte erhellet, daß in den frühern Jahrhunderten die Wissenschaften sich in die Klöster geflüchtet hatten. Daher in diesen eigentlich für die contempletive Religion gestiftete Corporationen in spätern Zeiten vieles vom wahren Ge-

heimniß wieder aufgefunden worden ist. Alles Licht haben wir den Eingeweihten zu verdanken. Der berühmte Herzog Cosmos von Medicis, Gallilai, waren Freymaurer, oder wie Sie die Eingeweihten der damaligen Zeit nennen wollen. Gallilai würde schwerlich den Lauf der Erde um die Sonne, welches kein Profaner glauben wollte, entdeckt haben, wenn er die Weisheit der Aegyptier nicht verstanden hätte, und eben so wenig würde er der Wuth des Aberglaubens entgangen seyn, wenn nicht der damalige Pabst, der gleichfalls ein Eingeweihter gewesen, ihn in Schutz genommen hätte, so viel ihm vergönnt war. Als die Wissenschaften allgemeiner wurden, als großen Geistern nicht mehr so sehr behagte sich unter die Regeln des heiligen Augustinus, Benedict und Dominicus zu begeben; so verschwand auch die große geheime Wissenschaft aus den Klöstern. Viele suchten den Orden des heiligen Ignatii zu einer Niederlage jener großen Mysterien zu bestimmen; allein durch dessen Aufhebung zerfiel das Project wieder. Es blieb also nichts übrig, als in jedem Reich geheime Verbindungen zu stiften, welche an gewissen unbekannten Orten ihr Centrum haben. So wie sich die Wissenschaften verbreiteten, so vergrößerte sich auch die Zahl derer, die der Weihe in die Mysterien fähig waren. Das Mysterium selbst bekam einen größern Umfang, und unter den fähigen Köpfen mußte eine Classification gemacht werden. Das große Mysterium erhielt also Grade, welche sich von den höchsten ganz geheimen Verbindungen bis in die Volksklasse verbreiteten. Diese letzteren sind die drey Johannisgrade der Freymaurer. In England hatte man den glücklichen Gedanken, den Bau des

menschlichen Geistes und Herzens unter Symbolen darzustellen, welche man aus der Geometrie und der bürgerlichen Baukunst entlehnte. Man wollte dadurch Anfangsgründe allgemein machen; wie man den Geist für höhere Wissenschaften, so die Kenntniß von göttlichen und menschlichen Dingen enthalten, und von einander eben so wenig als der physische Mensch von dem geistigen getrennt werden kann, abgesondert werden können, vorzubereiten vermögte. Diese Erfindung der Engländer fand in Deutschland und Frankreich Beyfall, und von dieser Zeit an erhielten die Zöglinge der großen Wissenschaft den Namen Freymaurer, gleichsam mit freyem Geist mauernde oder bauende Brüder. An diese ersten Grade haben sich nun alle so auf höhere Zwecke, sie mögen in den Staaten Beyfall finden oder nicht, hinarbeiten, angeschlossen. Z. B. die Illuminaten, Rosenkreuzer und andere sinnreiche und thätige Verbrüderungen. Von den drey Johannisgraden steigt man zum Schottengrad, zum Ritter, zum Magus, zum Clericus, zum Regenten. Dieses sind aber nur bekannte Grade; der unbekannten, bis zum Sitz der vollkommenen Meister, giebt es noch viele, wovon ich aber keinen nennen darf. Daß ein Mann, wie Sie, Herr Hofrath, in den Johannisgraden keine Befriedigung gefunden, ist natürlich, denn ein Geist wie der Ihrige, der die Kunst ahndet, der weiß, daß noch Vieles für ihn und seine Kenntnisse in der Welt verborgen ist, kann nicht zufrieden seyn, wenn man ihn in den Johannisgraden will buchstabiren lassen.

Aber Herr Marquis, frug Maibach, worinnen be-

steht aber das große Geheimniß, wozu die Freymaurerey die erste Stufe seyn soll?

Das ist nun schwer zu sagen, versetzte der Herr Marquis, uud fuhr fort: es giebt keine Wissenschaft, welche man kennt, ehe man sie erlernt hat. Man kann keinem Blinden beschreiben was er sehen würde, wenn er sein Gesicht hätte. Doch giebt es Dinge, welche wir gar nicht kennen, aber wohl wissen, daß sie vorhanden sind, und wornach der Mensch strebt, oder sie zu erkennen begehrt. In das Innere der Natur will der Mensch schauen, er will wissen wie die Körperwelt und Geisterwelt beschaffen ist, um zu erfahren, wie beide zusammenhängen. Er will sich selbst kennen lernen, um zu erfahren, wie es zugehe, daß der eine Theil der Menschen dem andern unterthänig ist, wie alle unter einander von einander abhängig sind, und auf welchen Naturgesetzen die bürgerliche Gesellschaft beruhe. Endlich wünscht der Mensch zu wissen: wohin dieses alles hinaus wolle? und woher dieses alles entstanden? Ich weiß zwar wohl, daß der Mensch dieses alles nicht erfahren wird, allein das weiß ich doch, und bin überzeugt, daß in der Welt eine Verbindung von solchen (freylich wenigen) Männern vorhanden ist, welche im größtmöglichsten Besitz dieses Mysteriums sind, und daß also bey ihnen die Quelle aller Weisheit seyn muß, so wie von ihnen nothwendig abhängt, wie die bürgerliche Gesellschaft sich verändert.

Woher wissen Sie dieses? fragte Maibach, und wollte noch mehr sagen; allein der Marquis ließ ihn nicht zur Rede kommen, und sprach weiter.

Ich weiß Nichts, denn ich bin noch kein Vollen-

deter. Aber die Schritte so ich über die Johannisgrade gethan, haben mich in Werkstätten geführt, wo ich mich versicherte, daß . . . . Sie werden lachen . . . . z. B. Goldmachen und Geistersprechen kein leerer Traum sey.

Bey diesen Worten sprang Maibach lachend von seinem Stuhl auf. Das also Herr Marquis, sagte er, wäre das große Mysterium, in welches die großen Geister dieser Erde eingeweihet sind? Wahrlich: eine sonderbare Versammlung großer Weisen, unter welchen, ein Theophrastus Paracelsus und Schwedenborg zu Präsidenten erwählt werden würden.

Ganz gelassen erwiederte der Marquis; ob Paracelsus und Schwedenborg Betrüger, oder Betrogene waren, will ich nicht untersuchen, vielleicht waren sie beides. Allein wenn von der Sache die Rede ist, dürfen wir nicht von Menschen sprechen, unter deren Händen die Sache mißlungen ist, oder welche nicht geschickt genug waren, das Werk auszuführen. Die Chymie hat uns die Stoffe kennen lernen, woraus das Wasser besteht. Ziehen Sie aus einem Körper Wasserstoff, aus einem andern Sauerstoff, fassen Sie beide in einem dazu bereiteten Gefäß auf, und verbinden Sie diese Stoffe durch die Electricität, so haben Sie Wasser gemacht. Warum sollte man nicht auch Gold machen können? Und wann ein Quentchen gemachtes Gold auch so viel kosten sollte, als ein Loth Goldes werth ist, so ist doch für die Wissenschaft und Kenntniß der Natur viel gewonnen. Ich sehe die Laboranten für verdienstvolle Naturforscher an, denn wenn ihnen auch das Experiment mißlingt, wenn sie auch kein Geld

machen, so lernen sie uns doch auf welchem Weg es nicht gefunden wird, und ihre Nachkommenschaft hat einen Irrweg weniger zu fürchten. — Was die Geister-sprecher betrift, oder die Kunst Erscheinungen zu bewirken, so wüßte ich nicht ob man an der Möglichkeit zweifeln sollte. Wäre es dann ohnmöglich den Geist eines Abgeschiedenen erscheinen zu machen? zu bewirken: daß seine Gegenwart unserm Aug eben so merkbar werde, als zu glauben ist, daß unsre Seele mit der geheimen Geisterwelt in Verbindung stehe? Sprechen nicht unläugbare Fälle von Ahndungen so sehr dafür? Ich hoffe, (fuhr der Schalk fort,) Ihnen dadurch einen Grund des Glaubens an die Metamorphose der Metalle und die Erscheinungen aus dem sonst unsichtbaren Reich der Natur anzugeben, daß ich bemerke: man habe noch keinen Adepten, keinen Geistersprecher gefunden, welcher nicht, wenn es ihm Ernst mit seiner Kunst war, fromm gewesen und die Religion zur Hülfe und Unterstützung angewendet hat. Religion ist das Band so uns mit jener geistigen Welt zusammenknüpft. Ohne Glauben an jene Welt kann kein Geist erscheinen; so wie es ein Geist war, der uns einen Geist verlieh, und diesem Geist das Vermögen gab, die Natur einzusehen. Der Kenntnisse höchste ist die Kenntniß des Geisterreichs, dahin zu schauen, müssen wir von Gott die Fähigkeit erhalten, und wie ist dieß anders möglich als durch die Religion, mittelst der von ihr vorgeschriebenen sinnlichen und geistigen Handlungen. — Wer so weit ist, verdient den Namen Freymaurer erst recht. Sollten Sie allenfalls glauben, daß ich fantasire, so lesen Sie doch gefälligst was Lessing, der wahrhaftig kein frommer Schwärmer

gewesen, in seinen Ernst und Falk betitelten Gesprächen schrieb. Er sagte daselbst: daß ein Goldmacher in dem Augenblick als er Gold hervorbrächte, ein Freymaurer würde, und ein Geist auf keines Andern als eines Freymaurers Stimme hören könne.

Durch diese unverantwortlichen Vorspiegelungen und Sophistereyen, schrieb Maibach, habe ihn der Marquis berückt und ihn bewogen, einer Geister-Citation in F...., einem benachbarten Städtchen, beyzuwohnen. Zwar habe er ihm eine Menge seiner Zweifel gegen die Wirklichkeit dieser Künste, wenn sie auch an sich möglich seyn sollten, entgegen gesetzt. Allein er habe ihn dadurch zum Nachgeben gebracht: daß er ihm seinen Eigensinn als Etwas kindisches vorgestellt, indem ein Kind nur sich vor einem Versuch scheue, gegen den man ihm einen Widerwillen eingeflößt habe. Nachdem Maibach einer Geisterbeschwörung beyzuwohnen zugesagt hatte, setzte sich der Marquis augenblicklich hin, einen Brief an einen solchen Zauberer in M....., zu schreiben, der ohnedieß durch die Stadt (Maibachs Wohnort) kommen würde, um demselben Nachricht zu geben, damit er seine Geschäfte so einrichte, daß er etliche Täge sich allda verweilen könne.

Es dauerte über 14 Täge ehe der Marquis Nachricht brachte: daß sein Freund in etlichen Tägen ankommen würde. Zugleich bat jener unsern unglücklichen Freund: ihm doch, gegen Versatz von Juwelen 10fachen Werthes, hundert Ducaten zu leihen. Maibach wußte, daß Sabellino acceptirte Wechsel auf einige Handelshäuser hatte, welche aber noch nicht zahlbar waren, und da die Juwelen wirklich 500 Ducaten werth waren, so gab

derselbe die erbetenen 100 Ducaten gegen Versatz des Juwelenkästchens. Herr Sabellino wußte das Gespräch so zu leiten, daß Maibach ihn ersuchte, das Kästchen mit seinem Petschaft zu versiegeln, welches er aber nicht that, sondern vielmehr von Maibach als eine Gefälligkeit erbat: dasselbe mit seinem eigenen Petschaft für andere zu verschließen, und darauf zu bemerken: daß es bey Bezahlung des auf 1/4 Jahr ausgestellten Wechsels gegen Empfangschein wieder zurückzugeben sey, falls er (Maibach) etwa um diese Zeit abwesend seyn mögte. Am andern Tag kam Sabellino mit dem verschriebenen Geisterbanner, einem kleinen, blassen, hohläugigen, ohngefähr 40jährigen Mann, welcher mit einer sehr ernsten Miene versicherte, daß er ungern dem Sabellino das Wort gegeben hätte, die geheime Welt zu reizen und sich einer Gefahr auszusetzen. Er setzte hinzu: mit dergleichen Dingen dürfe man nicht freveln, und hoffe er von Herrn von Maibach, daß er nicht aus Neugierde, sondern zur Prüfung und Stärkung seines Glaubens oder Unglaubens an das Reich der Unsichtbaren, der heiligen Handlung beywohnen werde; u. dgl.

Morgens am aodern Tag fuhren Maibach, Sabellino und der Geisterbanner nach F..... Letzterer erlaubte nicht, daß außer etlichen Bissen Brod und ein Gläschen Wassers Jemand etwas Speise und Trank zu sich nehme. Gegen Abend als eben die Sonne untergehen wollte, verfügte man sich in einen kleinen Saal neben welchem ein kleines Cabinet sich befand. Die Fenster im Saal und Cabinet waren noch offen, und Maibach wurde ersucht, alle Wände, den Boden und die Decke zu untersuchen, damit er von dem Wahn frey

bliebe, als ob er durch Vorrichtungen getäuscht werden könnte. Nun wurden in seiner Gegenwart die Fenster mit Läden dicht verschlossen, der ganze Saal schwarz behängt, vor das Cabinet ein besonderer Vorhang aufgehängt, und vor diesem ein ebenfalls schwarz behängter Altar errichtet, auf welchem eine Bibel, ein Crucifix, ein Todenkopf, ein Gefäß mit einer Flüssigkeit und eine Schälle befindlich war. Auf den Boden ward ein gewöhnlicher Zauberzirkel gezeichnet, und in denselben ein großes Gefäß gestellt. Alles dieses war von dem Zauberer, dem Marquis und zwey Bedienten des letztern besorgt, welche aber nur die Fenster verschließen und den Saal behängen halfen. Nach dieser Vorbereitung kleideten sich alle drey im Cabinet bis auf das Hemd, die Beinkleider und Strümpfe aus, und gingen so wieder in den Saal. Maibach wurde ein Sessel, am Ende des Saals, gegen dem Altar über, auf welchem 7 Lichter brannten, angewiesen. Der Zauberer, (welcher sich sehr beängstet stellte und von Zeit zu Zeit Jesus! Maria! und Joseph! Hülfe! ausstieß,) und der Marquis setzten sich zu beiden Seiten neben Maibach, und unterhielten ihn, besonders der Marquis, von Geistern und von der Kraft des Gebets bey Erscheinungen. Es wird mir besonders angst heute, fing der Geisterbanner an, lassen Sie uns ein stilles Gebet thun! und fiel mit dem Marquis auf die Knie. Etliche Minuten beteten diese beide, so entzündete sich das Gefäß im Kreis. Die Betenden standen geschwind auf, und der Zauberer verfügte sich zu dem Altar, nachdem er zuvor Maibach Ruhe und Standhaftigkeit anempfohlen hatte. Der Marquis ging hinter den Vorhang, und der Zauberer, nachdem er

sich den Zaubergürtel und andere magische Kleidungsstücke angelegt hatte, kniete sich hinter den Altar. Maibach glaubte, daß ein ihn betäubender Nebel das Zimmer erfülle, welches auch also war. Deutlich hörte er von oben herab eine Stimme gleich einem artikulirten Hauch: »Siehe! Prüfe! Glaube!« In diesem Zustand verharrte er über eine Viertelstunde, als auf einmal der Zauberer hinter dem Altar hervorkam, und ihm zu Füßen fiel. Haben Sie Mitleiden mit einem Unglücklichen! sprach er, und legte auf mehrere Fragen Maibachs folgendes Sündenbekenntniß ab.

Ich bin eines Müllers Sohn aus dem Bambergischen und sollte das Schneiderhandwerk erlernen, welches mir nicht behagte. Darum entlief ich meinem Lehrmeister, und trieb mich mit Artisten, welche auf den Messen ihre Künste zeigen, herum. Unter diesen Menschen lernte ich einen Taschenspieler kennen, der mich in dieser Kunst unterrichtete. Bald übertraf ich meinen Meister, bezog die Messen und Jahrmärkte, und erwarb mir auch die Geschicklichkeit, durch Electricität, Magnete und optische Täuschungen, meine Zaubereyen auf einen hohen Grad zu bringen. Noch als Schneidersgesell bekam ich mit einem Bauchredner Bekanntschaft, zu welcher Sprache ich besondere Anlage von Natur besitze. Dieses Talent wendete ich oft mit dem größten Beyfall bey optischen Erscheinungen an. In M.... wo ich auch meine Künste während der dortigen Messe zeigte, lernte mich der Herr Marquis Sabellino kennen, machte mir Anträge in seine Dienste zu treten, und weil ich merkte, daß er meiner Künste bedürfe und ich auch größere Vortheile in seiner Societät verhoffte,

se schlug ich ein. Mein Dienst bey ihm war sehr weitläufig, wovon ich Ihnen keine Beschreibung machen kann. Mein Herr ist mit viel vornehmen Herrn; Pfaffen; verliebten Weibern und Mädchen; Huren und Artisten, für welche man vor Zeiten die Galgen erbaut hatte, bekannt. Besonders hatte ich bey Geisterbeschwörungen eine wichtige Rolle zu spielen, weil ich die Bauchsprache reden kann. Vorhin habe ich Ihnen die Worte: Siehe! Prüfe! Glaube! zugerufen. Sie würden auch bald eine fürchterliche Erscheinung gesehen haben, wozu ich Ihnen die Vorbereitungen gleich zeigen werde, wenn sie nicht wäre gestört worden. Als ich vorhin meine Zaubereyen hinter dem Altar anfangen wollte, bin ich auf eine geheime Weise, von dem im Cabinet befindlich gewesenen Gehülfen benachrichtigt worden: daß der Marquis flüchtig werden müssen, und man ihn in der Stadt in seiner Wohnung aufgesucht habe.

Maibach untersuchte nun die Vorrichtungen, wodurch er getäuscht werden sollte, und ward über die listige Anordnung überrascht, weil die Zubereitungen in seiner Gegenwart gemacht worden waren, und er also nichts weniger als eine magische Laterne hinter einem Portrait, so man von außen wegrücken konnte, u. dgl. vermuthete. Da ihm selbst daran gelegen war, daß nicht ruchbar werde, wie schändlich er sich durch einen Geisterbanner habe betrügen lassen: so schenkte er demselben noch eine Carolin, gegen das Versprechen der strengsten Verschwiegenheit.

Als Maibach wieder nach Haus kam, war sein erstes das Juwelenkästchen nachzusehen: ob er sich nicht auch an den Diamanten betrogen habe? — Dieses war

nun zwar nicht der Fall, denn die Diamanten, so er gesehen, waren alle unverkennbar ächt: allein er war dennoch um 100 Ducaten betrogen. Der Herr Marquis Sabellino war Taschenspieler genug, ihm, als er das Kästchen in einen Bogen Papier wickeln und versiegeln wollte, ein ähnliches, aber leeres zum Einwikkeln unterzuschieben.

Von diesem Abentheuer aus Maibachs frühern Jahren, als er noch ein eifriger und sehr frommer Lutheraner gewesen, würde ich Ihnen nicht so viel geschrieben haben, wenn ich nicht eine Aehnlichkeit zwischen der Verführung Maibachs zur Geistercitation und dessen Verführung zum Katholischwerden zu finden glaubte.

Von jeher war er geneigt, seine subjective Erkenntniß und alles was er durch Beschauung seines Inneren in sich fand, alles was blos Producte seiner Einbildungskraft war, für Objecte außer sich zu halten. Früh sah er in sich eine geistige Welt unter der sichtbaren, so er außer sich durch die Erfahrung gewahr wurde. Von jeher war er in seinen, Begriffe bildenden, Verstand verliebt; und da er von seiner Geisterwelt nichts begreifen konnte, mußte ihm alles ein Wunder seyn. In seiner geistigen Welt konnten keine andere Wesen als Geister leben; daher er an Geistern, Gespenstern eben so wenig Zweifel hatte als an Sympathien und geheimen unbegreiflichen Kräften.

Bey einem solchen Kopf beruht selbst die hier und da noch rege Vernunft, auf Vorurtheil. So glaubte Maibach an eine geistige Welt, so wie an Geister und Gespenster. Aber diese geistige Welt mußte so beschaffen seyn, als er sich solche träumte; nur seine Träume-

reyen hielt sein Egoismus für Wahrheit. Bey seinem Geisterglauben, hatte ehedem Schwedenborg seinen Beyfall nicht, und er widersprach fast allen Gespenster-Histörchen neuerer Zeit, die aus der Vorzeit waren ihm glaubwürdiger. Er läugnete, daß ein Capuziner einen Geist hervorrufen könne, aber an die Zauberin von Endor glaubte er steif und fest. Ein devote Katholikin nannte er abergläubisch, aber einer lutherischen Pietistin sah er mit heiligem Wohlgefallen zu, wann sie convulsivisch die Augen verdrehete. Maibach unterschied das Mögliche vom Wirklichen zwar als zwey verschiedene Verstandes-Begriffe, und hielt daher nicht alles Mögliche für wirklich; aber er hatte sich eine ganz eigene Grenze zwischen den wirklichen und blos möglichen Dingen gezogen, daher er andern Wunder- und Geistergläubigen nur alsdann widersprach, wann diese Wunderthaten und Geistererscheinungen behaupteten, so er nicht in sein Register der wirklichen Begebenheiten, aus dem Inbegriff der Möglichkeiten übertragen hatte. Es ist alles zwar wunderbar, sagte er einstmal, aber heut zu Tag in gewissem Verstand auch natürlich. Die Zeit der Wunder, oder vielmehr des unnatürlichen Wunderbaren, ist jedoch vorbey. Alles hat seine Zeit. —

Maibach fand demnach in seinem Kopf eine ihm ganz eigene Geschichte seiner geistischen Weltbegebenheiten, und da in derselben alles möglich war, so durfte man ihm nur die Wirklichkeit glaubbar machen; so wie ein Historiker eine Geschichte nicht eher in die Reihe der Wirklichkeit aufnimmt, bis er sie in ihm glaubwürdigen Documenten beschrieben findet, welche bey einem solchen Geschichtgläubigen oft die triftigsten Ver-

nunftgründe überwiegen. Die Fabeln des Plinius und sein Aberglaube finden deßwegen bey Vielen aus Vorurtheil für seinen Bart und römischen Mantel, (als ob ein römischer Staatsbeamte nicht auch eben so gut abergläubisch gewesen seyn kann, als ein Minister eines heutigen großen Monarchen,) größern Beyfall, als die solchen Aberglauben widersprechende Philosophie eines jetztlebenden deutschen Weltweisen.

Dieses verstund Sabellino und der Pfarrer Seebach bey unserm Freund vollkommen. Beide statteten ihm Berichte aus jener Welt ab, welche der sichtbaren materiellen unterliegen sollten. Beide wußten ihre Facta zu deduciren, und ihre Deductionen mit Autoritäten zu documentiren; z. B. Sabellino mit Lessing, und der Pfarrer Seebach mit Fragmenten aus der Kirchengeschichte. In beiden Fällen wurde Maibach durch seinen logischen Egoismus gefangen. Man durfte nur seinen Verstand mit Etwas beschäftigen und er glaube daran: denn er glaubte nicht, daß sein Verstand, wenn er Etwas formaliter richtig dachte, sich mit einem Wahn beschäftige. Daher ist auch begreiflich, daß er durch Sabellino's Betrügereyen nicht im mindesten von seiner Wahnsucht geheilt war. Er ward nur in seinen vorigen Zustand dadurch zurückgesetzt, und glaubte an die Möglichkeit der Geistererscheinungen nicht minder als vorher, nur das Feld der Wirklichen war wieder in seine frühern Grenzen gesetzt. Dabey ärgerte ihn nur, daß man ihn für einen Narren gehalten habe: wie ein Antiquitäten-Sammler sich ärgert, wann er mit einem alten Gefäß, welches als aus dem Schutt Herkulanums gegraben ihm theuer verkauft wird, betrogen worden ist. Würde

Malbach nicht den ihm gespielten Betrug Sabellino's entdeckt haben, so würde er ohne Zweifel eine ganz eigene Pnevmatologie ausgearbeitet und ein Wort gefunden haben, wodurch alle Geister des Universums in Bewegung gesetzt werden. So aber ging das Abentheuer mit Sabellino vorüber, und er wurde von dem Pfarrer Seebach für eine andere geistige Welt gefangen, aus welcher er nicht wieder zurückzukehren vermogte, weil er nicht überzeugt werden konnte, daß die ihm eröffnete neue Welt eben so nichtig sey als die Geister und Arcana, worauf Sabellino seine Erwartung zu spannen wußte.

Hofmaier an von Waldheim.

Siebenzehntes Schreiben.

Voll Aerger über die Erinnerung an den Betrüger Sabellino, kam Maibach wieder zu Haus an. Niemand ist wegen eines Betrugs empfindlicher als ein Egoist. Maibach, nachdem er seine Freunde und Verwandte wieder besucht hatte, vermied täglich mehr den Umgang mit Menschen, und ward zuweilen leutscheu. In dieser größern Eingezogenheit ward er merklich tiefsinniger, und das Feld der Wirklichkeit seiner Wunder- und Geisterwelt erweiterte sich in der Tiefe, wo hinab er in sich beständig schauete. Kam er mit Jemand in ein Gespräch, so wollte er die Wunder- und Geisterwelt, die

er in sich fand, auch als Objecte außer ihm mittheilen, und also seinr Arcana offenbaren. Je mehr sich also seine Wunder- und Geisterwelt erweiterte, desto mehr erhob sich das Geheime und Unsichtbare, aus dem Sichtbaren hervor. Alles was er in seiner neuen Kirche von Geistern und Geheimnissen hatte kennen lernen, alle Histörchen von Wundern der Heiligen hatten seinen vollkommenen Beyfall; und er ward durch ein Amulet, einen Lucaszettel, eben so in seinem Herzen bewegt als durch die Segens-Worte des Priesters. Das Geistige der Sacramenten ward für ihn eben so substanziel als die Materie für den Naturkundigen. Sehr natürlich, daß bey solchem Glauben an die geistige Welt, bey dem in ihm täglich wachsenden leidenschaftlichen Wahn, er alle Aufmerksamkeit auf die wirkeiche Welt außer ihm, in welcher die Erfahrungen für die Begriffe des Verstandes vorzüglich enthalten sind, verlehr, und er in der Welt außer ihm, weder Ursache und Wirkung; noch Wirkung und Gegenwirkung, noch sonstigen Zusammenhang und Verbindung beobachtete. Die äußere Welt ward täglich weniger ein Gegenstand für seinen Verstand; er ward einem Knaben gleich, der die Welt sieht, in ihr herumwandelt, ohne sie zum Gegenstand seines Denkens zu wählen; alle Gegenstände vereinzelten sich gleichsam. Dagegen ward seine geistige und Wunderwelt ein desto anziehenderes Object seiner Betrachtungen. Aber wie vermogte er mit seinem Verstand das Unbegreifliche zu begreifen! wie die allgemeinen Verstandes-Begriffe auf so heterogene Gegenstände anzuwenden! Es mußte tolles, unzusammenhängendes Zeug herauskommen. Alle Verbindung, so er

in seine Träume, Fantasien von Geistern und Wunderwerken bringen konnte, war: den Pabst als sichtbares Oberhaupt der unsichtbaren Kirche, in die Mitte von allen Mannigfaltigkeiten, so sich aus seiner geheimen Welt vor seiner inneren Beschauung umher bewegten, zu setzen. Daher ward der Pabst, als vicarirender Christus, als erster Wundermann und Wunderthäter auf dieser Welt, dessen Bild ihn bey seiner Einsegnung so sehr erschüttert hatte, eine fixe Idee bey ihm. Beynah in alles, wovon er sprach, mischte er den Pabst ein, und von den entferntesten Begriffen kam er auf denselben zurück. Als einstmals ein heftiges Donnerwetter gewüthet, sagte er: ach! daß doch der heilige Vater unsere Angst wüßte!

So wenig man Ursache hatte bey dem, schon vor Maibachs Abreise, in hohem Grad gestörten Geist desselben, einen Rückgang zur protestantischen Kirche zu befürchten; so war man doch besorgt, als er nach seiner Wiederkunft sich von der Gesellschaft entfernte. Man hatte den Vorfall, wie Maibach mit Sabellino wieder zusammengetroffen war, und wie jener diesen hatte kennen lernen, erfahren, und deutete Maibachs tiefsinniges Wesen, so er mit von seiner Reise gebracht hatte; auf Nachdenken über seine Leichtgläubigkeit, wodurch der Pfarrer Seebach ihn zum Glauben an die katholische allein seligmachende Kirche bewogen hatte. So wie man überhaupt besorgt war, aller Reue zuvorzukommen, so glaubte man, daß jetzt besondere Sorgfalt nöthig sey. Der zu Maibachs Wächter gewählte Exdominicaner war gestorben, daher wurde ein anderer gewählt, und zwar ebenfalls ein Exmönch, welcher in Kopäus Haus Kin-

derlehrer war. Dieser suchte Maibachs Gesellschaft, und wußte sich nach dessen Denkungsart so zu bequemen, daß jener ihn nicht ungern bey sich sah. Anfänglich fand Herr Florian, (so hieß der Kopäusische Hauslehrer) gar nichts Bedenkliches, im Gegentheil schien ihm bey Maibachs schon unverkennbarer Geistesschwäche ein Rückfall zum Protestantism und Lutherthum ebenfalls nicht mehr möglich. Nachdem aber Maibach einstmal als die Rede von den Wundern der Kirche war, geäußert hatte: »ob»gleich dem Oberhaupt der Kirche nichts ohnmöglich seyn »mögte, so müsse man doch nicht alle Erzählungen glau»ben; es wären viel Betrüger in der Welt; daher er »auch nicht alles glaube was man von Geistern und Zaube»reyen erzähle; so z. B. glaube er nicht, daß Fische ge»sungen hätten, und ein Mann aus der Wand gesprun»gen sey;« ꝛc. so ward ihm doch nicht wohl zu Muth, weil er, (der die arabischen Mährchen nicht gelesen hatte,) nicht anders glaubte, als daß Maibach eine Geschichte aus der Legende eines Heiligen anführe. Er befürchtete: daß wann Maibach an einem Wunder zweifelte, er auch nach und nach an allen zweifeln mögte. Ferner: daß der Unglaube an Gespenster auch den Unglauben an alle heilige Erscheinungen nach sich ziehen könnte. Ueberdieß hielt er für höchst nothwendig, daß die Zauberer und Hexen nicht bezweifelt würden, weil sonst das Ansehen der Kirche, welche so viel Hexen habe verbrennen lassen, sehr herunter gesetzt würde. Dieses waren Florians Beweggründe, Maibachs Glauben an Gespenster, Zauberer, ja sogar die längst verjährte Hexen so zu befestigen, als ob diese Teufeleyen zu den unnachläßigsten Glaubensartikeln gehörten. Seine Ab-

sicht dabey war: ihn mit Wunderwerken des leidigen Satans mittelst Zauberer, Hexen und höllischen Erscheinungen, auch sonstigen profanen Wunderdingen, aus seinem pfäffischen Magazin des Wunderbaren so zu bereichern, daß an eine Bezweiflung der Wunder und der unbegreiflichen Dinge, wofür die Kirche garantirt, gar nicht mehr zu denken seyn mögte. Wie der Exmönch dabey zu Werk ging, werden Sie aus dem wenigen, was ich Ihnen davon mittheilen kann, hinreichend ersehen können. Ich würde auch mit diesem wenigen Unsinn Sie nicht belästigt haben, wenn der Unterricht des Herrn Florian nicht auch seine besondere unglücklichen Folgen gehabt hätte. Was der Pfarrer Seebach auf eine feinere Weise zur Zerrüttung Maibachs Geistes beygetragen, setzte Florian gleichsam bengelmäßig fort. Er gab zuförderst unserm schon geschwächten Freund zu erwägen: daß viele Mährchen, von den wahren Wundern der Kirche und ihrer Heiligen nicht zu unterscheiden wären; und folgerte daraus: daß Mährchen nichts anders als erdichtete Wunder seyen. Will man nun wissen, fuhr er fort, ob eine Geschichte ein Wnnder oder ein Mährchen sey? so muß man das Factum prüfen, wer es erzählt habe, welcher Geschichtschreiber dasselbe aufgezeichnet u. dgl. Nie aber darf man das Wunder geradehin in Abrede stellen, als ob solches gar nicht geglaubt werden könne. Man darf nie sagen: dieses Wunderwerk, diese Zauberey und Hexerey ist unmöglich! denn sonst verräth man seine Dummheit. Ein Mensch, der zwar nicht geboren ist, aber doch hätte geboren werden können, ist eben wohl für einen Menschen zu halten, als der wirklich lebt oder gelebt hat. Ein gleiches

ist von Gespenstern oder Geistern zu sagen. Was die Hexen und Zauberer anbetrift, so ist an diesen Unholden gar nicht zu zweifeln; indem sowohl weltliche als geistliche Gesetze gegen dieselbe vorhanden, und viele tausend nach Urtel und Recht, durch Feuer, Wasser und Schwerd von der Erde vertilgt worden sind.

Maibach hatte noch Erinnerungen an Vernunft, und wendete ein: daß aus den revidirten Hexenprocessen sich ergeben habe: wie viele tausend unglückliche Schlachtopfer des Aberglaubens als Hexen verbrannt worden wären; und könne er daher ohnmöglich an Hexen und Zauberer glauben. Wann es ja ehemals in den alten Zeiten solche Personen gegeben habe, so wären doch jetzt keine mehr vorhanden. — Hätte Maibach für diesen seinen Glauben einen allgemein gültigen Vernunft-Grund gehabt; so würde Florian ihn nicht zum Glauben an Hexen, Zauberer und andere damit verwandte Personen haben bereden können. Aber da dieses nicht mehr der Fall war, so hatte Florian wenig Ueberredungskunst nöthig, um ihm auch an solche Wundermänner und Weiber außer der Kirche Glauben beyzubringen, welche der Hülfe des heiligen Vaters zu ihren Wunderwerken nicht bedürfen, ja sogar gegen seinen Willen, und selbst gegen Gottes Wohlgefallen ihre Wunderthaten verrichten.

Wann die Frage ist, fuhr Florian fort, ob es Hexen gebe? — so kommt es gar nicht darauf an, ob 10, oder 100 Millionen Unschuldige als Hexen und Zauberer verbrannt worden sind. Daran waren die alten finsteren Zeiten schuld, wo man nicht genug unterscheiden konnte, und auch nicht gehörig untersuchte, ob ein altes Müt-

terchen eine Hexe sey oder nicht. Genug die Sache an sich leidet keinen Zweifel. Wahrlich es wäre eine abscheuliche Prostitution für unsere alleinseligmachende Kirche, wenn sie von Hexen und Zauberern spräche und doch keine vorhanden wären. Und gesetzt, es wären jetzt mit Gottes Hülfe alle Hexen aus der Christenheit verbannt; so ist dieses kein Beweis, daß sie nicht wiederkommen können, auch wieder zu uns wiederkommen können, da sie schon einmal da gewesen. Und wer weiß was geschieht! Wollen Sie Beweise haben, so lesen Sie die Geschichte vom Merlin, von der Medea, Circe, Canidia. — Sie werden vielleicht sagen: das sind Fabeln! Es mag viel dazu von den Historikern gelogen worden seyn; aber wann man zu einer einzigen Wahrheit Millionen Fabeln hinzusetzt, so bleibt doch das eine Factum Wahrheit. Noch mehr: Alle Völkerschaften haben ihre Zauberer gehabt, und die jetzt noch lebende Wilden und rohe Völkerschaften kennen diese Art Menschen, nach den einstimmigen Berichten der Reisenden. Ist Ihnen dieses nicht genug, so lesen Sie die heilige Schrift. Pharao hatte seine Hofzauberer, welche viele Wunder Moses nachmachten, um ihn zu täuschen, daß er nicht an die Wunder Moses glauben sollte. Moses gab die schärfsten Gesetze gegen die Zauberer. Die Hexe zu Endor kennen Sie. Christus predigte selbst gegen die Zauberer: ergo müssen sie doch da gewesen seyn. Den Griechen, Römern und Deutschen waren diese Teufelskünste nicht unbekannt. Noch eins: Sie werden wissen, daß die Juden von den Propheten zum Beweis ihrer göttlichen Sendung Zeichen und Wunder begehrt haben. Warum das? Aus keiner andern Ursache als

weil sie so viel Hexeu und Zauberer, die im Namen und durch Hülfe des Teufels Wunder thaten, unter sich gehabt haben. Hätten die Propheten und Apostel keine Wunder gethan, so würde man den Zauberern mehr geglaubt haben. Darum mußten auch unsre Heiligen so viel Wunder thun; darum, um des seligmachenden Glaubens Willen, geschehen in unsrer Kirche durch die Reliquien, ja sogar durch die Bilder und Statuen der Heiligen, die doch von Holz, und auf Leinwand gemalt sind, so viele Wunder.

Bey dieser Apologie und Vertheidigung der Hexen und Zauberer würden Sie, werthester Freund, entweder den Herrn Caspar Aloisius Florian zum Teufel gejagt haben, oder wenn Ihnen gar kein Aerger angewandelt wäre, eingeschlafen seyn. Bey Maibach waren diese Gründe für das Daseyn der Hexen und Wunderthäter durch Hülfe des leidigen Satanas die eingreifensten Ueberzeugungsmittel. Sein Denken war ihm ohnehin wegen seines ihm fast angebohrnen Egoismus ein Talisman, und bey seinem jetzt schwachen Kopf durfte man nur eine Vorstellung in ihm erregen, womit er sich ein wenig beschäftigen konnte, und er glaubte, weil er nur das nicht glaubte, was er nicht in sich fand, und eine Vorstellung als völlig ungegründet, irrig, auf die Seite zu schieben, nicht mehr vermogte. Der Irrthum selbst konnte bey ihm Wahrheit werden, so bald er sich damit beschäftigte.

Nach einigen Tägen ging Maibach auf ein Dorf, wo eine Wirthschaft war, die von Personen aus allen Ständen der Stadt besucht wurde. Eine Gesellschaft unterhielt sich daselbst von einem Mädchen, welches mit

einer solchen Divinationsgabe beschenkt war, daß sie alle Sterbfälle in ihrem Ort voraussagte. Dieses gab dieser Gesellschaft Gelegenheit von Ahndungen, sympathetischen Curen, von Wünschelruthen, Zigeunerkünsten und andern Wahrsagereyen zu sprechen. Wie bey dergleichen Gesprächen meistens der Fall ist, so verwunderte man sich zuerst über die außerordentlichen Beyspiele von Ahndungen, Geistererscheinungen, Sympathien, Wahrsagereyen ꝛc., versicherte, daß man eben nicht leicht- und abergläubig wäre, daß aber doch nicht zu läugnen sey, was sich hier und da zugetragen, und beschloß mit dem Gemeinsatz: es sey noch viel in der Natur verborgen. Maibach hörte aufmerksam zu, ohne ein Wort mitzusprechen. Während dieses Gesprächs kam auch Herr Florian zur Gesellschaft, und empfing unsern Maibach, so wie er ihn erblickte, auf das freundschaftlichste. Das Gespräch war der Gesellschaft zu interessant, als daß es nicht hätte fortgesetzt werden sollen. Man wiederholte demnach die vorzüglichsten Geschichten, und bat Florian auch seine Meinung darüber zu sagen. Ganz gleichgültig, als ob die gestellten Fragen eine nicht zu bezweifelnde Sache enthielten, antwortete er: daß es Erscheinungen, Ahndungen und Sympathien giebt, ist ausgemacht. Von Wahrsagungen habe ich ein Beyspiel erlebt, welches gar nicht zu begreifen ist. Ich kehrte, erzählte er, in einem Wirthshaus ein, in welchem die Wirthin so krank lag, daß man jeden Augenblick ihren Tod erwartete. Der Wirth erzählte seinen Gästen, daß der Arzt seine Frau aufgegeben habe, und ihr nur bis zum andern Tag Frist gegeben. Ein alter Schäfer, der mit zuhörte, begehrte die Sterbende zu sehen. Man führte

ihn zu ihr, und als er wieder kam sagte er mit Lächeln zum Wirth: mach er nur, daß er nicht eher als seine Frau stirbt! Bis in 14 Tägen ist sie wieder in ihrer Wirthsstube. Der Wirth ging zur Thür hinaus, und der Schäfer versicherte die anwesenden Gäste: die Frau werde nicht sterben und noch lange leben, allein den Wirth würde man in acht Tagen begraben. Und so geschah es auch. Die Frau ward wieder gesund, und gerade in acht Tagen war des Mannes Leiche.

Alle Anwesende konnten sich nicht genug über diese wundervolle Begebenheit erstaunen, und einer fragte Maibach: was er dazu sage? O! fiel Florian ein, der Herr Hofrath von Maibach sind ein wenig hartgläubig, und glauben an diese Sachen gar nicht. Wenn er Etwas glauben soll, so muß es in der Bibel stehen. Diese Worte waren für die Gesellschaft ein Signal unsern Maibach mit so viel Beyspielen von Ahndungen, sympathetischen Curen, Divinationen u. dgl. zu bestürmen, daß er ungläubiger als Petrus hätte seyn müssen, wenn er nicht selbst eine Kartenschlägerin und Cristallseherin seiner Aufmerksamkeit hätte würdigen sollen.

Nun Herr Hofrath! fragte diesen Herr Florian beym Heimgang: was halten Sie von den Dingen wovon wir uns heute unterhalten haben?

Was ich davon denke? antwortete Maibach, Sie fragen recht curios Herr Florian: was ich davon denke? wahrhaftig Sie machen mich ärgerlich mit solchen Fragen und Reden wie Sie heute gegen mich geäußert haben. Die Leute können glauben, daß ich gar nichts überlegte. Habe ich denn je gezweifelt: daß es Dinge in der Welt giebt, welche kein Mensch begreifen kann?

Ich habe noch nie an Erscheinungen gezweifelt, aber nur noch nicht viel davon gesprochen, weil ich noch nichts gesehen.

Florian war mit dieser Antwort so zufrieden, daß er in 4 Wochen kein Wort mehr von solchen Dingen in Maibachs Gegenwart sprach, und hauptsächlich deßwegen, weil er für räthlich hielt, mit seinen geistlichen Corroberationen nicht zu schnell zu verfahren.

Von dieser Zeit an suchte Maibach mit verrufenen alten Weibern, Schäfern, Scharfrichtern, Wunderdoctoren, Propheten und Prophetinnen in Bekanntschaft zu kommen. Der selige Lavater konnte nicht sich wohler bey der begeisterten Magd in Biel befunden haben als Maibach bey einer historischen 40jährigen Jungfer, oder bey einem Magus dieses Jahrzehntens. Was er von irgend einer Wunderkraft hörte, probirte er, und trug eine weiße Maus bey sich, weil man ihm gesagt hatte: daß man dadurch im Dunkeln besser sehen könne. Man sah ihn öfters bey Nachtzeit über die Mauer des Kirchhofs schauen, auf welchem er eine Erscheinung zu sehen hoffte. Zu Haus fand man ihn geometrische Figuren zeichnen, und rechnen. Er sprach gern von der Mystik der Zahlen und Figuren, wobey er, wie immer, wenn von dergleichen Wunderdingen die Rede war, hinzusetzte: es sey nichts schwerer zu erforschen, als alles was zur heiligen und profanen Magie gehöre, aber er hoffe noch Entdeckungen zu machen, worüber jedermann erstaunen werde.

Als Florian sich von Maibachs Studium der Magie, von dessen Neigung zu geheimen Künsten, Glauben an Ahndungen und Erwartung solcher Offenbarun-

gen überzeugt hatte, sagte er zu einigen seiner Freunde: über diese Mauern, wir können ruhig seyn, wird Maibach nicht mehr aus der Kirche springen.

Zwey Vorfälle gaben Maibachs Verstand und Vernunft einen außerordentlichen Stoß. Erstlich wohnte er einer Magnetisirung eines zwanzigjährigen Mädchens bey, nach welcher er hoch und theuer schwur: daß nichts gewisser wäre als die Geisterwelt, und die Wunderkräfte. Der Mensch könne alles was er nur wollte, er könne wissen was sich vor tausend Jahren zugetragen und nach tausend Jahren zutragen werde, er könne in das Centrum der Erde schauen, und sey durch diese Kenntnisse fähig, alles auszuführen, was er denkr. Es wird noch dahin kommen, sagte er, wann der Schleyer vor des noch ungläubigen Menschen Angesicht fallen wird, daß wir unsere Freunde überm Meer in wenigen Secunden besuchen und sprechen können. Nun trete einer auf und sage: Schwedenborg und andere erleuchtete Männer wären Narren oder gar Betrüger gewesen. Wenn solche Männer verlacht werden, so kann man wohl sagen: ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterland. —

Der andere Vorfall ist eine Geistererscheinung, welche Maibach von seiner Frau und noch einem andern Geist gehabt hat. Nach der Erzählung seines Bedienten ging er in seinem Saal neben seinem Wohnzimmer nach seiner Abendmahlzeit im Dunkeln auf und ab. Die Thüre war zu, und im Saal, dessen Fenster mit Läden noch bedeckt waren, konnte man keine Hand vor den Augen bemerken. Alles war still. Auf einmal hörte der Diener seinen Herrn angstvoll rufen, er eilte nach dem Saal, aus welchem jener ihm entgegen stürzte,

ein Licht vom Tisch nahm, eilend zurückkehrte, und unter der Saalthüre das Licht aus der Hand fallen ließ. Erschrocken und fast athemlos warf er sich auf einen Stuhl, und als er wieder sich gesammelt hatte, erzählte er: ihm sey seine Frau, mit noch einem Geist erschienen. Jene wäre in einer Entfernung geblieben, dieser aber auf ihn zu geschwebt. Als er mit dem Licht unter der Thüre gewesen, wären sie noch da gewesen, und in einer Ecke verschwunden. — Er ließ seinen Diener, so wahr ihm Gott helfe, und sein heiliges Evangelium! angeloben, keinem Menschen Etwas von dieser Erscheinung zu entdecken. Er wähnte, daß seine Frau gestorben sey, und sich bey ihm angezeigt habe. Die andere Figur hielt er für den Geist des Freundes, mit welchem seine Frau die Reise gemacht habe. In diesem Wahn wurde er noch dadurch bestärkt, weil er in sehr langer Zeit keine eigenhändige Briefe von seiner Frau erhalten, und immer nur von seinem Freund, welcher ihm Grüße von seiner Frau zuschrieb, und sie entschuldigte, daß sie nicht selbst ein Paar Zeilen schriebe, weil sie dieses wegen einer Wunde an der rechten Hand nicht vermögte. Die Ursache aber war eine überstandene schwere Krankheit, welche man ihm verhehlen wollte, weil er doch nicht nach London kommen könne, um sie noch einmal lebend zu sehen, falls die Krankheit mit ihrem Tod enden sollte. Mehrere Wochen nach der Erscheinung erhielt er von seiner Frau einen eigenhändigen Brief, welcher 10 Tage später als er ihren Geist sah, datirt war, worin sie ihm ihr bestes Wohlbefinden, und ihre baldige Zurückkunft meldete; welche sich aber doch noch verzog, weil ihr ihre Gesundheit noch nicht erlaubte über die

See zu fahren. Dieser Brief machte Maibach stutzend, weil er nun zweifelte: ob die Erscheinung seine Frau gewesen sey? Hierüber, und über andere von ihm zu ergrübelnde Naturgeheimnisse, dachte er beständig nach, oder beschäftigte sich vielmehr damit, um sich immer mehr zu verwirren; welches auch erfolgte. Oft bemerkte man, daß er Viertelstunden lang Etwas anstarrte; zuweilen sprach er mit sich selbst; machte Bewegungen mit der Hand; verzog die Muskeln des Gesichts, und wann er jemand aufmerksam ansah, oder zuhörte, so ahmte er dessen Bewegungen im Gesicht ganz unwillkührlich nach. Die Ursache davon ist wohl diese: daß er nicht mehr deutlich sein Inneres von dem Aeußeren, die subjective Vorstellung von dem Object; und seine Persönlichkeit, das Ich, welches denkt, von dem Gedanken gehörig und bestimmt zu unterscheiden vermogte. Daher sagte er oft, wodurch er sich zu rühmen glaubte: ich kann mich zuweilen ganz in Jemand hineindenken, und mir vorstellen, ich sey ein Pferd oder habe Flügel wie ein Vogel. Mangelte ihm zuweilen die Kraft zu unterscheiden allzusehr, so bellte er wie ein Hund, maunzte wie die Katzen, oder ahmte sonst Töne und Geberden nach, besonders wenn er allein in einem Zimmer war. In bessern Stunden, wann seine Nerven wieder einen stärkern Ton hatten, sprach er von seinen Entdeckungen, wobey er sich stets des Ausdrucks Mysterium bediente. Ja! pflegte er zu sagen, wenn ich einmal mein Mysterium werde entdeckt haben, wenn ich mit meinen Wundern werde hervortreten, dann wird die Welt erstaunen. Aber einer, der mächtiger ist, als ich, der große Wundermann (er dachte sich, wie nach andern

Aeußerungen zu schließen war, unter diesem großen Wundermann, den Pabst) will es nicht zugeben. Nach einiger Zeit zeigte sich seine Verstandeszerrüttung auch darinnen: daß er die Idee von Ursache und Wirkung ohne alle Ueberlegung auf alles, was unmittelbar auf einander folgte, anwendete, weil kein vernünftiger Zusammenhang seiner Ideen und Begriffe mehr vorhanden war. Er wähnte: es geschähe alles, weil er es dachte. Er sah, daß Jemand ein Gefäß mit Wasser ausschüttete, und zog seinen Begleiter auf die Seite, mit den Worten: geben Sie acht, so eben lasse ich Wasser ausschütten. Zu einer andern Zeit fiel eine alte Mauer ein, von welcher er glaubte, daß sie nach seinem Willen eingefallen wäre. Wenn er sich solcher von ihm, (nach seinem Wahn) abhängigen Begebenheiten erinnerte, war er von nichts mehr überzeugt, als daß er ein großer Wunderthäter sey, dem das Geisterreich zu Gebot stünde, und wirklich hatte er jetzt öftere Erscheinungen oder Phantasmen, ohne jedoch sehr in Angst und Furcht dadurch gesetzt zu werden.

Zum Beschluß dieses Theils meines Berichts muß ich Ihnen doch noch eine Bemerkung mittheilen. Ehe Maibach sehr geschwächt war, doch aber schon mit der Idee schwanger ging, ein Wundermann zu seyn, der sich über die gewöhnlichen Menschenköpfe erhübe, nahm er einen besondeen Ton im Sprechen an. Er redete nicht mehr natürlich, wie seine Organe ohne Zwang und Zerrung den Ton bildeten, sondern mit vollen Backen, gleichsam aus dem hohlen Hals, und affectirte den Diphtongen einen besondern ungewöhnlichen Ton zu geben. Ich habe eine solche affectirte Sprache bey

allen Sonderlingen und exaltirten Personen bemerkt. Sollte nicht eine solche Sprache, eine besondere Verbiegung der Sprachorgane, ein Symtom seyn, daß es im Kopf nicht richtig, und die Vernunft wurmstichig sey, wenn auch andere Geistesfähigkeiten hervorstechend sind?

Hofmaier an von Waldheim.

Achtzehntes Schreiben.

Ehe Maibachs Wahnsinn den Grad erreicht hatte, daß er oft sich nicht mehr von andern Dingen außer ihm gehörig unterschied, und endlich gar die äußere Begebenheiten von seiner Vorstellung abhängig zu seyn wähnte, hielten nur wenige ihn für geisteskrank. Es ist wirklich sonderbar, wie wenige Menschen die Geistesschwächen eines andern zu beobachten im Stand sind. Wie mancher bedeutende Staatsbeamte, Cleriker und andere Personen aus gebildeten Ständen, sind krank, gebrechlich, mißgestaltet am Geist, und werden doch als Männer von Kopf und Geist gepriesen. So lang der Rechtsgelehrte in einem Collegio seine Relationen nach den Buchstaben der Gesetzes schnitzeln, und der Schuhmacher ein Paar Schuhe zuschneiden und zusammennähen kann, wird er für einen vernünftigen Menschen gehalten, ob er gleich unter die verrückten gehört. So ging es auch mit Maibach. Der alte Amtmann, und etliche andere Männer von richtiger Einsicht und Beur-

theilung, waren längst schon besorgt um seinen Verstand; als die meisten andern noch glaubten: er übertreibe nur ein Sonderling zu seyn, oder habe sich (wie viele sich ausdrückten) nur überstudirt. Nachdem er aber anfing sich zu äußern: er sey ein Thier oder sonst ein Gegenstand außer ihm; oder regnen lassen zu können behauptete; da war freyl!ch die Verrückung unverkennbar.

Leute, welche sich mit einer Ideenwelt beschäftigen, welche Niemand finden, mit welchem sie in ihren Ideen übereinstimmen, und in der Erfahrung ihre Träume nicht ausgeführt finden, fliehen den Umgang mit Menschen, und suchen die Einsamkeit, um in ihrer Fantasienwelt desto ungestörter herumschweifen zu können. Darum suchte auch Maibach sich von den Menschen, in eine Einsamkeit zu entfernen, um seinen Grillen nachzuhängen und sein Mysterium auszudenken, so er der Welt zu enthüllen versprach. Worinnen sein Mysterium bestünde? konnte er freylich nicht angeben, denn eben darum war es ja ein Mysterium. Er brütete über seinen verworrenen Begriffen, und fühlte diese Bewegungen seines Geistes, so er für ein Object, und zwar ein geheimes, unsichtbares hielt. Dieses geheime unbekannte Object wollte er auffinden und entdecken, und zwar weil er ein Mann zu seyn wähnte, der alles vermögte, alles seyn könnte, was er wollte, und daher auch als ein Wundermann eine geheime Wunderwelt zu enthüllen im Stand sey. Seine fixe Idee von dem mächtigen Oberhaupt der Kirche gesellte sich auch hier zu seinen tollen Schwärmereyen, aber auf eine ganz andere Weise. Er konnte mit seinem Mysterio nicht fertig werden, zerarbeitete seinen armen Kopf ab, ohne Befriedigung zu

finden: daher hielt er den Pabst als den Herrn und Meister aller Mysterien für seinen Antogonisten, welcher nicht zugeben will: daß er das große Mysterium entdecke. Dieser Wahn ward auch Ursache, daß er zuweilen auf die Knie fiel, (besonders an entlegenen Orten,) und zu einem Heiligen (zu welchem ist nicht bekannt) betete und ihn um Hülfe gegen die ihm entgegen wirkende Macht des Pabstes anrief. So närrisch er sich auch geberdete, so viel Unsinn er zuweilen schwatzte, so wurde er doch von mehreren Bewohnern eines Dorfes, in dessen Gemarkung er oft herumging, wegen seines Betens und den heiligen Einmischungen in das Gespräch, für einen vielwissenden heiligen Mann gehalten, der in die Zukunft sehen könne, und Arcana besitze. Eine alte Bäuerin sprach ihn deshalb um hülfreichen Rath für ihre kranke Kuh sowohl, als ihr krankes Kind an. Maibach rieth ihr: der Kuh eine rothe Rübe und dem Kind ein Stück von einer weißen, und zwar erstere im Namen des Erzengel Michael, der mit dem Teufel sich herumgebalgt; und letzteres im Namen des heiligen Georgs, in einem Tuch gewickelt an den Hals zu hängen.

Ohne Zweifel waren diese zwey himmlische Heroen eben diejenige, zu welchen er um Beyhülfe gegen die ihm entgegen wirkende Macht des Pabstes zuweilen betete. Das Kind, und das Vieh der Bäuerin ward wieder gesund, und nun war der Verrückte ein heiliger Wundermann. Die Fama brachte diese Nachricht auch in die Stadt. Vernünftige Leute zuckten die Achseln, aber gewisse Leute äußerten gegen die Leichtgläubigen ihrer Gemeinde: Maibach sey zwar zuweilen nicht recht

bey Sinnen, aber er sey außerdem ein zu eifriger Christ gewesen, als daß man seine Einsichten und die Kraft seines Gebets so geradezu abläugnen könnte. Man müsse nicht gleich alles verwerfen, wenn von geistlichen Dingen die Rede sey. — Dieser Vorfall ist abermals ein Beweiß: wie ein Wahrsager, ein Seher in das dunkle Reich der Zukunft, ein von einem prophetischen Geist Besessener u. dgl. einem Narren und Verrückten ähnlich ist.

Zu einer andern Zeit als Maibach im Wald spazieren ging, und vor einem bey dem Eingang stehenden Bild (ohne Zweifel soll es den heiligen Rupertus vorstellen, denn es ist weder Inschrift, noch Attribut mehr daran zu erkennen,) den Hut rückte, begegnete ihm einer von denen in einem benachbarten Kloster noch befindlichen Franziskanern. Als Maibach den Gruß: Gelobt sey Jesus Christus! mit einem: in Ewigkeit! erwiederte; gesellte sich der Ordensgeistliche zu ihm, und natürlich kam das Gespräch bald auf religiöse Gegenstände. Der unglückliche Maibach hatte eben wieder Anwandlungen seines Paroxismus, und redete von seinen Talenten Wunder thun zu können, von seinem Mysterio, und daß er an dem Pabst einen großen Gegner habe; wobey er sich denn so ausdrückte, daß der gute Franziskaner den heiligen Vater für beleidigt, und Maibach für einen verruchten Ketzer hielt. Er vertheidigte die Ehre des Oberhaupts seiner Kirche ziemlich nachdrücklich, wodurch Maibach in heftigen Zorn versetzt wurde. Nach der Erzählung des Pater Cyriacus soll sein Gesicht geglüht, und er ihn bey dem Kleid mit den Worten gefaßt haben: Weißt du nicht Pater!

wer ich bin? Ich kann dir befehlen zu sterben, wie ich jetzt diesem Baum befehle, seine Blätter fallen zu lassen. Gieb acht! — Als die Blätter aber nicht fielen, ließ er den Franziskaner los, war wie verblüft, und murmelte einige Worte, welche der Pater aber uicht verstund. Ohne Zweifel waren solche gegen seinen mächtigen Widersacher gerichtet. So schnell als er konnte eilte der Franziskaner nach der Stadt, und gerades Weges zu der dortigen Clerisey, welcher er seinen Unfall klagte. Die geistlichen Herrn hielten nun für nöthig, um die scandala ecclesiae, wie der Stadtpfarrer sich ausdrückte, zu vermeiden, den Maibach in ein Hospital, oder Irrhaus zu bringen, und gingen stehenden Fußes zum Director des Sanitäts-Collegiums, um die Transportirung Maibachs in das Narrenhaus zu erwirken, welche auch vielleicht noch am nämlichen Abend (wenigstens eine Bewachung) ausgeführt worden wäre, wenn Maibach, der in einem Dorfe übernachtete, in die Stadt zurückgekehrt wäre.

Etliche Wochen vor diesem Vorfall schrieb der alte Amtmann an den fürstlichen Hofmedicus Dr. Herrmann, einem warmen aufrichtigen Jugendfreund Maibachs, und einem sehr erfahrnen Arzt, einem außerdem aufgeklärten, menschenfreundlichen Mann; und benachrichtigte denselben von Maibachs Zustand; wobey er ihn zugleich bat, seinem Freund zur Hülfe zu eilen, weil die Aerzte (wie er glaube) sich nicht viel um die Krankheit des Geistes bekümmerten. Der Oberhofrath und Stadtphysikus Wolf sey krank, und habe gerathen: ihn als Freund des Patienten zu vermögen: den Unglück-

lichen zu besuchen, der eines einsichtvollen Arztes so sehr bedürfe.

Dr. Herrmann, der von seinem edlen menschenfreundlichen Fürsten die Erlaubniß erhalten hatte, seinen Freund so lang und so oft er wolle, zu besuchen, kam an eben diesem Tage an; und ging, weil er seinen Freund nicht zu Haus antraf, und von dem Vorfall mit dem Franziskaner, wie auch, daß man den Verrückten in ein Irrhaus bringen wolle, gehört hatte, zu dem Director des Sanitäts-Collegiums. Er widersetzte sich sogleich allen so gewaltsamen Maasregeln, wodurch der Kranke ohnfehlbar noch kränker und gar wüthend gemacht werden könnte, und bat: daß man ihm die Behandlung seines Freundes überlassen mögte. Der Stadtpfarrer rieth zwar nachdrücklich an eine Aufbewahrung des Kranken in einem entfernten Irrhaus, damit er den Leuten aus den Augen käme; allein Dr. Herrmann war zu sehr als ein mit der Freundschaft und dem Zutrauen des Fürsten begnadigter Mann bekannt, als daß der Director des Sanitäts-Collegii seinem Verlangen nicht hätte willfahren sollen.

Bey Maibach hatte der heftige Paroxismus eine ruhige Gemüthsstimmung zur Folge. Er schlief gut, und ging am andern Tag heiter und vergnügt nach Haus in die Stadt. Unterwegs unterhielt er sich mit Kindern so Früchte in kleinen Körben zum Verkauf in die Stadt trugen, und fragte sie nach ihren Beschäftigungen aus. Einem Buben, welcher viel von seiner Geschicklichkeit zu erzählen wußte, wie er schon die Pferde anschirren und Korn schneiden könne rc. schenkte er ein kleines Goldstück. Dr. Herrmann eilte zu seinem Freund,

so wie er dessen Ankunft erfuhr. Maibach war über alle Maaßen überrascht, als er seinen Freund zur Thür hereinkommen sah. Herrmann! bist du es? rief er aus und fiel ihm in die Arme. Er that nun zehn Fragen auf einmal an seinen Freund Herrmann: wo er herkomme? was er hier zu thun habe? wie sich dieser und jener Bekannte in der Residenz befinde? ob er nicht wüßte was aus diesem oder jenem ihrer Jugendgespielen geworden sey? u. dgl. Dabey erinnerte er dann seinen Freund an die Jugendjahre, so sie zusammen in der Heimath verlebt hätten, und war sehr vergnügt, wenn Herrmann ihn an die närrischen Streiche, so sie mit einander ausgeführt, erinnerte, und an eine gewisse töchterreiche Familie, aus welcher er ein Mädchen Namens Wilhelmine geliebt hatte. Von diesen fröhlichen Gegenständen ging man zu ernsthafteren über. Die Freunde erzählten einander von ihren Geschäften, und was ihnen sonst iu reiferen Jahren begegnet sey. Unter diesem Besprechen fragte Maibach seinen Freund: Aber was hast du gedacht, als du hörtest, daß ich katholisch geworden bin? Was ich gedacht habe? versetzte Herrmann: Nichts! Ich bin auch katholisch, und nun sind wir es beide; das ist alles. — Nach und nach brachte Maibach immer mehr und mehr Etwas von seinem Katholischwerden vor, sprach von seinem Mysterium, klagte, daß er nicht damit zu Stand kommen könnte, daß er von schweren Träumen oft geplagt werde, daß ihm seine Frau erschienen; und so gerieth er wieder in eine merkliche Verwirrung seiner Begriffe. Der kluge geisteskundige Arzt wußte dem Kranken gehörig zu begegnen, und leitete des letzten Aufmerksamkeit auf sei-

nen Körper. Er überredete ihn, sich durch zu vieles Studieren geschwächt zu haben, stellte ihm vor, daß er hypochondrisch werden, ja sogar eine Schwindsucht sich zuziehen könne, wenn er nicht Mittel dagegen brauchte. Noch zu rechter Zeit, sagte er, bin ich gekommen, um dir zu helfen. Mein Rath wäre, fuhr er fort, du zögest auf eine Zeitlang aus der Stadt, und zwar auf ein Landgut. Vielleicht räumt dir der Kammerherr von F....m ein Zimmer auf seinem Gut ein. Es ist nicht weit von der Stadt, du kannst alle Tage hereinkommen, wann du willst; und . . . . . laß mich nur, ich will mit ihm reden. Maibach ließ sich den Vorschlag gefallen, und Herrmann ging noch diesen Vormittag zu dem von F.....m auf dessen großes Rittergut, welches derselbe mit seiner zahlreichen Familie und verschiedenen seiner Verwandten bewohnte.

Herrmann, nachdem er sein Anliegen vorgebracht hatte, entschuldigte seine große Bitte durch die Pflichten gegen die Menschheit, und erzählte dabey wie abscheulich man seinen Freund auf Erden behandelt habe, um ihn zum Himmelsbürger vorzubereiten, wie man seine Vernunft bestürmt habe, um ihn für die Religion empfänglich zu machen, welche ohne Vernunft ein Unding sey. — Sie haben gar nicht nöthig liebster Herr Hofrath, antwortete der biedere Kammerherr, mir und den Meinigen Ihr Verlangen so dringend an das Herz zu legen. Ich bin von allem, was vorgegangen, und von Ihrer Liebe zu Ihrem Freund durch unsern Herrn schon benachrichtigt. — Mich freute schon, als ich hörte, was Sie von mir verlangten, daß ich für den unglücklichen Maibach, und für die Erhaltung seiner Vernunft Et-

was beytragen kann. Bringen Sie ihn, wenn es möglich ist, heute noch, sein Zimmer soll zubereitet für ihn seyn. An Sorge und Aufmerksamkeit soll es nicht fehlen. Herrmanns Eifer brachte es auch dahin, daß Maibach seine nöthigsten Effecten zusammenpackte, und an diesem Tag noch seine neue Wohnung bezog. Herrmann blieb auch noch einige Täge daselbst und ordnete die Cur an, worüber, und überhaupt über die Behandlung des Kranken, über die Entfernung alles was seinem Wahn Nahrung geben könnte, er sich mit dem Kammerherrn besprach, welcher allen und jeden, so auf seinem Gut wohnten, genaue Befehle gab, wie sie sich gegen den Herrn v. Maibach betragen sollten.

Herrmann reisete nun wieder nach der Residenz ab, und der edle von F.....m, versprach: ihm täglich zu schreiben, wie sich sein zurückgelassener Patient befinde.

Hofmaier an von Waldheim.

Neunzehntes Schreiben.

Bey der außerordentlichen Aufmerksamkeit des Kammerherrn von F.....m, und der genauen Befolgung der kleinsten Vorschriften des Arztes, sowohl in Betreff des Gebrauchs der Arzneymittel, als der persönlichen Behandlung, ward Maibach eine zeitlang merklich besser, nach 4 bis 6 Wochen nahm die Verstimmung seines Gemüths eben so merklich wieder zu. Die unvertilgbare fixe Idee eines zu ergründenden Mysteriums trat bey

ihm mit jedem Tag mehr wieder hervor; und immer klagte er über Jemand, der ihn an der Ergründung des Mysteriums hindere, welchen er bald großer Herr, bald Wundermann, bald Oberhaupt, bald auch Bischaf uud Pabst nannte. Gegen diesen seinen Widersacher ward er zuweilen äußerst aufgebracht, so daß man Mühe hatte Etwas aufzufinden, was ihn besänftigte. Die Arzneymittel dienten fast mehr seinen Körper für das zerrüttete Gemüth zu stärken, als letzteres zu heilen. Er bekam großen Appetit und suchte wo er konnte, Etwas zu essen zu bekommen. Ohne Zweifel rühren seine Fantasmen daher, welche jetzt häufiger wurden und sehr verschieden auf ihn wirkten. Er klagte, daß er vor Träumen nicht recht schlafen könne, erzählte allerhand Fantasien und wahre arabische Mährchen, welche er erdichtete, aber auch bald wieder vergaß, denn selten konnte er solche wiederholen. Zuweilen gab er sich für bezaubert aus. Er sähe, sagte er, Würmer und Drachen auf der Erde, welche den Rachen gegen ihn aufsperrten, auf einmal wären sie von der Erde fort und auch bald wieder da. Ist der Drache da oder nicht? frug er zuweilen. Sonderbar ist es, daß er bey einigen wirklich gräßlichen Phantasmen gar nicht erschrocken gewesen, bey andern minder gräßlichen aber gezittert und gebebt hat. Er sah einstmals den Pabst zur Thüre hereinkommen, und fiel vor diesem Bild seiner Einbildungskraft auf die Knie. Zu einer andern Zeit war er von Mönchen geplagt, welche ihn mit schwarzen Geiseln todt zu schlagen droheten.

Ehe ein Paroxismus eintrat und das Mysterium nebst seinem Widersacher zum Vorschein kam, klagte er

sehr über Kopfweh; war er aber vorüber und sein Gemüth wieder ruhig, so war er niedergeschlagen und beschäftigte sich mit der Einbildung, daß er bald sterben müsse, wobey er öfters Herrn von F.....m bat: daß dieser an seinen Freund Herrmann schreiben möge, damit er ihn wieder gesund mache. Herrmann erklärte diese Symptomen so: daß bey Eintritt des Paroxismus die Nerven sich anspannten, wodurch er seinem Mysterium nachzudenken gereizt würde, welches ihm eine unangenehme Empfindung verursache; nach dem Paroxismo wären aber die Nerven wieder erschlaft, er fände keine Idee, womit er spielen könne: dieses bewirke nur das Bewußtseyn einer Leere, ein Gefühl der Bewußtlosigkeit, welches Maibach auf einen herannahenden Tod deute.

Dieser Zustand dauerte mehrere Monate, und der Kranke ward wieder ruhig. Dagegen wollte er gar nicht ausgehen, gab wenig, oder gar keine Antwort, und ward bettlägerig. Durch einen Courier ward Herrmann zu seinem Freund gerufen, welcher die Staffette bey der Tafel des Fürsten erhielt und sogleich sich beurlaubte, um mit Extrapost abzureisen. Reisen Sie glücklich Hofrath! sagte der Fürst, ich wünsche, daß Sie mir tröstliche Nachrichten von Ihrem Freund wieder zurückbringen mögten. — Herrmann fand seinen Freund sehr kraftlos, doch rief der Kranke seinem Arzt entgegen: ach! Herrmann! nicht wahr: du machst mich wieder gesund? und reichte ihm die Hand. Der freundschaftsvolle Arzt untersuchte seinen Kranken genau, ließ sich alles was vorgefallen, des Kranken Betragen während seiner Abwesenheit noch einmal in einem Nebenzimmer erzählen,

und urtheilte daraus, — leider gar zu richtig: — daß wenn ihm auch gelingen sollte, seine Maschine noch eine Zeitlang zu erhalten, sein Geist doch nie mehr geheilt werden könne; im Gegentheil besorge er einen Wahnsinn, der endlich mit kindischer Bewußtlosigkeit endigen würde. Als Herrmann zu seinem Patienten wieder an das Krankenbett kam, und dieser wieder mit ausgestreckten Armen um Hülfe bat, traten jenem die Thränen in die Augen. Großer Gott! seufzte er, man bestraft den Mörder mit dem Schwerd, was verdient der, welcher den Geist mordet? Fürchtet euch nicht, redete er dann gegen den Kammerherrn, vor denen so den Leib tödten, fürchtet euch aber vor denen, die Leib und Seele verderben können! — O! wie wahr ist alles was unser Heiland gesprochen hat! antwortete der menschenfreundliche von F.....m und drückte dem Herrmann die Hand.

Herrmann stellte seinen Freund so weit wieder her, daß er wieder ausgehen konnte, aber er blieb ungleich schwächer als er vorher war. Das Gedächtniß nahm besonders ab, und er konnte sich oft nicht mehr besinnen, was sich vor einer Viertelstunde zugetragen. Nur von längern Zeiten her, besonders aus der Jugendzeit, (was bey allen Menschen der Fall ist,) konnte er sich noch Vieles erinnern. Doch blieb noch zur Zeit die Idee von seinem Mysterio bey ihm rege, und er redete von Hülfe so er dazu bedürfe, ohne jedoch gegen seinen Widersacher so sehr wie vorher entrüstet zu werden. Gewöhnlich beschäftigte er sich jetzt mit den Kindern des von F.....m, denen er von Pappdeckel Kästcher machte,

und sich herzlich freuete, wann die Kinder einen Wohlgefallen an seiner Arbeit bezeigten.

Um diese Zeit kam ein Brief von Maibachs Gattin aus Holland an, worinnen sie ihren Gatten benachrichtigte: daß sie wieder glücklich von England auf dem festen Land angekommen sey, und bald zu Haus eintreffen werde. Dieses, und weil der Herbst schon vorgerückt war, auch Herrmann dem Kammerherrn mit seinem Freund nicht zu lästig seyn wollte, war die Ursache, daß Maibach mit seinem hülfreichen Freund wieder seine Wohnung in der Stadt bezog. Maibachs Gattin, welcher die Seereise zugesetzt hatte, mußte vier Wochen unterweges in einer Stadt verweilen. Während dieser Zeit nahm Maibachs Geistesschwäche sehr zu, wie Herrmann vorausgesagt hatte. Das Meditiren, Nachgrübeln veränderte sich in ein Suchen, als ob er Etwas verlohren hätte, immer aber sprach er noch von Hülfe. Zuweilen war er Stundenlang einem Kind ahnlich, zuweilen aber stellte sich der Paroxismus jedoch in einem weit geringeren Grad ein. Meistens ging er im Haus herum, und suchte Etwas, oder besah Kupferstiche, zeichnete mit dem Cirkel, und linial-geometrische Figuren, wobey er eine bedeutende Miene machte; auch spielte er mit Porcellan-Figuren, welchen er Namen gab.

Er hatte von frühern Jahren her die Gewohnheit, sein Zimmer mit Bildnissen ihm bedeutender Personen, oder auch andern Zeichnungen, welche für ihn einen mystischen Sinn hatten, zu zieren. Ehemals war ein Gemälde von mittlerer Größe, Luthers Bildniß vorstellend, die Hauptzierde seines Studierzimmers. Dieses mußte einem von ihm selbst entworfenen Bild eines Pabstes

im Pontificalibus, mit vielen Attributen umgeben, weichen. Dieses Bild, so wie alle mystische und allegorische Zeichnungen ließ Herrmann aus seinem Zimmer nehmen, ehe er ihn wieder in sein Haus zurückführte. Er fragte zwar nach seinen Bildern, als man ihm aber sagte, daß sie geputzt werden müßten; gab er sich zufrieden und fragte auch nicht mehr darnach. Nur nach seinem Pabst war noch zuweilen Frage. Eines Tages war er besonders ämsig im Suchen, und blieb dabey mehrmalen in der Stellung eines Nachdenkenden stehen. Eine Magd hatte sein Bücherzimmer gesäubert, und hinter den Bücherschränken das gedachte Bildniß Luthers gefunden, und solches unter mehrere Sachen auf einen Tisch gelegt. Dieses Bildniß fand Maibach, als er suchend, in seiner Bibliothek alles was er vor sich fand, durchstöberte. Was ist das? rief er erstaunend aus, indem er starr das Bild ansah; was ist das? — Das ist Luther: antwortete Herrmann. — Ja! den kenne ich recht gut! versetzte Maibach. Man wollte ihm auch verbieten, das Mysterium der ganzen Welt bekannt zu machen. Er bekümmerte sich um den allergrößten Wunderthäter nicht. Es war auch einmal ein anderer Mann, der für Geld den Leuten alles erlaubte; zu stehlen, und Mädchen zu schänden. Wenn er meiner Wilhelmine zu nah gekommen wäre, oder man hätte dich bestehlen wollen; so würde ich dich so beschützen! — Hier stellte er sich auf ein Tabouret, und machte die Pantomine Eines, der sich zur Wehre setzt. Weg! rief er, weg! — Herrmann suchte diese Aufwallungen zu unterbrechen. — Nein! fuhr Maibach fort, dir soll Niemand Etwas zu leid thun; das will ich dir gleich zeigen, komm nu.

mit in den Garten. — Beide gingen in den Garten. Hier ist es schön, sagte Maibach, der Gärtner hat heute recht viel gepflanzt. — Noch immer hielt er Luthers Bild fest in der Hand. Seine Laune ging in das Lustige über. Als er wieder Luthers Bild betrachtete, ward er ernsthafter und sagte: Sieh Freund, das ist mein Mysterium! aber man muß mir Freyheit lassen. Nicht wahr, du thust mir nichts? aber ich liebe dich ja auch. Ich fürchte mich gar nicht vor den Drachen. Ich will nicht mehr gebunden seyn! Freyheit will ich! ich will dir zeigen, daß ich mich vor nichts mehr fürchte, daß ich thun kann was ich will. — Bey diesen Worten knöpfte er sich die Weste auf, und zog den Rock aus, welchen er unter den Arm nahm. Nicht ohne Mühe brachte Herrmann die wieder in Aufruhr gerathene Ideen in Maibachs Seele zur Ruhe. Auch war es der letzte Paroxismus; von dieser Zeit an ward er täglich kindischer und unsinniger, und verlohr täglich mehr die Erinnerungen an die Erfahrungen seines männlichen Alters.

Endlich erschien der Tag der Ankunft von Maibachs Frau. Herrmann fuhr ihr eine Stunde weit entgegen. Auch sie war verändert, aber nicht so unglücklich als ihr Gatte. Ehedem war sie lebhaft, ihre Einbildungskraft war in Bewegung; jetzt schien sie eine bedächtige leidende Hausfrau. Sie hatte schon erfahren wie freundschaftlich Herrmann für ihren Mann gesorgt hatte, und umarmte ihn bey dem ersten Gruß. Was macht mein Mann? fragte sie, und Thränen entquollen ihren Augen.

Jetzt befindet er sich leidlich, aber bereiten Sie sich auf einen Ihr Herz durchbohrenden Anblick.

Und er soll seinen Verstand verlohren haben, weil er katholisch geworden?

Er hat, während er zu unsrer Kirche sich bekennt, zwar seinen Verstand verlohren, aber daran ist die Religion nicht Schuld; ob ich gleich seinen Uebertritt für die veranlassende Ursache halte. Uebrigens hätte Ihr Gemahl auch unter andern Umständen eben so unglücklich werden können.

Gott! und er war von der alten katholischen Lehre so überzeugt! — und diese Ueberzeugung sollte ihm die Vernunft gekostet haben! O! Maibach! (sie weinte heftig.)

Beruhigen Sie sich, gnädige Frau! die Religion raubt Niemanden die Vernunft, aber die Menschen — die Pfaffen : : : : : :

O! ich werde täglich unruhiger, und war von dem Glauben der Kirche, zu welcher ich mit meinem Mann übergetreten, fest überzeugt. Ich war eine Schwärmerin; jetzt bin ich es nicht mehr: und doch kann ich meinen Schritt nicht bereuen. Ich habe mir den Glauben der Kirche ganz eigen gemacht, und werde auch auf diesem Glauben sterben.

Wohl Ihnen, gnädige Frau, daß Sie Charakter genug haben, Ihren Schritt nicht zu bereuen.

Aber wenn ich meinen Mann ansehen werde, wie entstellt, wie vernunftlos er ist! und wenn ich dann denken muß: das was dir wahr und heilig ist, hat deinem Mann die Vernunft gekostet.

Nicht was Ihnen wahr und heilig ist, hat ihn um den Verstand gebracht; denn ich bin versichert, daß Sie selbst die heilige Messe verwünschen würden,

wann Sie darinnen Aufmunterung zum Menschenhaß fänden.

Gewiß! aber doch muß ich Ihnen gestehen: daß ich bey meinem Uebertritt, in der ersten Hitze und Wärme meines Herzens, diejenige bedauert, so mir nicht folgten. Ich habe mit Vergnügen von den Bekehrungsanstalten reden gehört, habe sogar gegen andere Religions-Verwandte, denen ich sonst anhing, Abneigung verspürt.

Und jetzt?

Jetzt hindert mich nichts mehr; mein Glaube, den ich für den wahren halte, nicht mehr, jeden guten Menschen zu lieben.

Die Vernunft siegte bey Ihnen über die Schwärmerey. Sie werden also bey voller Zufriedenheit mit Ihrem Glauben Ihren Gemahl von Herzen lieben können, wenn er auch wieder zur protestantischen Religion zurückgekehrt wäre.

Wie? ist er wieder zurückgekehrt?

Ach, daß er das könnte! und dadurch seine Vernunft wirder erhielt! Er ist ein Kind geworden, welches! mit dem Doctor Luther spielt. Er hat alles aus dem Gedächtniß verlohren, nur die Erinnerungen an die Jugendjahre sind noch lebendig. Da hat sich nun das Bild Luthers in ihm durch einen Zufall wieder aufgestellt, womit er sich als mit einem Ding, so er gleich einem Geheimniß enträthseln mögte, beschäftigt.

Und wann er mit Moses und Mahomet sich glücklich fühlt, so werde ich durch seine Glückseligkeit mit glücklich seyn. Ach! mir ist so angst ihn wiederzufinden! Als ich im Taumel der Freude, die Welt zu sehen,

abreisete, da dachte ich nicht so verändert wiederzukommen. — — —

Es mag genug seyn von Maibachs Gattin und Dr. Herrmanns erster Unterredung. — Sie reiseten weiter nach Haus. Herrmann hatte veranstaltet, daß Maibach in einem Zimmer so im Hinterhaus lag, oder im Garten gehalten würde, damit er nicht gleich die Ankunft seiner Frau erführe. Er fand ihn im Garten, wo er mit einer Gerte in die untern Zweige der Bäume schlug. Einige Minuten ging er mit demselben stillschweigend bis an einen Pavillon, in welchen er ihn führte, und fragte: »hast du keine Nachrichten von dei»ner Frau.«

Du sagtest mir ja, war es heute oder gestern, daß sie kommen würde. Ich habe an sie gedacht, weiß aber auch nicht mehr, wenn.

»Wie, wenn sie nun jetzt käme?»

Das wäre mir recht lieb.

»Wirst du dich freuen oder eeschrecken, wenn sie »jetzt zur Thür hereinkäme?«

Warum sollte ich mich freuen oder erschrecken? ich kenne sie ja. Sie ist meine Frau. Ich kenne sie schon zehn, bis zwanzig, dreyßig Jahren; so lang als ich mich besinnen kann.

Auf ein Zeichen öffnete sich die Thür, und Sophie trat herein. — Willkommen Sophie! rief Maibach wie ein Kind aus, welches einen Gespielen findet. Sophie entsetzte sich über das Zerstörte in ihres Mannes ganzen Wesen, fiel ihm um den Hals, und badete ihn in ihren Thränen. Maibach! Maibach! rief sie aus: mehr durfte sie auf des sorgenden Arztes Bitten nicht sprechen. Als

sie ihn, der sie herzlich aber thränenlos umarmte, wieder gehen ließ, sank sie fast ohnmächtig auf ein Sopha nieder. O! Herrmann! sprach sie, das war ein Schwerd so mir durch die Seele ging.

Das Weitere dieser Scene vermag ich nicht zu beschreiben.

An einem der folgenden Täge kamen mehrere Kinder aus der Familie, die Tante zu besuchen. Sophie unterhielt sich mit den Kleinen, ordnete ihr Spielzeug, half ihnen ihre Häuser bauen, und durchbrochene Bilder aus ihren Stücken wieder zusammenlegen. Herrmann stand mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt, und beobachtete den Mann, der mit unverwandtem Aug dem Spiel der Kinder zusah. Unwillkührlich traten diesem Thränen in die Augen, und rollten über die Wangen. Laßt mich auch mitspielen, fing er an, ich kann auch Häuser bauen, und will die Soldaten helfen aufstellen. Wie wir noch bey der Mutter waren, spielten wir auch, hatten aber ganz andere Spielsachen. Ich hatte eine recht gute Mutter, wir liebten sie alle. Dich Sophie liebe ich auch, laß mich auch mit den Kleinen spielen. — Sophie ging zu Herrmann, mit der Frage in ihrem Gesicht, was er davon denke? Ach! sagte dieser, die Kindheit kehrt ganz zurück, er wird noch tiefer sinken und ganz schwach und kindisch werden.

Maibach lebte noch ein halbes Jahr. Was in diesem kurzen Zeitraum sich zugetragen, werde ich Ihnen nächste Woche berichten.

Hofmaier an von Waldheim.

Zwanzigstes Schreiben.

Maibachs Gattin, ob sie gleich mit Kopf und Herzen sich in den Arm der katholischen Kirche warf, und allda sich so wohl gefiel, daß sie ihren neuen Cultus schwärmerisch liebte, und, wie jene Maria, das beste Theil erwählt zu haben glaubte, wurde durch ihren Gatten, den sie täglich in einem so bejammernswürdigen Zustand erblickte, dermaßen erschüttert und gerührt, daß sie anfing sich einige Gewissensscrupel wegen ihres und ihres Mannes Uebertritts, den sie öfters dazu angefeuert, zu machen.

Was der Umgang mit sehr vernünftigen Männern, und mit den aufgeklärten Geistlichen jener (der reformirten Kirche) in welcher sie geboren und erzogen war; die Rücksicht auf ihre allgemein geachtete Aeltern nicht vermogte, das bewirkte der tägliche Anblick ihres Mannes. Wie? wann wir unrecht gethan hätten? wann die katholische Kirche doch nicht wäre, wofür ich sie hielt? Wann der Wahnsinn meines Mannes ein Beweiß wäre, daß in dieser Kirche bey weitem noch nicht die Vernunft Befriedigung findet als ich glaubte? Wann ich übergetreten wäre, um in einem Wahn zu leben? Wann es Gründe geben sollte, die mich zwingen würden, wieder zurückzukehren? — Diese und andere ähnliche Fragen beunruhigten sie fast täglich.

Zweifel sind warnende Stimmen für die Vernunft, sich auf betretenen Irrwegen wieder zurecht zu finden, zu prüfen und zu untersuchen, welche Ordnung man

im Fortschreiten beobachten müsse, um sich auf den verschlängelten Wegen wieder zurecht zu finden. Maibach betäubte seine Vernunft, indem er ehemals die warnende Stimme des Zweifels für Aufforderungen ansah: durch seinen Verstand dasjenige zur Wahrheit zu erheben, wofür die Vernunft einen entschiedenen Widerwillen bezeigte. Seine Gattin dagegen schwärmte mehr, wie der jugendliche Geist zu schwärmen geneigt ist, ohne die Vernunft zu bekämpfen, welche bey ihr zwar schweigen mußte, aber doch nicht bis zum Verstummen gebracht war. Sie konnte jetzt noch zweifeln, und wenigstens wissen, daß sie sich im Irrgarten befände, aus welchem sie einen Weg suchen müsse; ihr Mann dagegen glaubte stets auf dem rechten Weg zu seyn, und hielt die Verworrenheit für Merkmale verborgener Wahrheiten. Es würde vielleicht keiner großen Kunst bedurft haben, Sophien zum zweytenmal zu einer Renegatin zu machen; und es hat auch wenig gefehlt; so hätte sie bey einem gewissen protestantischen Geistlichen, (der für einen sehr eifrigen Bekenner seines Glaubens bekannt ist, und ein Werkchen, »Unumstößlicher Beweiß: daß nicht mehr »als zwey Sacramente möglich sind;« herausgegeben hat,) Rath für ihre unruhige und oft beängstigte Seele gesucht.

Bey längerer Erwägung hielt sie doch für besser, sich einem Geistlichen ihrer nunmehrigen, als ihrer verlassenen Kirche zu offenbaren. Zu ihrem Glück wendete sie sich in einem Schreiben an den Bischof von K.... welchem sie ihr ganzes Herz mit allen großen und kleinen Zweifeln aufschloß, und um Belehrung, Trost und Beruhigung bat.

Sophiens Brief habe ich nicht erhalten, wohl aber die Antwort des Bischofs, welche ich in Abschrift beylege.

Brief
des Bischofs von K... an Frau von Maibach.

Wie bedaure ich Ihr Schicksal gnädige Frau! Trösten Sie sich, der Herr wird helfen, der Ihnen den bittern Kelch gesendet hat, keinem aber mehr auflegt als er ertragen kann. Murren Sie nicht gegen die göttliche Vorsehung, auch da wo der Schmerz über Ihren Gatten Ihr Herz zerreißt. Die Vernunft lehrt uns, daß wir Gottes Wege und Regierung der ganzen Welt nicht begreifen, und daß daher wir irren, wenn wir in guten Tagen glauben, daß wir blos zur Freude zum Daseyn gerufen worden seyen; und im Leiden die Vorsehung anzuklagen berechtigt sind. — Ihr Schicksal ist hart, ich gestehe es, und leide mit Ihnen; aber kein Schicksal kann so hart seyn, daß es der Mensch nicht sollte durch Hülfe der Vernunft und der Religion ertragen können. Gott schickt uns Freunde so uns durch ihre Theilnahme trösten, und so aufrichten, daß wir gerne dulden. Und sollten diese auch fehlen, so findet der Christ in dem leidenden göttlichen Menschenfreund ein Vorbild, wie man sich über alle Leiden dieser Welt erheben, und in christlicher Geduld und vernünftiger Resignation, zum Vater unser aller beten könne: Vater! nimm den Kelch von mir! doch nicht wie ich will, sondern wie du willst!

Habe ich Ihr Schreiben recht verstanden, so fragen Sie bey mir an: ob Sie mit gutem Gewissen in unsrer

Kirche verbleiben können? Mit Bedauern habe ich aus dieser Stelle Ihres Briefs entnommen, daß auch Religionszweifel Ihre Leiden vermehren. Hätte ich damals schon, als Sie zu uns übertraten, die Ehre gehabt, Sie zu kennen, so würde ich Ihnen eben so abgerathen haben, als ich Sie jetzt herzlich bitte, in unsrer Kirche zu verbleiben. Luther und Calvin sind eben so wenig zu einer höhern Seligkeit von uns ausgetreten, als sie uns auf einem Weg, der nicht dahin führt, zurückgelassen haben. Sie, gnädige Frau, haben Christum den Heiland bekannt und geliebt, als Sie noch Protestantin waren; bey uns haben Sie ihn nicht verläugnet, und ich hoffe man wird Ihnen nichts gelehrt haben, was mit dem Glauben an Christum und seine Lehre nicht in Uebereinstimmung gebracht werden kann. Gott über alles lieben und seinen Nächsten wie sich selbst; darinnen, lehrte Jesus, bestehe das Gesetz und die Propheten. Unterscheiden Sie ja das Göttliche vom Menschlichen in der christlichen Religion, welches bey den Protestanten eben so vermischt ist als bey uns, und Sie werden finden: daß nicht Christus es ist, um dessen willen die Christen ihre Kirche verwechseln. Warum also wollten Sie nicht in unsrer Kirche bis an Ihr seliges Ende verbleiben? Lesen Sie fleißig in den Evangelisten, und machen Sie sich mit Christi Leben und Lehre vertraut, dadurch wird Christi Geist in Ihnen lebendig werden, und Sie in alle Wahrheit leiten. Mit diesem Geist besuchen Sie fleißig die heilige Messe und andere Gottesverehrungen, und Sie werden mit unsrer Kirche zufrieden leben; Sie werden zu der protestantischen Gemeinde, in welcher Sie ehemals Gott dienten, mit lie-

bevollem Herzen an die guten Menschen allda hinüber sehen, und mit sich selbst zufrieden, jene nicht für minder glücklich halten. Erwägen Sie hierbey die eben angeführte Lehre Christi: daß wir unsern Nächsten wie uns selbst lieben sollen. Liebt aber der seinen Nächsten wie sich selbst, der zwar seinen Bruder für einen Jünger Christi erkennt, sich aber doch noch besser dünkt? Darum gnädige Frau bleiben Sie bey uns, und lassen sich nicht gereuen zu uns getreten zu seyn. Daß Ihr Herr Gemahl bey uns so unglücklich geworden, kann für Sie kein Grund seyn wieder äußerlich zu wechseln, und sich Kirchengebräuche zu enthalten, welche ihre Seele eben so wenig verunreinigen als nach Christi Lehre unrein war, mit ungewaschenen Händen zu essen. Machen Sie das Unglück Ihres Gemahls ja nicht zum Maaßstab nach dem Sie den Unterschied der Kirchen und Confessionen abmessen, welche besser sey als die andere? Glauben Sie mir auf mein Wort: welche Kirche, die katholische, oder protestantische, besser sey? muß nach ganz andern Gründen entschieden werden, als dem Glauben an Christum. Hierüber kann ich mich Ihnen nicht näher erklären. Erwägen Sie reiflich meine Ihnen mitgetheilte Ursachen, warum Sie niemals mehr Ihre nun einmal selbstgewählte Kirche verlassen sollen. Haben Sie noch einige Zweifel über diesen oder jenen Gegenstand; oder beunruhigt Sie eine Begebenheit, so schenken Sie mir ferner Ihr Zutrauen, und ich bin gewiß, daß mir gelingen wird: alle Zweifel Ihnen zu heben, und Ihr Gemüth zu beruhigen. — Ich wünsche, Sie etliche Tage lang besprechen zu können. Können Sie so lang von Haus entfernt bleiben, und Ihren

Gemahl bey unserm Freund Hofrath Herrmann allein lassen: so soll ich Sie recht sehr bitten, meine Schwester, die mit Sehnsucht Ihnen entgegeu sieht, zu besuchen. Leben Sie wohl ꝛc.

Dieser Brief, und Herrmanns Erklärungen darüber gaben Sophien zwar ihre Gewissensruhe, aber nicht ihre Geistes- und Seelenruhe wieder. Mit jedem Tag erneuerte sich beym Anblick ihres Mannes ihr Schmerz eben so stark als er am Tag ihrer Ankunft gewesen war. Maibachs Körperschwäche nahm auch eben so zu als die seines Geistes. Sophiens Leiden war fast grenzenlos, und Herrmann mußte alle Kräfte anwenden, um sich in dem ihm jetzt so nöthigen Gleichmuth zu erhalten: Er hatte für seinen Kranken zu sorgen, dessen Gattin zu trösten, sich selbst bey so großem Antheil, den er an beiderseitigem Unglück und Jammer nahm, gegen gewisse Gedanken zu bewahren, so sich ihm aufdrangen wenn er an die unglückselige Bekehrungsgeschichte dachte. Maibach, welcher ganz kindisch geworden war, fing an, als sein Körper der Auflösung näher kam, etwas mehr Besinnungskraft zu bekommen. Sonst saß er dumm und gedankenlos da, jetzt begehrte er wieder und verlangte: daß Jemand mit ihm beten solle. Es war eben der protestantische Oberpfarrer D.....g zum Besuch bey Hermann und Sophien, als er zu beten verlangte. Der würdige Geistliche, auch ein Freund des Bischofs von K...... setzte sich auf Herrmanns und Sophiens Bitten neben den Kranken, und suchte durch verschiedene Fragen und ertheilte Antworten, die Idee an Gott in ihm so viel als möglich aufzuwecken, und das Gefühl der Liebe und anderer moralischen Be-

wegungen der Seele damit zu verbinden. Nach mehreren Bemühungen dieses Geistlichen sagte der Kranke: Ja Gott ist gut! gut! gut! — Sophie nahm seine Hand und küßte sie. Ja, sprach derselbe hierauf, wir wollen beide Gott die Hand küssen, und hielt seine Rechte, in welcher er Sophiens Hand hatte, hoch empor. Hier vernimmt der Allmächtige gewiß mehr als wir verstehen und ahnden können, sagte der Geistliche, indem er aufstand, und (weil er noch Geschäfte hatte) mit herzlichen Tröstungen Abschied nahm.

Herrmann wollte eben ein Heilmittel für den Kranken zurecht machen als er folgendes Billet erhielt.

»Gestern waren die schwarzen Brüder bey dem »Pfarrer beysammen, und ist Rath gepflogen werden, »wie man sich wegen Maibach und seine Frau benehmen solle? Man hat vernommen, daß Maibach sich »dem Tod nähere, und daß seine Frau Gewissensscrupel habe, weßhalb sie wieder reformirt werden dürfte. »Diesem will man zuvorkommen, und zugleich zur allgemeinen Auferbauung den Hofrath zum Himmel vorbereiten, damit man bey seinem Leichenbegängnis viel »Nützliches zu sagen haben möge. Sapienti sat! »Thue nun was du willst.«

A. B.

Herrmann knetete das Billet zusammen und steckte es voll Aerger in die Tasche. Noch am nämlichen Tag kam der Pfarrer, welcher seit Sophiens Ankunft nur ein einziges mal seinen Besuch abgestattet hatte, um sowohl den Kranken zu besuchen, als auch die gnädige Frau zu trösten; er wurde aber nicht zu dem Patienten gelassen, und Sophie, welche ohne des Bischofs Schrei-

ben gewiß würde wieder zu der reformirten Kirche zurückgetreten seyn, empfing ihn sehr kalt, weshalb er sich dann auch nicht lang verweilte: beym Abschied aber sich ausbat: den Kranken zu einer andern Zeit zu besuchen und ihm die heiligen Sacramente reichen zu dürfen. Obgleich Herrmann Willens war und auch schon Sophiens Bewilligung erhalten hatte, weder den Pfarrer noch sonst Jemand vor den Kranken zu lassen: so wurde doch letztere von vielen Seiten zu sehr angegangen ihren Mann mit den Sacramenten versehen zu lassen, daß selbst Herrmann einstimmte, dieses geschehen zu lassen, um kein allzugroßes, zu Nichts dienliches Aufsehen zu erregen.

An einem Morgen als der protestantische Geistliche wieder den Patienten und Sophien besuchte, meldete man den katholischen Pfarrer, nebst noch einem Geistlichen an. Lassen wir sie hereinkommen! sagte Sophie zu Hermann, der mit einem Kopfwinken dem Bedienten ein Zeichen gab, die Herren einzuführen. Maibach saß auf dem Sopha vor einem Tischchen und spielte mit Porcellanfiguren. Der Oberpfarrer wieder neben ihm. Die geistlichen Herrn traten ein, und konnten kaum ihre Höflichkeiten vor Erstaunen anbringen, als sie den Kranken, und neben ihm, den protestantischen Oberpfarrer erblickten. So sehr sie aber auch durch den Anblick des armen Maibachs, der sie wie ein Kind anlächelte, aber weder aufstand noch seine zwey Porcellanpuppen aus den Händen stellte, erschüttert waren; so vermogten sie doch nicht ihre beißende pfäffische Anmerkungen zurückzuhalten. Sie bedauerten die gnädige Frau, ein so großes Unglück an ihrem Herrn erlebt zu haben, priesen des

letztern verlohrne seltene Talente, seine Menschenliebe, daß er sehr viel an den Armen gethan, und eben so viel für die Kirche verwendet habe. Auf sein (des Pfarrers) Bitten, habe er tausend Gulden der Kirche geschenkt, um von den jährlichen Zinsen die heilige Jungfrau in der Kirche zur lieben Frau in würdiger Bekleidung zu erhalten. Es wäre daher ihm unbegreiflich, und lege er die Hand auf den Mund, daß der gute Herr Hofrath so ganz die Vernunft verlohren habe. Der Sohn solle ja nicht tragen die Missethat des Vaters.

Was können Sie denn meinen Schwiegerältern zur Last legen? fragte Sophie.

Gar nichts, versetzte der Pfarrer, gar nichts gnädige Frau! Ich wollte nur damit sagen, daß ich nicht begreifen kann: warum? und weßwegen dem Herrn Hofrath ein so trauriges Loos zu Theil geworden?

Sophie ging zur Thür hinaus und die geistlichen Herrn glaubten nun freyer sprechen zu dürfen. Sie bemerkten: es sey höchst nöthig, für die arme Seele zu sorgen; und müßten gestehen, daß es ihnen an das Herz gegangen, als sie bey Eintritt, Ihre Hochwürden den Herrn Obrrpfarrer mit dem (der Sprechende deutete auf den Kranken) hätten spielen sehen. Man hätte (gegen Herrmann sprechend) sie schon längst sollen rufen lassen. Das ewige Wohl ginge über das Zeitliche. — — —

Als Herrmann sah, daß der Oberpfarrer aufstand, und, weil er ein wenig zu empfindlich berührt ward, sich entfernenen wollte; er selbst auch ein wenig zu direct sich durch die letzten, Vorwürfe enthaltende Aeußerungen angesprochen fand: vermogte er (der ohnehin bey manchen Gelegenheiten sehr reizbar war) nicht län-

ger sich zurückzuhalten, und fuhr von seinem Stuhl auf: »Was sollen diese Anzüglichkeiten bedeuten meine Herrn? »glauben Sie ja nicht, daß weder ich noch dieser Herr »(der Oberpfarrer) bey diesem Patienten an ein Kinder»spiel gedacht haben. Ich, oder Frau von Maibach »würde Sie gewiß haben rufen lassen, wenn Sie un»serm unglücklichen Freund hätten nützlich seyn können..«

Der arme Kranke, der leider keinen Begriff mehr aus dem Angehörten zu entnehmen im Stand war, lachte laut, indem er seine zwey, einen Bauer und einen Hirten vorstellende, Figuren betrachtete. — Die Anwesenden sahen nach dem Kranken, der umherlächelte und einige unzusammenhängende Worte sprach, zuletzt aber seine Reden mit den Worten endigte: »der da ist katholisch, und der da lutherisch.« — — — —

Unser unglücklicher Freund, hochwürdiger Herr! klagt den vor Gott an, so ein Mitschuldiger seines Unglücks ist, fuhr Herrmann fort, worauf der Pfarrer versetzte: auch ich klage ihn an. — Herrmann war, wie von einer fürchterlichen Erscheinung erschreckt. Er fuhr zusammen, und sprach alsdann in vollem Affect weiter. »Seht diesen bejammernswürdigen Menschen »Ihr Herrn! Krampft nicht Ihr ganzes Inwendige »bey diesem Anblick zusammen. Hier sehen Sie ein »trauriges Beyspiel, welche Verwüstungen die Bekehrer »zum allein seligmachenden Glauben zuweilen bey diesem »oder jenem Menschen, anrichten. Ich weiß alles was »vorgefallen ist. Sie, Herr Pfarrer, Gott verzeihe es »Ihnen! haben einen großen Theil dieser Missethat zu »tragen.«

Ich? frug der Pfarrer mit einem Ton, der Troz und Verlegenheit deutlich verrieth.

»Ja Sie,« fuhr Herrmann fort, »ja Sie! Sie! »— oder getrauen Sie sich hier vor diesem Jammer »der Menschheit, vor dem Angesicht des allgegenwärti»gen Gottes, zu betheuern, daß Sie gar nichts zum »Uebergang des Hofraths in unsere Kirche beygetragen »haben? daß Sie nicht glauben, Ihre Bekehrung habe »mit Schuld an dieser traurigen Veränderung? daß »Sie, so gewiß als Gott ist, sich überzeugt hielten, »die katholische Religion sey die allein seligmachende? »daß Sie ohne leidenschaftliche Gesinnungen gegen die »Protestanten, blos aus vermeinter Menschenliebe den »Hofrath zum Katholischwerden verleitet? daß Sie »wirklich von der Lehre, welche Sie zuweilen predi»gen, überzeugt sind: es sey Christi, des göttlichen Er»lösers Lehre, der uns von der Todes- und Teufels»furcht befreyt hat? getrauen Sie sich, nur vor uns »beiden, mir und dem Herrn Oberpfarrer, zu sagen: »Ja! so wahr mir Gott helfe!«

Die beiden Clerici erblaßten, faßten sich aber wieder zusammen, und wollten in einem herrischen Ton, von Genugthuung, von Klage bey dem Fürsten sprechen.

Das können Sie thun, wie es Ihnen beliebt: damit Sie aber doch wissen was Sie aus mir gemacht haben, so erkläre ich Ihnen: daß ich von diesem Augenblick an Protestant, und zwar von der reformirten Confession bin. Ich werde Ihnen (zu dem Oberpfarrer) mein Glaubensbekenntniß zuschicken, und wie es in Ihrer Kirche gebräuchlich ist, öffentlich ablegen, wann Sie mich bey meinem Glauben, von Gott und der Lehre

Jesu Christi, für ein Mitglied Ihrer Kirche erkennen dürfen.

Jesus! Maria! und alle Heilige! schrien beide Clerici laut auf, und suchten nun den Eifer und die Hitze Herrmanns (der sich das Gesicht abtrocknete) zu besänftigen. — Herrmann war wieder ruhiger, und wieß mit solchem Anstand diese Herrn mit ihren weiteren zudringlichen Anträgen und Entschuldigungen ihres etwa zu großen Amtseifers, von sich zurück, daß keiner mehr einen Faden finden konnte, um ein Gespräch fortzusetzen. Sie traten also in schönster Ordnung ihren Rückzug an, und ließen ihre schönsten Empfehlungen an die gnädige Frau zurück.

Sophie hatte das Zimmer theils wegen den unanständigen Aeußerungen des Pfarrers, theils auch weil sie eine Freundin im Wochenbett besuchen wollte, verlassen; und da diese Unterredung in einem auf den Garten stoßenden Zimmer, etwas entfernt von der Gesindstube, vorgefallen, so erfuhr die ohnedies bekümmerte Gattin nichts davon; welches auch Herrmann noch eine Zeitlang ihr verborgen zu bleiben wünschte. Er bat deshalb den Oberpfarrer, seinen Entschluß zur reformirten Kirche überzugehen, noch eine Zeitlang als ein Geheimniß bey sich zu behalten.

Ich nehme Ihre Erklärung, ein Mitglied meiner Kirche zu werden, noch nicht an, erwiederte der Oberpfarrer, und stellte Herrmann dabey vor: daß ein solcher Entschluß eben so wenig im Affect geschehen dürfe, als daß Jemand wie der unglückliche Maibach dazu überredet, verführt, oder gar überlistet, werden dürfe. Herrmann versprach den Oberprediger hierüber zufrie-

den zu stellen, wann er ihm sein Glaubensbekenntniß, und die Geschichte seiner Ueberzeugung davon, mittheilen werde.

Hofmaier an von Waldheim.

Ein und zwanzigstes Schreiben.

Herrmanns Entschluß, sich öffentlich zur protestantischen Kirche zu bekennen, so sehr er ihn auch noch zur Zeit zu verheimlichen suchte, wurde durch Herrn Florian zu sehr bekannt, als daß er nicht selbst davon hätte sollen reden hören. Dieses bewog ihn an den würdigen Bischof v. K.... zu schreiben, und ihm diesen seinen Entschluß selbst zu offenbaren, um den edlen Mann, vor welchem er kein Geheimniß hatte, durch Verheimlichung seines Vorhabens nicht zu beleidigen.

Von diesem würdigen, gelehrten, wahrhaft frommen Bischof habe ich Ihnen schon einiges geschrieben, woraus Sie schon abnehmen können, daß er unter die Socraten unsers Zeitalters gehört. Es wäre zu wünschen, daß seine Meinungen und Handlungen gesammelt würden, um der Welt ein Muster und Vorbild für alle Cleriker der Christenheit zu geben. In W. wo alle 3 im Instrumento pacis osnabrugensis einander gleichgestellte Religions-Partheien zusammen wohnen, ist er von allen Protestanten daselbst auf das höchste geschätzt und geliebt. Besonders war er von jetzt verstorbenen lutherischen und reformirten Superintendenten

Teufert und Ewald verehrt. An seinem 50sten Geburtstag machten ihm diese beiden Geistlichen aus eigenem Antrieb einen Besuch. Der Geist des Friedens und der Eintracht, so auf diesem achtungswürdigen Kleeblatt schwebte, gab Gelegenheit über die Vereinigung der verschiedenen Confessionen zu sprechen. Die beiden protestantischen Geistlichen sprachen ihre Wünsche mit allem Nachdruck und Wärme aus, ohne jedoch, (wozu auch die Zeit mangelte) über die Art und Weise: wie die Vereinigung der Kirchen geschehen könnte? sich zu äußern. »Wie sehr wünschte ich,« sagte der Bischof, »daß Sie von Herzen hochgeschätzte Herrn! ein »Mittel angeben könnten, wie man den höchst fatalen »Unterschied der christlichen Religionen auf einmal auf»zuheben vermögte! Allein dieses ist wohl nicht mög»lich; denn dazu gehört Zeit, und der Mensch kann »nicht in einem Tag zur Reife bringen, wozu die Na»tur Monate und Jahre bedarf. Meine Kirche wird »nicht das geringste nachgeben, wo sie schon auf alle »willkührliche Deutung eines Dogma Verzicht geleistet »hat; sie wird keine Ceremonie, keinen Cultum ver»ändern wollen, von dem sie die Gemeinde lehret: daß »Gott, oder Christus, oder die Apostel, oder die allge»meine Consilien also zu thun und zu handeln vorge»schrieben haben. Bey uns haben gewisse Formalitäten »eine Heiligkeit, welche kein Mensch antasten darf. »Die Protestanten scheinen mir dagegen eine, ihnen »selbst nachtheilige allzugroße Nachgiebigkeit zu besitzen. »Bey uns getraut sich Niemand Etwas abzuändern, »und bey Ihnen will Jedermann abändern; welches »beides gleich schädlich ist. Und doch müßte man von

»beiden Seiten nachgeben, wenn eine Vereinigung zu »Stand kommen sollte. Ich kann deshalb an die Mög»lichkeit einer Kirchenvereinigung unter den gegenwärti»gen Umständen, die so bald nicht anders seyn werden, »nicht glauben. Jedoch was heute noch nicht möglich, kann »in Jahresfrist wirklich werden, wann der Geist der »Lehre Jesu Christi in allen Kirchen deutlicher und be»kannter werden wird. Wir drey, und mit uns alle »Lehrer bey unsern Kirchen können deshalb nichts bes»seres und heilsameres thun: als durch unsre Dogmen, »Cermeonien und Gebräuchen die Glieder unsrer Kir»chen auf den wahren Sinn und Geist der Lehre Christi »hinzuweisen, ohne diese Dogmen und Ceremonien zu »schnell zu modificiren und abzuändern, wodurch die »Gemeinden offenbar irre gemacht werden würden, und »eine Art Unglauben entstehen müßte. Es ist wohl »nichts gewisser, als daß alle Völker, wenn sie von »ihrem höchsten Gott sprechen, ein und eben dasselbe »höchste Wesen verehren, welches Himmel und Erde er»schaffen hat. Wenn man aber allen Völkern gebieten »wollte: ihren besondern vermeinten wahren Gott auf»zugeben, und dafür eine Gottheit anzunehmen, wor»über gleichsam alle Völker auf Erden mit einander »übereingekommen seyen: so würden gewiß alle Völker »die allgemeine Gottheit für einen conventionellen Wahn »halten, und zu ihrem Nationalgott zurückkehren, und »desto fester auf ihrem Cultus verharren. Der Ver»nunftglaube braucht Zeit, wann er reifen soll; und »selbst der Einzelne verliert an seiner wahren Beruhi»gung, wenn er die Vernunft zu einem Molog macht, »dem er seine Religion aufopfert, indem er die Dogmen

»seiner Kirche und deren Cultum, als eine so gleich-
»gültige Sache betrachtet, daß er glaubt, abergläubisch
»zu seyn, wann er sie nicht öffentlich bestreitet, lächer-
»lich macht und sich über allen Cultum hinaussetzt.
»Viele nennen allen äußern Cultum, alle sacra ex-
»terna, alle besondere, jeder Kirche eigene Dogmata,
»Menschenwerk, und glauben nun die Sacra interna
»zu purificiren, den Vernunft-Glauben mehr mit der
»Religion zu vereinigen; wenn sie alle Externa, alle
»Dogmen und Traditionen geradehin verwürfen. Ich
»denke nicht so, meine werthgeschätzten Freunde! Jeder
»Mensch, der wirklich Bedürfniß für Religion und Mo-
»ralität hat; dem der Glaube an Gott für seine Ver-
»nunft und Menschenliebe, für seine practische Tugen-
»den nothwendig ist; hat sich, seinen Verstand, seine
»Vernunft, sein Herz zwar so gebildet, daß er das
»Zufällige seiner Religion, von dem Nothwendigen,
»was die Vernunft von jeder Religion erwartet und be-
»gehrt, zu unterscheiden weiß: allein das Zufällige,
»das Aeußere, das Ceremoniel seines Cultus, ist ihm
»durch die Gewohnheit zur andern Natur gleichsam ge-
»worden; er glaubt nirgends andächtiger als in seiner
»Kirche beten zu können, so wie mancher Mensch nir-
»gends besser seine Gedanken zu einer Arbeit sammeln
»kann, als wenn er in seinem kleinen Arbeitsstübchen
»sitzt, und eine Pfeife Tabak, oder sonst Etwas im
»Mund hat. Die Vernnuft, welche sich entwickelt hat,
»gefällt sich selbst am besten, wann sie die Gegenstände
»wieder findet, bey welchen sie sich entwickelt hat, und
»welche zugleich Gegenstände ihrer Prüfung, ihrer Läu-

»terung gewesen sind. Darum gefalle ich mir am besten »als Katholik. Sie, verehrteste Herrn! ich hoffe es, »werden sich eben so als Protestanten am besten gefal»len. Und eben darum schätze ich Sie so hoch, und »hoffe, daß Sie mich Ihrer Freundschaft und Liebe »nicht unwürdig finden werden.« Hier faßte der ehrwürdige Bischof die Hände beider Geistlichen und fuhr fort: »Ich lese in Ihrem Angesicht, meine Freunde! »daß wir einander verstehen; fühle in Ihrem Hände»druck, daß Sie mich lieben, und darum ist jetzt unter »uns dreyen der Katholik mit dem Protestanten verei»nigt. Diese Vereinignng auf unsre Brüder zu ver»breiten, auf unsre Nachkommenschaft fortzupflanzen, »soll unser Bestreben seyn. Und dieses kann nicht an»ders geschehen, als wann wir dahin arbeiten: daß die »Scheidewand von selbst allmählich verschwindet. Nur »niederreißen wollen wir sie nicht, so daß der Schutt »das Feld bedeckt, auf welchem die Nachkommenschaft »sich zu einem gemeinschaftlichen Tempelbau für einen »vernünftigen Gottesdienst, wie Paulus in seinem Send»schreiben an die Römer sich ausdrückt, zusammen fin»den soll.«

Es ist wohl nicht nöthig, mehr von dem edlen, aufgeklärten, wahrhaft frommen und doch vom Vorurtheil einer allein seligmachenden Kirche entfernten Mann zu sagen, um die Ursachen anzugeben, so den Hofrath Herrmann bewogen, demselben seinen Uebertritt zur protestantischen Kirche bekannt zu machen. Was Herrmann seinem eben so hochgeschätzten und hochverehrten,

als innigst geliebten Freund geschrieben, läßt sich aus dem Antwortschreiben des Bischofs abnehmen. Folgendes ist ein Auszug des bischöflichen Briefs.

»Also scheiden wollen Sie von ihrer Kirche, in »welcher Sie geboren und erzogen worden sind? Es »thut mir leid, einen Mann, wie Sie, nicht mehr un»ter meiner Gemeinde zu wissen; aber auch für Sie ist »es mir leid, daß mein so herzlich geliebter Freund sich »übereilt hat. Sie kennen mich, wie sehr ich allen »Religionsveränderungen gram bin, daß es mit zu der »Ruhe meines Gewissens gehört, weder einem Glied »meiner Kirche Ursache gegeben zu haben, den katholischen »Gottesdienst zu verlassen, noch einen Protestanten be»wogen zu haben, zu meiner Kirche überzutretten: und »Sie müssen mir ein Beyspiel geben, daß auch der auf»geklärte und vernünftige Mann durch Leidenschaft und »Uebereilung eben so bethört werden kann, als der »Schwache und Abergläubige durch Wahn! Daß Sie »für sich selbst kein besserer Christ in der protestantischen »Kirche seyn werden, als Sie in der katholischen gewe»sen sind, davon bin ich überzeugt: warum also dorthin »übergehen? Weil Ihr unglücklicher, aber geistesschwache »Freund von Maibach durch einige Schandflecke meiner »Kirche verführt worden, und nicht Vernunft und Gei»stesstärke genug gehabt hat, zu widerstehen? Ist dieses »ein Grund? Zwar kann ich Ihren Unwillen gegen den »Pfarrer Seebach (welchem ich, was mir mein Gewis»sen zur Pflicht macht, schreiben werde,) und die Flo»riane, nicht tadeln; auch habe ich gefühlt, was Sie

»bey dem Anblick Ihres wahnsinnigen Freundes mögen »empfunden haben; allein auch dieses Alles hätte Sie »nicht zu einem so raschen und unüberlegten Schritt be»wegen sollen. Wird es nun besser, weil Sie schlechten »Menschen durch Ihren Uebertritt, Ihren Unwillen, »Ihre Verachtung gezeigt haben? Glauben Sie, daß »diese dadurch beschämt worden seyen? Keineswegs! »ich kenne leider diese Art Menschen zu gut, als daß ich »glauben könnte, daß einer von Jenen sich ein Gewissen »machen werde, einen Menschen unglücklich zu machen, »wann er dabey im Wahn steht, durch Bekehrung oder »Vermehrung der Gemeinde, eine Christenpflicht erfüllt »zu haben. Sie können mir den Greuel einer sogenann»ten Bekehrung, wie die Ihres Freundes, nicht genug »schildern. Ich will auch noch zugeben, daß die Ver»führer Maibachs, und alle, so ihnen gleichen, ein »wahrer Schandfleck der Kirche sind, welche mir so theuer »ist, und in welcher ich zum ewigen seligen Erwachen »vielleicht bald einschlafen werde; so frage ich Sie: was »haben Sie Gutes gethan, daß Sie sich von der ka»tholischen Kirche getrennt haben? — Wollen Sie die »in Ihrem Freund beleidigte Menschheit rächen? Rache »sey ferne von Ihnen! Wollen Sie als Protestant die »bösen Menschen meiner Kirche, zum warnenden Bey»spiel, durch öffentliche Bekanntmachung an den Pran»ger stellen? da hätten Sie auch als Katholik thun »können, obgleich diese meinen Beyfall nicht gehabt »haben würde, weil dadurch viele Protestanten meine »Kirche verachten gelernt hätten, und viele Katholiken »dadurch würden empört worden seyn. Ich mag Ihren

»Schritt beurtheilen wie ich will, so finde ich keinen »hinlänglichen Grund zu Ihrer Entschuldigung. Haupt»sächlich aber thut Ihr Vorhaben meinem Herzen wehe, »weil meine Kirche nun ein Mitglied weniger hat, wel»ches dem Bösen, so Sie daraus gescheucht hat, durch »Verbreitung vernünftiger und wahrhaft christlicher Ge»sinnungen, entgegen arbeiten könnte. Als Katholik »hätten Sie mehr Gutes bewirken können, als Sie nun »in einer neuen Kirche vermögen. Was Sie Gutes »thun werden, wird man als einen heiligen Eifer eines »Apostaten auslegen, weil wenige Sie so kennen wie »Ich. — Doch ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, »welche Sie besorgen lassen könnten, als ob ich meinen »guten, edlen Freund nur als Katholik geliebt hätte, »und ihn jetzt nicht mehr lieben könnte. Ich versichere »Sie im Gegentheil meiner fortdauernden Freundschaft »und Liebe. Zum Beschluß noch ein wichtiges Wort. »In Ihrem Schreiben bedienten Sie sich der Worte: »Ich habe die katholische Kirche verlassen, »um mit den S..., F...., R...., D... und »Consorten in keinem Berührungspunkt »mehr zu stehen; aber wäre ich Protestant »gewesen, so würde ich katholisch geworden »seyn, wann dieses das Mittel gewesen »wäre, von Ihnen (als mir) und den vor»trefflichen Menschen, so Ihnen gleichen, »erkannt, und Ihre Liebe würdig befun»den zu werden.« — »Sollte, was ich jedoch nicht »glauben kann, ohne Ihren Uebertritt für Etwas mehr »als eine Uebereilung zu halten, ich, und meine Freund-

»schaft zu Ihnen, für Sie ein Verführer von der »Kirche, zu der Kirche seyn, oder seyn können: so »bitte ich Sie um unsrer Freundschaft willen, ja nicht »wieder zurückzutreten, nachdem Sie sich schon für die pro- »testantische Kirche erklärt haben; sondern als ein Mann »nicht allein Vernunft, sondern auch Character zu be- »haupten. Mein Herz schlägt jetzt noch eben so warm »für Sie als vorher. Ich habe Sie als Katholik ge- »liebt, und liebe Sie eben so als Protestant, weil ich »die Uebereilung eines feuerigen noch jungen Mannes »vergessen kann: aber wieder mit dem symbolischen Kreuz »meiner Kirche würde ich mich von Ihnen zurückgesto- »ßen fühlen. — Und hiermit sey zwischen uns, unserm »Herzen und Geist alles beseitigt, was uns hindern »könnte einander so nahe zu bleiben als wir gewesen. »Darum besuchen Sie bald Ihren wahren Freund, der »Ihnen Freundschaft und Liebe verdanken wird, wenn »ihn der Allmächtige zur Rechenschaft wegen der Befol- »gung der durch unsern Heiland Jesus Christus mir auf- »erlegten Pflichten, aus diesem Zeitlichen in ein ewiges »Leben abrufen wird.«

Herrmann erhielt dieses Schreiben an Maibachs Krankenbett, als eben wieder der reformirte Oberpfarrer zugegen war. Der Kranke verlangte öfters, daß man mit ihm beten mögte! und da er durch alles was eine hier und da noch vorhandene Idee von seinem Katholi- cismo beunruhigt ward, und alsdann in eine größere Bewußtlosigkeit zurückfiel, so bat Herrmann den Ober- pfarrer, seinen Patienten zuweilen zu besuchen und ihn

in diejenige Seelenruhe versetzen zu helfen, welche er durch sein Verlangen mit ihm zu beten, suchte. — Herrmann war äußerst bewegt als er den Brief des Bischofs durchgelesen hatte, und konnte, was in ihm vorging, vor dem Oberpfarrer nicht verbergen. — Da lesen Sie, sagte er zu demselben, indem er ihm den Brief darreichte, was der Bischof von K.... mir wegen meines Uebertritts zu Ihrer Kirche schreibt. — Nun was denken Sie? —

Ein vortrefflicher Mann der Bischof! antwortete der Oberpfarrer, ein Mann, würdig ein Bischof zu seyn. Er ist auch von allen guten und aufgeklärten Menschen hochgeachtet. Ihnen muß er als Freund doppelt schätzbar seyn.

»O! ich liebe mein Leben nicht so sehr als ihn.«

Darum sollten Sie sein geistvolles und herzliches Schreiben wohl erwägen. Daß Sie Protestant werden wollen, ist mir noch nicht über die Lippen gekommen. Der Bischof kann es also nur durch die Plaudereyen des Florian und seiner Gesellen erfahren haben; und was Sie ihm geschrieben haben, wird zwischen Ihnen und ihm ein Geheimniß bleiben. Sie haben daher noch Freyheit und Gelegenheit in Ihrer bisherigen Kirche zu bleiben, denn man wird Ihre gegen Florian gemachte Erklärung für einen Ausdruck Ihrer Indignation gegen Jene auslegen.

Nein lieber Herr Oberpfarrer! versetzte Herrmann, Nein, mein Entschluß stehet fest, war schon fest, als

ich mich, wann gleich noch so schnell entschloß; und des Bischofs Brief machte ihn mir unwiderruflich. Blos der Frau von Maibach halben, um diese nicht noch mehr zu beunruhigen, erkläre ich mich noch nicht öffentlich, bis der letzte Sturm, der bevorsteht, (auf den Kranken deutend) vorüber ist. Ich befürchte ihn bald.

Nach etlichen Tagen erfolgte, was der erfahrne Arzt voraussagte. Maibach ward von Tag zu Tag schwächer, bis am 4ten Tag Abends bey einem Schlagfluß aus Schwäche, der Tod, fast eben so wie ehemals Mendelsohn, ihn auf dem Sopha sitzend, sanft in die Arme nahm. Wenige Minuten vor seinem Ende fragte er nach seiner Frau, und sprach das Wenige, was seine Schwäche ihm erlaubte, ganz zusammenhängend. Frau v. Maibach war in einem andern Zimmer bettlägrig, und fiel in eine Ohnmacht als sie ihres Mannes Tod vernahm. Tags vorher schon wollten der Pfarrer Seebach und noch ein Geistlicher den Kranken besuchen, aber Herrmann litt nicht, daß sie in das Krankenzimmer gingen. Es kam zwischen ihnen und Herrmann zu sehr nachdrücklichen Erklärungen. Als Maibach verscheiden wollte, und noch ein wenig röchelte, meldete der Bediente den Pfarrer Seebach wieder, welcher den gnädigen Herrn zu besuchen, sich nicht wolle wehren lassen. Herrmann ließ ihn in ein anderes Zimmer führen und allda warten, bis Maibach verschieden war. Jetzt ließ er ihn rufen, und nahm ihn, so wie er hereintrat, bey der Hand und führte ihn zur Leiche. Hier liegt Maibach, machen Sie jetzt mit ihm was Sie wollen. Beten Sie

für seine arme Seele, wann Sie glauben, solches zu vermögen; aber denken Sie auch, daß der, zu dem Sie beten, ein Herzenskundiger ist, der weiß, wie viel Maibachs Seele auf Ihrem Gewissen lastet. Nun beten Sie! geben Sie ihm noch das heilige Oel! denn noch ist das Leben nicht ganz gewichen, der Körper ist noch warm.

Pfarrer Seebach ward erschüttert, sein Gewissen erwachte, ihm ward alles was er an des jetzt Verschiedenen Vernunft durch den Mißbrauch der Religion, halb aus Aberglauben, halb aus geistlichem Trieb zu herrschen, verschuldet hatte, gegenwärtig. Er faltete die niedergesenkten Hände mit einem anklagenden Blick zum Himmel zusammen, und sagte zu Herrmann: Spotten Sie nicht liebster Herr Hofrath! — In meinem Leben werde ich keinen Menschen mehr, er sey alt oder jung, für meine Kirche durch Ueberredung zu gewinnen suchen. — Er bat sodann um Bewilligung die Frau von Maibach zu besuchen, weil er doch im Haus wäre. Herrmann gestattete es ihm, erinnerte ihn aber dabey, seines eben gethanen Versprechens nach dessen größten Umfang eingedenk zu seyn.

Die betrübte gramvolle Wittwe ward nach einem langwierigen Krankenlager zwar wieder gesund, aber ihr Frohsinn war dahin. Sie schwebte zwischen beiden Kirchen, zwischen der, aus welcher sie mit ihrem noch am Geist ungestörten Mann getreten, und der, in welcher er mit Verlust seines Verstandes und seiner Ver-

nunft gestorben. In der Stadt, wo sie wohnte, in dem Haus, wo ihr Mann gestorben, wollte sie nicht bleiben. Wohin soll ich gehen? fragte sie Herrmann. Zu Protestanten, meinen Verwandten kann ich nicht gehen, ich würde nicht glauben können, daß sie noch ein wenig Herz zu mir hätten. Zu Katholiken mag ich auch nicht, denn ich würde täglich zu traurige Erinnerungen haben. Wohin also? Rathen Sie mir Herrmann! sprach sie mit thränenden Augen, indem sie ihren Kopf auf dessen Schulter legte.

Wohin? antwortete Herrmann, und umfaßte sie mit dem Arm wo sie auf seine Schulter sich stützte: Wohin? Zum Bischof von K.... — Morgen reisen wir zu ihm.

Nachschrift des Herausgebers.

Dieses wäre nun die Geschichte des Hofraths von Maibach Religionswechsel, so wie sie mir von meinem verehrten Freund mitgetheilt worden ist. Mir schien dieser Vorfall zu merkwürdig als daß ich mir hätte untersagen können, sie dem Publiko mitzutheilen. Nach Maibachs Tod, welcher nebst Herrmanns Uebertritt zur protestantischen Kirche große Sensation erregte, ward man auf allerley Dinge und Begebenheiten aufmerksam, und machte Entdeckungen, welche sonst wegen Mangel an Aufmerksamkeit würden übersehen worden seyn. Hiervon, und von dem was ich sonst noch von Maibachs Leben, wobey Herr Sabellino näher bekannt werden wird, erfahren werde, soll das Publikum noch benachrichtigt werden, falls sich zeigen sollte: daß diese Bruchstücke Neugierde genug erregen, um noch mehr davon zu lesen.

Ein besonderer Streit entstand über die Frage: ob Maibachs Uebertritt zur katholischen Kirche die Ursache seiner Verrückung gewesen? oder: ob er nicht auch ohne seine Religionsänderung, als ein treuer Anhänger und Bekenner der Augsburgischen Confession verrückt und wahnsinnig geworden wäre? Bey diesem Disput warf Jemand die weitere Frage auf: ob nicht jeder Religionswechsel eine gewisse Verschrobenheit des Gemüths voraussetze? welche einige lebhaft bejaheten, andere mach-

ten Distinktionen, und zwey waren der besondern Meinung: daß zwar nicht jeder Religionswechsel von einer Verwirrung in der Seele zeuge, doch aber lasse der Uebertritt eines Protestanten zum Katholicismus eine Verrückung vermuthen. Hierüber nun noch ein Paar Worte zum Abschied an meine Leser.

Was Maibach anbetrift, so war er gegen andere Menschen gehalten, eine Mißgeburt, eine Deformität, welche die Natur zuweilen sowohl bey dem körperlichen als geistigen Bau des Menschen hervorbringt; bey welchem aber doch, nach Kants Bemerkung, das Ganze zu einem System geordnet ist, indem die Natur auch sogar in die Unvernunft ein Princip zu bringen strebt, damit das Vermögen zu denken, wenn gleich nicht objectiv zur wahren Erkenntniß der Dinge, sondern blos subjectiv zum Behuf des thierischen Lebens nicht unbeschaftigt bliebe. Alle Mißgeburten, sagt Treviranus, a) sind im Innern so zweckmäßig organisirt, wie es der Grad der Deformität zuläßt, bey allen zeigt sich ein Bestreben der bildenden Kräfte, auch unter den ungünstigsten Umständen einen möglichst vollständigen Organismum hervorzubringen. — Sich selbst überlassen, hätte deshalb Maibach, zumal bey seiner großen Verehrung Luthers, gewiß keinen Bestimmungsgrund in sich gefunden, die protestantische Kirche zu verlassen, und da beschriebener Maaßen sein Uebertritt ein erschütternder Stoß für seinen schwächlichen Geist gewesen, so wäre er vielleicht nie wahnsinnig geworden, wenn der Pastor Seebach und andere Gehülfen nicht gewesen wären. Man kann also

a) In seiner Biologie Theil 3 Seite 453.

gar wohl von Maibach sagen, daß er durch sein Katholischwerden verrückt, und ein trauriges Opfer der Propaganda geworden.

Hieraus folgt nun aber nicht: daß alle, so von der protestantischen zur katholischen Kirche übergehen, verrückt seyn müssen, denn es giebt Fälle, wo der Uebergehende zur katholischen Kirche gar wohl weiß was er thut, und sich bey ganz guter Vernunft befindet. Außerdem bildet die katholische Kirche auch keine Nation von Geisteskranken, welches bey keinem Cultus, so viel auch die Vernunft dagegen einzuwenden haben mögte, der Fall ist und seyn kann. Vortreffliche, der katholischen Kirche angehörige Männer habe ich nicht allein in meiner Vaterstadt, und zwar auch aus dem Clero, mit welchem ich durch Berufsgeschäft in Verbindung stehe, sondern auch außer derselben gefunden. In A......g, einer ganz katholischen Stadt, lernte ich Männer kennen, deren Freundschaft mir theuer ist, und in deren Gesellschaft ich Täge verlebt habe, so ich mit unter die schönsten meines Lebens rechne. Und welche große Gelehrte, welche Genies erster Größe sind nicht in der katholischen Kirche, welcher sie lebenslänglich treu verblieben, gebohren worden.

Diesem allem ohngeachtet aber kann ich nicht umhin, Jenen beyzupflichten, welchen der Uebergang eines Protestanten zum Catholicismus eine so sehr bedenkliche Handlung zu seyn schien. Ueberhaupt verräth der Übertritt zu einem andern Cultus schon Etwas besonderes, welches allen Menschen so sich des Sensus communis erfreuen, verdächtig vorkommen muß. Besonders aber ist, wie mir scheint, für die Vernunft desjenigen zu fürchten, der in unserm lieben Deutschland, und an-

dern unter einer liberalen Regierung blühenden benachbarten Staaten, im 19ten Jahrhundert sich aus einem Protestanten in einen Katholiken metamorphosiren läßt. Das Folgende wird dieses scheinbare Paradoxon auflösen und erklären.

Der wahre und wichtige Unterscheidungs-Character des Catholicismus und Protestantismus ist: daß jener unbedingten Glauben gebietet und der Vernunft Schweigen auferlegt; dieser aber die Vernunft (welche prüft, was zu glauben möglich oder unmöglich? nützlich oder schädlich sey?) zum subjectiven Hauptgrund alles Wissens, Glaubens und Hoffens annimmt und behauptet. Alle Schriftsteller, welche der Propaganda zu Ehren, oder zu Gefallen für die Verbreitung des Catholicismus, durch Unterdrückung des Protestantismus und Verminderung der Protestanten geschrieben haben, setzen dem katholischen Glauben auf Befehl der Kirche, die protestantische Vernunft entgegen, als welche letztere unter den Gehorsam des Glaubens gebracht werden müsse, wann die christliche Religion auf dieser Erde aufrecht erhalten werden solle. Zu diesen Scribenten gehört auch wie bekannt der Verfasser von Theoduls Gastmal, welches Pastor Seebach zum Grund seiner Vorlesungen legte, wodurch von Maibach und seine Gattin für die allein seligmachende Kirche gewonnen wurden, gelegt hatte. Herr St.... welcher für den Autor dieses, die Freyheit der Vernunft bestreitenden, und deßwegen nichtswürdigen Machwerks gehalten wird, läßt durch seinen Abt Odylo aus Schriften einiger Protestanten und Philosophen die gänzliche Zerstörung des Christenthums mit wahrhaft pfäffischer Dialectik ableiten. Als darauf ein

anderer Gast den Protestantismum eine Religion nannte, deren Wesen es sey, immer aufgeklärter und vollkommener zu werden, suchte Odylo den Schluß daraus zu ziehen: daß das höchste Ziel des Perfectibilismus der Atheismus sey. An einer andern Stelle nennet er Philosophie und Vernunft, welche letztere die Protestanten zur höchsten Schiedsrichterin erhoben hätten, einen launigten, nach bloßer Willkühr handelnden, immer wechselnden Despoten. So wie nun Herr St.... und andere Propagandisten die Vernunft zum Schweigen zu bringen suchen, wann sie den Protestanten beweisen wollen: daß vor sie kein anderes Heil sey als katholisch zu werden, falls sie nicht Naturalisten und Atheisten werden wollen; eben so sind alle sonstige Vertheidiger und Prediger des Catholicismus, und vorzüglich diejenige, so den Protestantismum mit dem Catholicismo verwechselt haben, die heftigsten Gegner der Vernunft; gleichsam als ob die Vernunft jenem Baum der Erkenntniß ähnlich sey, dessen Früchte man nicht anders als mit Gefahr des Verlustes der Seligkeit genießen könne. Ein öffentliches und auffallendes Bekenntniß des Abscheues gegen den Protestantismum, gegen Vernunft und Philosophie hat der als Dichter und geistvoller Schriftsteller berühmte Graf Leopold von Stollberg in einem Schreiben b) an den Tag gelegt, allwo er sich also ausdrückte: né protestant je voyois avec peine le protestantisme s'ecrouler sans choquer, en suivant sa propre pente, par un germe de cor-

b) Siehe: die neue Berliner Monatschrift 7ter Band 1802, Febr. No. 5 und das daselbst angeführte Erlangische Intelligenzblatt vom Jahr 1801 No. 21.

ruption qui lui est propre. Son nom même de protestantisme annonce un esprit inquièt, turbulent, qui tourne ses armes contre soi-même, se dépouillant des vérités augustes, qu'on y avoit encore respectées, les changeant contre les doutes, et bientôt se voit menacé de finir par le grand pas d'athëisme, dont Kant est devenu un ministre adroit. — — Man wird wirklich in einen Zustand der Bezauberung auf etliche Augenblicke gesetzt, wenn man so Etwas von einem gebohrnen, und durch Wissenschaften gebildeten Protestanten lieset, weil man fast seinen Sinnen nicht trauen mag, ob wirklich also geschrieben stehe als man zu lesen glaubt, und wirklich lieset. Indessen aber lehret die Erfahrung, daß dieses die Sprache beynah aller, so zum Catholicismum übergetreten, sey; und daß also alle ihrer Kirche untreu gewordene Protestanten, auch Verläumder und Verfolger der Vernunft werden. Man wird daher (in der Regel) keinen vom Protestantismo Abgefallenen finden, der, wenn man ihn um eine vernünftige Ursache seines Abfalls fragt, eine andere anzugeben vermögend seyn wird, als; »ich habe die Vernunft verlassen, weil es mir bes»ser dünkte, keine zu haben.«

Mehr brauche ich nicht zu sagen, um zu beweisen: daß der Catholicismus und Protestantismus einen Kampf der freyen Vernunft gegen den unbedingten Befehl zu glauben, enthalte; wobey die Vernunft diese ihre Rechte vertheidigt: »nach dem Maaß ihrer Erkennt»niß und nach ungehinderter Prüfung der Glaubens»quellen und Glaubensgründe, zu glauben was sie

»will.« c) Dieser Widerstreit ist ein sehr wichtiger Gegenstand, und man muß ihn als eine Naturanstalt kennen lernen, um ihn richtig zu beurtheilen.

So wie in der physischen Natur ein Widerstreit einander entgegen gesetzter Kräfte befindlich, so herrscht auch in der moralischen Welt ein Antagonismus, welcher von einigen Moralphilosodhen als ein Conflict des bösen Princips mit dem guten vorgestellt wird. Ueberall und zu allen Zeiten war das Gute mit dem Bösen, die Vernunft mit dem Aberglauben, die Weisheit mit den verderblichen Leidenschaften im Widerstreit. Es war darum nicht anders möglich als daß auch Christus seine Widersacher gegen seine Person, Lehre und Leben um so mehr finden und gegen sie kämpfen mußte, als er mit so großer Weisheit und Stärke gegen das Böse auftrat. Hätte uns die Geschichte blos mit dem Leben und der Lehre Jesu bekannt gemacht, und uns die Geschichte seines Kampfes mit seinen Feinden verschwiegen, wir würden vielleicht für ohnmöglich halten, daß geschehen sey, was die Geschichtschreiber erzählen. Und was that, was lehrte Christus, der göttliche Erlöser von der Sünde, Tod und Teufel? Er that gutes, übte die Barmherzigkeit gegen alle so seiner Hülfe bedurften, und welchen er helfen konnte, aus. Er lehrte: daß Niemand Gott lieben könne, wer nicht seinen Nächsten liebt,

c) Die Vernunft verwirft das Glauben gar nicht, nur begehrt sie zu glauben was sie will, und nicht was ein anderer will. Unsre Erkenntniß geht vom Glauben zum Wissen über, so wie der Naturforscher zuerst und oft mit mathematischer Gewißheit ahndet, was die Erfahrung bestätigt.

daß Niemand Gott gefällig opfern könne, ohne sich vorher mit seinem Bruder versöhnt zu haben. Er befahl, das Gesetz Moses zu erfüllen, jedoch so, daß der Gottesdienst der Vernunft nicht widerspreche, und die Erfüllung des Ceremonialgesetzes Aberglauben werde. Eines solchen Lebens, solcher Lehren wegen kam nun der Gottmensch mit seinen Widersachern, und besonders dem Hohenpriester in einen Kampf, welcher ihm sein theures Leben kostete. Alles genau erwogen, so war der Gegenstand, worüber die Feinde Christi gegen ihn stritten, worüber sie mit ihm im Tempel disputirten, um ihn mit ihrem Witz und Scharfsinn zu berücken, worüber sie ihm Vorwürfe machten, und ihn endlich als einen Gotteslästerer kreuzigten, kein anderer als seine göttliche Vernunft. Christus sollte seinen Willen und seine Vernunft unter den Gehorsam des im Synedrio präsidirenden Hohenpriesters beugen, und ward gekreuzigt als er seiner Vernunft, dieser Stimme Gottes in unsrer Seele mehr gehorchte als den Menschen.

Nach Christi Tod loderte dessen Licht gleichsam als kleine Flämmchen in den ersten kleinen Gemeinden fort. Indessen waren zu jenen Zeiten in Asien, Griechenland und Rom nebst seinen Provinzen, wo sich die christlichen Gemeinden bilden konnten, alle Arten Schwärmereyen, Mystificationen, Geister- und Wunderglauben zu Haus. Man kann sagen, das ganze Menschengeschlecht (wenige Weisen ausgenommen) war in Aberglauben versunken. Daher dann die Menge närrischer philosophischer Secten, die Wundermänner, Magier, Chaldäer, Zauberer, Teufelsbeschwörer, Geisterbeschwörer, Geisterbanner u. dgl. m., welche theils als wirkliche Narren, den

Menschen, so sich in diese seltsame Erscheinungen nicht finden konnten, die Köpfe verrückten; theils als listige Betrüger (wie noch heut zu Tag) die Leichtgläubigen in Contribution setzten. Es war deshalb kein Wunder, daß die ersten Christengemeinden, als sie sich ausbreiteten, durch Wahn und Aberglauben an ihrer ursprünglichen Reinheit verlohren, und das Licht der Wahrheit sehr getrübt wurde. Die Gemeinden wurden bald nicht mehr nach den einfachen reinen Vorschriften Christi regiert, sondern nach den Grundsätzen des mosaischen Despotismus. Endlich fiel die Welt in eine Barbarey zurück, die finstere Zeiten traten ein, und die Christenheit wurde durch einen geistlichen Despotismus beherrscht, welcher mit seinen abscheulichen Folgen einzig in der Weltgeschichte ist. Von Christo war nur der Name noch übrig, seine Lehre und sein dadurch der Welt geoffenbarter hoher Geist war im Schlamm der Dummheit, des ärgsten Aberglaubens, der Schwärmerey und des Fanatismus begraben. Endlich aber wurde es doch allmählich wieder heller, bis endlich eine Revolution, nämlich die Reformation förmlich ausbrach, wodurch die Vernunft wieder Freyheit erhielt, und Vernunft zu haben für keine Sünde, und sie zu gebrauchen für kein Verbrechen mehr gehalten wurde. Die Geschichte Christi und seiner Kirche bis auf den heutigen Tag ist ein grosser und unwiderlegbarer Beweiß: daß der menschliche Geist und die Vernunft unbesiegbar sind, so tief er auch eine Zeitlang niedergedrückt werden kann, vor welchem Gedanken jeder Despot zittert. Darum fand man auch zu allen Zeiten, selbst in den finstern Jahrhunderten, unter der Laienschaft sowohl, als unter den Clerikern,

sogar unter den Mönchen vorzügliche selbstdenkende Männer, welche ihren Nacken dem Joch des blinden Glaubens entzogen und ihre Vernunft um Entscheidung fragten. Solche Männer fanden sich als Protestanten gegen die Widersacher der Vernunft, und des Bestrebens nach selbstzufindender Erkenntniß zu allen Zeiten, und so viele Opfer der Vernunft durch Schwerd, Feuer, Hunger und Bannstrahlen auch fielen, so blieb doch der nach Freyheit, Wissenschaft und Wahrheit dürstende Geist der Menschheit unbezwinglich. Der Protestantismus fing deshalb keinesweges mit Luthern, oder andern Reformatoren jener Zeiten an; er ist ein Kleinod, welches der Mensch sich nicht rauben läßt, sobald er weiß, daß er es hat, und fühlt was er besitzt. Darum gab es Protestanten noch ehe eine protestantische Kirche der katholischen gegen über entstanden war d) Durch die Reformation bildete sich äußerlich in zwey verschiedene Kirchen was vorher schon in der einen und allgemeinen getrennt war. Die Frage war nicht sowohl von Bildung eines neuen Religions-Systems als Luther auftrat, als von der Freyheit und dem Gebrauch der Vernunft. Dieses war es warum man Luthern anstaunte, und Kaiser Karl der 5te auf dem Reichstag zu Worms Anstand nahm, ihn ohne weiters als einen Rebellen gegen die Religion behandeln zu lassen. Luther, Calvin, Melanchton und Zwingli, würden vielleicht als neue Heilige canonisirt worden seyn, die heilige Mutterkirche

d) Wer den Geist des Protestantismus kennen lernen will, der lese das kleine Werkchen von Rosenmüller: Beantwortung der Frage: Warum nennen wir uns Protestanten?

würde vielleicht eine neue Einkindschaft für sie und die neue Gemeinden erfunden haben, wenn sie sich hätten entschließen können für die Wahrheit ihrer Lehren die Bestätigung des infallibelen Pabstes als eine unabläßige Bedingung zu erbitten. Aber dieses war nicht mehr möglich. Die Vernunft konnte sich nicht mehr in die alten fesselnden Verhältnisse zurückbegeben, so wie einer entwickelten Knospe nicht mehr möglich ist, in den frühern gebundenen Zustand zurückzukehren.

Ich habe mich wohl deutlich genug erklärt, was ich unter dem Protestantismo verstehe, nämlich: die Freyheit nach eigener Prüfung und Untersuchung der Erkenntnißquellen dasjenige (es sey Wissen oder Glauben) für Wahrheit anzunehmen, was die Vernunft über einen ihr vorgelegten Gegenstand entscheidet. Das Gegentheil des Protestantismus ist demnach der blinde Glaube und die sclavische Unterwerfung unter den Willen eines andern, der zu glauben befiehlt, welcher Befehlende daher alle Swärmereyen, Fictionen der regen Einbildungskraft, oft mühsam gesuchte Paralogismen lobenswürdig finden muß, wenn sie nur die Vernunft verhindern, sich ihres Rechts der eigenen freyen Prüfung zu bedienen, und die Laienschaft in dieser Hinsicht in einer Unmündigkeit erhalten. Herzlich leid ist es mir, daß ich diesen Gegner des Protestantismus Katholicismus nennen muß, indem so viele tausend ihrem Cultus treue Katholiken gefunden werden, welche in dem angegebenen Sinn Protestanten zu nennen sind. Allein was thut der Name zur Sache. Die aufgeklärten selbstdenkenden Männer von beiden Confessionen, der katholischen und protestantischen, stehen gar nicht in dem antagonisiren-

den Verhältniß gegen einander als ihre Kirchen. Diese (aufgeklärten Männer) haben Frieden unter einander, und wünschen nichts mehr als daß endlich alle ihre Glaubensverwandte in diesem Friedensbund der Vernunft vereinigt werden mögten, weil der Friede Gottes nicht eher erreicht werden kann, bis der Friede der Vernunft abgeschlossen werden ist. Da nun dieser Frieden in so viel tausend Köpfen und Herzen der Katholiken und Protestanten Raum und Aufnahme gefunden, — da zwischen diesen beiden, weil sie dem Frieden der Vernunft gehuldigt haben, keine Rede mehr von Religionswechsel, kein Streben einander zu bekehren, für diese oder jene Kirche zu gewinnen seyn kann, — da beide Theile einander hochschätzen und lieben, und die Confession des einen Theils die Liebe zu dem andern nicht mehr stört, — da der Geist der Vereinigung durch den Frieden der Vernunft sich schon so verstärkt und ausgebreitet hat, daß die drey großen Monarchen in der Christenheit, Franz, Alexander und Friederich Wilhelm ihn vor der ganzen Welt ausgesprochen haben; e) so ist es allerdings ein Erstaunen erregendes Problem: 1) wie man sich noch in der katholischen Kirche den unbedingten Glauben auf Menschenwort als einen Grundpfeiler der Religion vertheidigen? — wie man daselbst noch nöthig zu haben glaubt, Proselyten zu machen? — wie man auf die Vernunft als eine zum Ungehorsam gegen Gottes Befehl verführende

e) Ich hoffe, daß allen meinen Lesern jene herrliche Convention bekannt seyn wird, so diese 3 Monarchen am 26. September 1815 in Paris mit einander abgeschlossen haben.

Schlange schimpfen könne? — und dann 2) wie Protestanten, und zwar vorzüglich Gelehrte und aus andern gebildeten Ständen, sich vor dieser im Protestantismo verborgen seyn sollenden Schlange fürchten, in der katholischen Kirche einen Zufluchtsort dagegen zu finden glauben, und von da aus den Protestantismum als einen unruhigen, turbulenten, launigen, und dabey despotischen Geist, der durch sich selbst endlich zerstört werden würde, verschreien, ja sogar verlästern können? —

Man weiß in der That nicht recht, was man zu diesen Phänomenen sagen soll. Es scheint fast als ob es mit rechten Dingen nicht zuginge, und wirklich etwas Magie dabey im Spiel sey, weil alles gegen den sensum communem sich zuträgt. Allein diese Probleme sind sehr leicht aufzulösen. So lang ein geistlicher Regent in der Welt ist, der auf die ganze von Gott geschaffene Welt, auf alle Reiche auf der Oberfläche der Erde, alle Kronen der Fürsten Ansprüche macht, und dessen Reich darauf beruht, daß er die Menschen durch Meinungen nach seinem Willen lenkt, so lang wird es auch Propagandisten geben, weil dieser Regent eine Propaganda nicht entbehren kann. Diese Propagandisten können aber das Reich ihres Herrn nicht anders als dadurch befestigen und erweitern, daß sie die Vernunft der Menschen stören und schwächen, weil mit ihr auch die Freyheit des Geistes und Willens verlohren geht, welche so viel als möglich unterdrückt werden muß, indem der Mensch nur sagen darf, ich will nicht, und der Regent durch Meinungen hat, in dem Augenblick einen Unterthan verlohren, als dieser keiner mehr seyn will. — Was aber die Phänomene anbelangt, daß gelehrte und durch Erzie-

hung und Wissenschaft gebildete Protestanten der Vernunft entsagen, indem sie dieselbe beschimpfen und verkleinern, und eben deßwegen katholisch werden; so mögte wohl eher die Quadratur des Cirkels, als eine psychologische Erklärung von dieser Entsagung der Vernunft gefunden werden können, wenn Jemand darüber nachgrübeln wollte. Und doch ist das Phänomen selbst sehr leicht begreiflich zu machen. Es verhält sich mit der Entsagung der Vernunft eines auf sie schimpfenden Proselyten, wie mit der Verwandlung eines alten Lappens in einen lebendigen Vogel, womit die Taschenspieler noch zuweilen das Publikum unterhalten. Diese Verwandlung nach Naturgesetzen zu erklären, ist unmöglich, weil dieselbe gar nicht geschehen ist; und der Proselyt hat auch seiner gesunden Vernunft nicht entsagt, weil er keine mehr gehabt hat. Seine Entsagung war nichts anders als ein Act seines kranken Geistes, er mag nun seyn wer er will, oder sonst noch so glänzende einzelne Talente und Geistesfähigkeiten besitzen. — Hierüber nur noch Etwas weniges, denn das ganze Thema abzuhandeln, würde einen ziemlichen Octavband erfodern.

Die Vernunft ist das unerklärbare Vermögen unsers Geistes, wodurch die vielfache Thätigkeit desselben so in gehörigem Grad und Harmonie erhalten wird, als zu einer richtigen Erkenntniß und Handlungsweise erforderlich ist. Diese Eigenschaft ist gleichsam der Mittelpunkt unsers so mannigfaltigen Geistes-Vermögens, und ist hierbey, was bey einem Körper der von sich selbst ergebende Schwerpunkt ist, aus welchem sich ein harmonisches Gleichgewicht in die Masse verbreitet, und allda wieder concentrirt wird; daher auch jede Krankheit,

jede Schwäche, jede Störung einer oder der andern Eigenschaft unsrer Seele, oder Intelligenz auf die Vernunft, diesen Mittelpunkt, aus welchem der Geist mit Freyheit und nach selbst anerkannten Grundsätzen das Ganze in möglichst zweckmäßiger Vollkommenheit zu erhalten strebt, Einfluß hat. Man spricht daher von einer gestörten Vernunft, wenn der Mensch bey seinem Denken und Handeln gerade den verkehrten Weg einschlägt, wenn er gerade das, was unbegreiflich ist, begreifen will; so wie man Jemanden ebenfalls die Vernunft abspricht, wenn er zwar logisch richtig denkt, aber sich um die Wahrheit des Objects nicht bekümmert, sich mit Fictionen, Schwärmereyen u. dgl. abgiebt, am Seltsamen Belieben findet, und überall eine lockere Verbindung seiner Begriffe verräth. Beide Arten Geisteskranke sind auf den ersten Anblick kennbar. Beide, wie alle complette Narren, klagen auch nicht leicht über die Vernunft; denn der Eine wähnt alles begreifen, und das Unmögliche möglich machen zu können; der andere aber gefällt sich in seinen regellosen Launen und Einfällen so wohl, daß er endlich nichts lächerlicher findet als Vernunft zu begehren. Außer den completten Narren, welche ihren Krankheitszustand nicht mehr fühlen, giebt es mancherley Arten von Halbnarren, oder doch angesteckten Köpfen, so sich über ihren Zustand beschweren, und wann sie ihres Krankheitsgefühls nicht los werden können, am Ende, wann nichts helfen will, alle Schuld auf die Vernunft schieben, deren nicht mehr zureichende Zurechtweisungen sie endlich sogar lästig finden.

Es hat mit unserm Geist und seinen Eigenschaften, eben die Bewandniß wie mit unserm Körper und seinen

Theilen. So lang der Mechanismus unsers Körpers ohngehindert, ohne gewaltsamen Umtrieb der flüßigen Theile, ohne Stockung, Unregelmäßigkeit und Verlezzung vor sich geht; so erweckt der thierische Lebensproceß, (zumal bey einem kraftvollen Mann,) das schöne Gefühl, worauf der Werth beruht so wir auf unser Daseyn als lebende Creaturen setzen. So wie aber die Harmonie des Körpers gestört wird, Unregelmäßigkeiten, wohl gar Verletzungen eintreten, verändert sich das schöne Lebensgefühl in einen oft unausstehlichen Schmerz. Nicht anders fühlen wir die harmonischen Bewegungen unsrer Geisteskräfte, wenn die Einbildungskraft keine verwirrten Bilder und Ideen producirt, wenn das Innere vom Aeußern wohl geschieden erscheint: wann die Urtheilskraft die Beweggründe der Entscheidungen richtig zu wählen weiß, wann der Verstand das Einzelne im Allgemeinen wohl auffindet, und das Mannigfaltige unter eine Einheit gehörig zu bringen vermag, rc. mit einem ganz besondern Wohlgefallen; welches uns Zufriedenheit mit unsrer Erkenntniß, und zugleich Freude gewährt, wann wir bemerken, wie sich der vernünftige Mensch vermöge seiner Freyheit im Denken über den thierischen erhebt. Ist aber dagegen eine Eigenschaft der Seele gebrechlich, unregelmäßig, zu schwach, zu gigantisch, oder gar gestört: so entstehen Klagen; der Mensch kann sich nicht zurecht finden, wird von seiner Einbildungskraft beunruhigt, will begreifen, und weis nicht warum der Begriff nicht reifen will u. s. w. Durch die schmerzliche oder unangenehme Bewegungen der Seele erwächst eine Unzufriedenheit, worüber sich der Kranke beschwert, und sich davon zu befreyen bemüht, endlich

aber, wenn er dieses nicht vermag, die Vernunft als einen ungeschickten Arzt, dem kein zulängliches Heilmittel bewußt ist, beschimpft, und sich um andere Linderungsmittel umsieht; gleich einem körperlich Kranken, der dem erfahrnen Arzt kein Zutrauen mehr schenkt, und sich an Quacksalber und Marktschraier wendet. Bey Geisteskranken, welche ihr Krankheitsgefühl durch Klagen über die Unzulänglichkeit der Vernunft auslassen, ist nun eine oder die andere Eigenschaft der Seele ein leidender Theil derselben. Daher ist es gar wohl möglich, daß Jemand ein großer Litterator, Dichter, Metaphysiker, ja Mathematiker seyn kann, und sich doch über eine gewisse Störung seines Gemüths beklagt. Wann daher ein noch so großer Gelehrter, Dichter und Philosoph vom Protestantismo zum Catholicismum übergeht, und allda gegen die Vernunft, als das Grundprincip der Protestanten, sich ausläßt, wohl gar schimpft, und die Vernunft als eine Verführerin zum Naturalismum, als einen launigen Despoten verschreit: so ist nichts gewisser als daß dieses Genie an einer Geistesschwäche laborire, welche Infirmität ein schönes Werk der Dichtkunst oder eine philosophische Abhandlung eine zeitlang bedeckt hielt.

Es klingt freylich parador, daß große Dichter, deren Werke einen entschiedenen Werth haben, und wobey also die ordnende Vernunft nicht müßig bey dem Spiel der fruchtbaren Einbildungskraft gewesen, wie auch Philosophen so alles zu untersuchen und zu prüfen sich unterfangen, von einer solchen Geistesschwäche befallen werden können, daß sie zur Fahne des blinden Glaubens schwören, der Vernunft als einem unvermögenden Rath-

geber entsagen, und diese Entsagung auf eine heilige, (oder unheilige?) Weise durch einen Religionswechsel, durch den Uebergang vom Protestantismus zum Catholicismus bestätigen. — Ob es nun gleich nicht anders ist als wie die Erfahrung gelehrt hat, so ist diese Krankheit doch merkwürdig genug, um ihren Gang, und wie sie geleitet und benutzt wird, zu beobachten, damit man wisse, was man davon denken soll.

In dieser Welt haben sich von jeher Menschen gefunden, und werden sich finden, welche in das Lichtenbergische Bedlam für Meinungen und Erfindungen gehören, als da sind: 1) Egoisten aller Arten, welche ihre Ideen und Urtheile mit andern nicht vergleichen wollen, ihren Sensum privatum als den einzig wahren, besten, uud schönsten behaupten; 2) Sonderlinge, welche sich in Paradoxien gefallen, zu welchen Bedlamiten gewisse Naturphilosophen, welchen die Natur in lauter Potenzen erscheint, und Moralphilosophen, welche die Sünde als eine Centralanschauung des Christenthums definiren; 3) die Mystiker aller Arten; 4) die Geisterseher und Geistersüchtige; 5) Schwärmer aller Arten; 6) Seher in die Zukunft, Sympathienkrämer; 7) Metaphysiker, welche das Object der Erkenntniß erst durch den Begriff entstehen lassen, und die Grundbegriffe des Denkens zerlegen wollen, um Grundbegriffe der Grundbegriffe zu finden; 8) solche, welche eine schwache oder verdorbene Unterscheidungsgabe haben, und also das Symbol mit den Sachen, das Innere mit dem Aeußeren, die Begriffe mit den Gegenständen verwechseln, — und tausende solcher Candidaten des Lichtenbergischen Narrenhauses mehr. — Bey diesen Hospitaliten kann die Vernunft

dem Spiel der kranken Organe des Geistes nicht ruhig zusehen, es müssen krampfhafte Bewegungen in der Seele dieser Personen entstehen. Auch zeigt der Eigensinn derselben, ihre Heftigkeit, womit sie ihre Meinungen vertheidigen, ihr Zorn, oder Unmuth, wann sie nachzugeben gezwungen werden, daß sie ganz und gar nicht mit ihrem Zustand zufrieden sind, und Hülfe bedürfen. f) So lang indessen diese Valetudinarii sich nur mit profanen Dingen, z. B. Physik, mit Geistern als Objecte der Natur ohne Rücksicht auf Religion, mit dem Ich und Nicht Ich, mit Sympathien rc. beschäftigen, so lang dienet ihnen ihre Thorheit zur Unterhaltung, auch lassen sie die Ermahnungen der Vernunft auf ihrem Werth und Unwerth beruhen, ja sie berufen sich auf ihren Beyfall, wann es ihnen zuweilen gelingt, in ihren Wahn und Wahnsinn Methode und einiges System zu bringen: wann aber bey solchen Kranken der Wahn, der Aberglaube, ja oft der baare Unsinn sich in das innere Heiligthum der Vernunft wagt, wann er die Religion sich assimiliren will, dann muß freylich ein Gefühl entstehen, worüber sich der Kranke zu beschweren gedrungen fühlt. Er klagt alsdann die Vernunft an, daß sie sich unterfange den Geist im Besitz seiner wissen-

f) Die Menschen wollen nämlich weder am Körper, noch am Geist gern krank seyn und finden sich beleidigt, wenn Jemand ihre Schwächen und Gebrechen andern bemerklich macht. Daher dann die Geistesschwache keinen Widerspruch leiden können, ihre Meinungen heftig vertheidigen, und stets Recht behalten wollen, um dadurch ihre ihnen fühlbare Geistesgebrechen zu verbergen.

schaftlichen Schätze aus der Geister- und Körperwelt, aus dem Himmel, der Hölle, und dem dritten Ort zu beunruhigen; indem sie, (die Vernunft) doch nichts anders als ein unwissendes Ding sey, welches weiter nichts als einen baaren Atheismum und alles in Nichts auflösenden Naturalismum zu lehren verstünde.

Der Schöpfer hat uns Erdenbürger so gebildet, (und als ein allmächtiges und allvollkommenes Wesen muß er doch einen seinen unendlichen Vollkommenheiten angemessenen Zweck dabey gehabt haben,) daß wir außer seinem Daseyn gar Nichts von seinem Wesen wissen und begreifen können. Aus seinen Werken sollen wir an ihn glauben, und diese durch die Erfahrung erkennen lernen. Dabey hat er uns also gebildet, daß wir uns durch Geist und Herz überzeugen können, wozu er uns zum Daseyn berufen hat, und welche Pflichten wir als ein Gebot von ihm zu erfüllen haben. Er hat uns gleichsam in die Seele geschrieben, daß wir jetzt und künftig alles von seiner Weisheit und Güte zu hoffen haben, ohne uns jedoch von jenem Leben eine Anschauung zum Voraus zu bewilligen. Er hat ferner uns die Erkenntniß und Überzeugung verliehen, daß der denkende Geist frey seyn müsse, wenn der Mensch nicht wie das Thier die Gegenstände ohne deutliches Bewußtseyn bemerken und dem blinden Instinct unterworfen bleiben will. Diese Wahrheiten, als reine geistige Gegenstände sind nun das Eigenthum der Vernunft, wovon sie sich ohnmöglich freywillig trennen kann. Sie sind gleichsam eins mit ihrem Wesen. Und nun stelle ich Jeden, der nicht ganz seinen Verstand und seine Vernunft verlohren, zu erwägen anheim: welchem Kampf die Vernunft unterliegen müsse, wenn sie

von vorbeschriebenen Bedlamiten mißhandelt wird; wann statt des Vernunftglaubens an Gott ihr ein mystisches Ungeheuer aufgedrungen wird; wann statt moralischer Pflichterfüllung aus schuldigem Gehorsam gegen Gottes Befehle, Ceremonien und Gebetformeln als Zaubermittel gebraucht werden, um Gottes Willen von unserm Wahn abhängig zu machen; wann statt des kindlichen Vertrauens auf Gottes Verheißungen eines künftigen Lebens, Geister, Gespenster, und tolle Fantasien von einem neuen Jerusalem u. dgl. uns eine Gewißheit göttlicher Zusagen gewähren sollen; wann wir endlich statt unsere Thorheiten, Schwärmereyen, aberwitzigen Grübeleyen Grenzen zu setzen, die Vernunft ihrer Freyheit, ohne welche sie nicht mehr Vernunft ist, durch Unterdrückung derselben berauben wollen.

Wer Gefühl für die Menschheit hat, wenn der Mensch mehr als ein vorzügliches Thier ist, und dabey einsiehet, daß der Vorzug und Werth des Menschen auf seinem vernünftigen Geist beruhe, dem muß die lebhafte Vorstellung eines solchen Kampfes der Vernunft eben so fürchterlich erschüttern, als die Vorstellung des alles Bewußtseyn zernichtenden Todes. Letzteres ist irrige Fantasie, denn diese Vorstellung beruht auf dem Selbstbetrug, als ob wir in einen Zustand der sich bewußten Vernichtung versetzt werden könnten; ersteres aber wird leider zu oft durch die Erfahrung bestätigt. Aber auch hier beweißt es sich, daß bey noch so traurigen Regellosigkeiten gewisse Naturgesetze stets wieder eintreten, welche den Schaden so viel als möglich verbessern, wann ihr (der Natur) nur nicht fortdauernd so entgegen gearbeitet wird, daß sich endlich die reproductive Kraft der

Vernunft völlig erschöpft. Die genannten Bedlamiten, wann ihre Vernunft noch so sehr verletzt ist, und sie nur nicht völlig wahnsinnig und aberwitzig geworden sind, finden endlich, falls sie nur sich selbst überlassen bleiben, eine Zufriedenheit wieder, wann sie vorher noch so sehr über die Vernunft geklagt haben. Auch bey diesen Mißgeburten bewirkt die Natur ein System der Vollkommenheit so viel es die Deformität der Geister, oder Intelligenzen gestattet. Doch ist bey vielen dergleichen unförmlichen Seelen dieses nicht der Fall; ehe sie in sich selbst nach dem Maaß ihrer Erkenntniß und Geisteskräften zur Ruhe gebracht werden, zeigt man ihnen in der katholischen Kirche einen Hafen, in welchem sie sich aus den Wogen des Wahns und Aberglaubens retten könnten; und sie entsagen der Vernunft, welche sie für die Ursache der in ihren Köpfen entstandenen Verwirrung und tobenden Stürmen halten

Man sagt im Sprichwort: wo ein Aas ist da sammeln sich die Adler. So ist es auch bey diesen Geisteskranken der Fall. Die Propagandisten wissen solche auszukundschaften, und so viele sie ausfindig machen, um so viele Mitglieder vermehren sie die katholische Kirche. Viele Mühe mag bey solchen Bekehrungen nicht nöthig seyn. In einem zum Wahn geneigten und schon mit Wahnbegriffen erfüllten Gehirn ist und wird Alles, ja selbst die heiligste Vernunftwahrheit, (z. B. daß Gott das höchste Wesen sey) Wahn; wovon die Israeliten ein Beweis sind, welche den durch Mosen ihnen geoffenbarten Jehopha mit dem ägyptischen Kalb, selbst unter Anleitung des Priesters Aaron vertauscht haben. Die Propagandisten dürfen deshalb dem Mystiker, Schwärmer,

Geister- und Wundersüchtigen nur auf die sieben Sacramente, den imposanten Cultus, den Himmel voll Heiligen, die Wunder der Heiligen auf dieser Erde u. dgl. aufmerksam machen, und der Kranke hofft in dem Glauben an diese Gegenstände und Begebenheiten eine Bestätigung seines ihn beunruhigenden Wahns zu finden. Den Grübelköpfen wird Gelegenheit gegeben, heilige Geheimnisse zu enträthseln, wobey sie Principien in Anwendung bringen können, welche für Gegenstände der Erfahrung gar nicht geeignet sind, und also zu einem höhern Gebrauch als zur Erkenntniß der Naturbegebenheiten dem Menschen verliehen seyn müßten. Wer alles vergöttert oder verteufelt, welches auch eine Art Verrückung, eine Sucht nach Wunderbarkeiten verräth, findet Stoff genug sein krankes Talent zu üben; g) so wie der egoistische Dialectiker, durch den transcendentalen Begriff der Nothwendigkeit von der allein seligmachenden Kirche, und durch den categorischen Imperativ von der Infallibilität des Pabstes überzeugt werden kann.

Auf diese Weise werden nun die am Geist schwache und kranke Protestanten von den Propagandisten, sie mögen nun wirkliche Emissarien seyn, oder aus innerem Drang sich die Verbreitung ihres Glaubens und ihrer Kirche angelegen seyn lassen, in Katholiken verwandelt. Welche Köpfe den Protestanten weggefischt werden, ist aus dem bisher gesagten abzunehmen. Es sind weder die Gesunde, noch solche Kranke, bey welchen die Wun-

---

g) Ein Beweiß hiervon ist der bekannte Werner. Er schrieb die Weihe der Kraft, wodurch er Luthern vergöttern wollte, und ward bald darauf katholisch.

den ihres Gehirns vernarbt sind, und der verletzte Organismus des Geistes sich wieder zu einer systematischen Vollständigkeit, wann gleich noch so bizarr oder mangelhaft ausgebildet hat. Einem ausgebildeten Narren ist eben so schwer durch Verführung und listige Ueberredungen beyzukommen als einem Mann von völlig gesunder Vernunft, daher dann auch das Sprichwort: mit Narren ist Nichts anzufangen. Nur solche Schwache, und zum Theil Verrückte, welchen ihre Grillen, Schwärmereyen, bizarre Ansichten ꝛc. noch unbefriedigte Bedürfnisse für ihren Geist sind, sind einer religiösen Metamorphose fähig. Welchen Gewinn aber kann sich die katholische Kirche von solchen protestantischen Bedlamiten versprechen? was will und kann sie mit halbverrückten Menschen anfangen? Auf diese Individuen allein sind die Bemühungen der Propagandisten keinesweges auch berechnet. Es ist der Hierarchie nicht um Individuen zu thun, welche nach 30 bis 40 Jahren nicht mehr sind; sondern um Familien, welche sich vergrößern und Jahrhunderte fortdauern. Die Propaganda denkt deshalb weiter als auf ein Menschenalter hinaus, welches der Propagandist Odylo bey Theoduls Gastmal nicht hat heimlich behalten können, und wodurch er zugleich den Vortheil bekannt gemacht hat, so sich die katholische Kirche von dem Gewinn der Dummköpfe und Geisteskranken unter den Protestanten verspricht. h)

Ich überlasse nun dem geneigten Leser zu prüfen: in wie fern meine Meinung, daß die zur katholischen Kirche übergezogene Protestanten krank an der Seele seyen, und in das Lichtenbergische Bedlam gehören? oder

---

h) Seite 233 in Theoduls Gastmal bemerkt Odylo: daß die Indifferentisten (gerade das erbärmlichste Volk unter der Sonne) eher und leichter sich zu dem Katholicism wenden würden als die, so noch einem Religions-System anhangen. Darauf versetzte:

(Huldrich von Stetten.) Da werden Sie eine feine Acquisition machen.

(Odylo.) Kann seyn! wir gewinnen doch!

(Huldrich von Stetten.) Wie so?

(Odylo.) Wir gewinnen die ganze Nachkommenschaft.

nicht? Ich konnte mich aus verschiedenen Gründen nicht zurückhalten, mich bey der Herausgabe von Hofmaiers Briefen von des unglücklichen Hofraths von Maibach Religionswechsel und dessen Folgen, über diesen Gegenstand zu expectoriren. Vor das erste, ist mir jeder Religionswechsel, wann auch keine Verführung dabey Statt gefunden, wobey aber nicht bewiesen werden kann: daß die Stimme der Vernunft, und des für die Menschheit gefühlvollen Herzens solchen begehrt habe; i) stets verdächtig gewesen. Mir schien bey einem solchen freywilligen Religionstausch eine Art Wahlanziehung zum Grund zu liegen, welche, ohne die Vernunft, einen sehr bedenklichen Sensum privatum verräth. Der Rathmann Steblitzky und der bekannte Lord Gordon, welche beide Juden geworden, sind Beyspiele einer solchen Wahlanziehung zu einem fremden Cultus; so wie ich ebenfalls den Abfall des sonst so weisen Salomo zum Dienst des Moloch für eine Wahlanziehung, während einer momentanen Gemüthsstörung ansehe. — Zweytens: muß ich unumwunden bekennen, daß ich die Verführung zu einer Kirche, welche sich für die allein seligmachende ausgiebt, und deren Oberhaupt sich als Herr der Welt über alle Könige und Obrigkeiten, so doch nach der Bibel als von Gott berufen und angeordnet zu achten sind, erhebt; für ein der Menschheit zu gefährliches und der Vernunft zu nachtheiliges Unternehmen betrachte, als daß man zu wenig davon sprechen könnte. — Drittens glaube ich daß in dem 2ten Decennio des 19ten Jahrhunderts eine

i) Wann sich z. B. Jemand an einem Ort befinden sollte, wo man ihn drängen würde, die Menschlichkeit dem Cultus aufzuopfern. Wann man dem Vater durch irgend ein Mittel zwingen wollte, die Tochter, so zur Kirche der Mutter geführt worden, zu verstoßen, falls sie sich nicht zur Kirche des Vaters bekennen will; oder den Bräutigam aufzuhetzen sucht, die Braut, so jenem die größten Opfer gebracht, wieder zu verlassen, falls sie nicht auch ihr Gewissen durch Entsagung ihres Glaubens aufopfern will. Bey solchen Fällen wird die Vernunft nichts einzuwenden finden, wann ein solcher Vater, und Bräutigam dem Ruf der Natur mehr folgt als des unnatürlichen Menschen, und eben deßwegen zur Kirche der Tochter, oder Braut übergeht.

Zeit für Deutschland und die meisten europäischen Staaten erschienen sey, zu der kein Religionswechsel mehr unter den christlichen Confessionen, der römisch-katholischen, griechischen und protestantischen Statt finden sollte. k) Unter so vielen Wohlthaten, womit uns die Versehung begnadigte, ist auch die: daß nunmehr die drey genannte christliche Confessionen mit gleichem Recht frey und unabhängig von einander bestehen sollen; l) daß unsre Fürsten erklärt haben: nur der tugendhafte Mann, der treue Bürger gefalle ihnen, er mag sich nun zu dieser oder jener Confession bekennen. Wir können demnach auch hoffen, daß künftighin das bürgerliche Wohl keine Verführung mehr seyn werde, seiner einmal gewählten Kirche wieder zu entsagen.

Wenn die Confessionen auf diese Weise ihre unbeschränkte Freyheit neben einander behalten werden, wann das Unwesen der Proselytenmacherey aufhören wird, dann können wir mit Grund eine lang gewünschte Vereinigung erwarten. So discrepant die Lutheraner mit den Reformirten ehemals waren, so einig sind sie jetzt zusammen, und es bedarf nur, (was jetzt gar wohl möglich ist,) ein allgemeines protestantisches Lehrbuch der Religion in den Schulen, und daß der Lehrstuhl für erwachsene Christen dem lutherischen und reformirten Geistlichen offen stehe, und die nächste Generation wird keinen Unterschied unter Protestanten mehr kennen. Und wodurch ist der Verei-

---

k) Die römische Kirche trennte sich vor mehr als 1000 Jahren von der griechischen. Vor mehreren 100 Jahren entstand eine neue Trennung durch die Reformation. Jetzt sucht die Vernunft das Getrennte wieder zu verbinden, welches aber nicht durch Religionstausch, noch durch Proselytenmacherey geschehen darf.

l) In der Note e) angeführten Convention erklären die 3 großen Monarchen Franz, Alexander und Friedrich Wilhelm vor der ganzen Welt: „daß die christliche „Nation, wozu sie und ihre Völker gehören, in der „That keinen andern Souverän als denjenigen „habe, dem allein die Macht gebühret, da „sich in ihm alle Schätze der Liebe, der Wissenschaft „und der unendlichen Weisheit befinde, nämlich in „Gott, in unserm göttlichen Erlöser Jesus Christus, „dem Wort des Allerhöchsten, dem Wort des Lebens.“

nigungspunkt gefunden worden, als, — was den Propagandisten ein so großer Dorn im Auge ist, durch die Vernunft und die Freyheit selbst zu prüfen, und auf keine menschliche Autorität ohne Prüfung Etwas zu glauben. Freylich dürfte es noch eine lange Zeit bedürfen, um auch die Scheidewand zwischen der katholischen und protestantischen Kirche fallen zu machen. So lang es aber auch dauern mag, bis die Vernunft über den ihre Freyheit beschränkenden blinden Glauben siegen wird, so können wir Jetztlebende doch mit der Hoffnung unsre irdische Laufbahn vollenden, daß für unsre Enkel ein Tag erscheinen werde, an welchem die Christenheit den Triumph der Vernunft feyern wird, an welchem beiderseitige Gemeinden sich so vereinigt sehen werden, daß die Geisteskranke keine Gelegenheit mehr finden, durch Übertritt zu einem andern Cultus ihrem Wahn und Unsinn eine Bestimmung zu geben. Schon betrachtet der aufgeklärte Katholik mit dem vorurtheilfreyen Protestanten die Geschichte der christlichen Kirche als ein großes und wichtiges Werk der Zeit und einer theilt dem andern seine Wünsche für dessen Verbesserung und Veredelung als ein hohes Bedürfniß des von Gott mit Vernunft begabten Menschen mit. Hand in Hand gehet schon auf diese Weise ein solcher Katholik in den Geist des Protestanten, und ein solcher Protestant in den Geist des Katholiken über, ohne daß einer oder der andere sich den Vorwurf einer geheimen Apostasie machen könnte. — Und so muß es auch anfangen, wann es endlich mit einer allgemeinen, festen, nicht auf Toleranz gegründeten Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionspartheyen, zum Glück der Menschheit enden soll. — Soll der Mensch glücklich werden, sagte Wieland, so muß er denken; will er denken so muß er frey denken; will er frey denken, so muß er Vernunft haben; soll er sich der Vernunft erfreuen, so darf man ihn nicht hindern solche zu gebrauchen. — Darum also: Hülfe und Rettung der Vernunft vor ihren Feinden! — Wie dieses geschehen könne? davon zu einer andern Zeit. Hier will ich nur noch zum Beschluß den Arzt nennen, der uns äußerlich, (innerlich werden wir uns selbst heilen und gesund ma-

chen, diejenige, bey welchen kein Mittel mehr anschlägt, ausgenommen) die besten Mittel verordnen kann, um bey gesunder Vernunft zu bleiben, und dadurch als Menschen glücklich zu seyn. Es ist — der Kaiser, König, Fürst, oder wie das Oberhaupt eines Staats einen Namen haben mag. Wir begrüßen ein solches Oberhaupt mit dem apotheosirenden Wort Hoheit und Majestät. Jeder vernünftige Mensch wird fühlen, daß diese Namen nur dem gebühren können, welchen freye und vernünftige Geschöpfe als ihr Oberhaupt verehren: denn man kann sich keine größere Satyre denken, nichts lächerlicheres vorstellen, als einen Regenten, der über armselige Geschöpfe, so keine Vernunft besitzen, oder solche verlohren haben, oder gar ihr entsagt haben, und also über eine Race von Thiermenschen herrscht. Hoheit und Majestät anzudenken, Der Fürst ist der erste Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft, m) und also auch der erste Menschensohn. Als solcher ist er nicht allein Herr über den Staat, sondern auch Herr über den Sabbath. n) Darum gebührt ihm das Recht die Jesuiten aus seiner Hauptstadt und seinen Staaten zu verbannen, wie Alexander that; o) darum ist er befugt, wie Franz p) verordnete, keine pabstliche Bulle in seinen Staaten gelten und Kraft haben zu lassen, ehe und bevor er das königliche Placet! darauf gedruckt. — Darum — — doch claudite nunc rivos!

---

m) Die oberste Gewalt ist in allen Staaten eine moralische Einheit, sie mag nun von einem Monarchen, oder einem Senat ausgeübt werden. Deshalb vertritt ein Senat die Stelle eines Fürsten als erster Mensch im Staat.

n) Matthäi Cap. 12. V. 8.

o) Durch einen Ukas an den dirigirenden Senat, welcher in den meisten politischen Zeitungen mitgetheilt worden ist.

p) Durch eine Kaiserliche Verordnung vom 19. September 1814, welche sich auf mehrere ältere beziehet. Es ist übrigens bekannt, daß in mehreren Staaten die Fürsten auf gleiche Weise dieses ihr Recht behaupteten.

chen, diejenige, bey welchen kein Mittel mehr anschlägt, ausgenommen) die besten Mittel verordnen kann, um bey gesunder Vernunft zu bleiben, und dadurch als Menschen glücklich zu seyn. Es ist — der Kaiser, König, Fürst, oder wie das Oberhaupt eines Staats einen Namen haben mag. Wir begrüßen ein solches Oberhaupt mit dem apotheosirenden Wort Hoheit und Majestät. Jeder vernünftige Mensch wird fühlen, daß diese Namen nur dem gebühren können, welchen freye und vernünftige Geschöpfe als ihr Oberhaupt verehren: denn man kann sich keine größere Satyre denken, nichts lächerlicheres vorstellen, als einen Regenten, der über armselige Geschöpfe, so keine Vernunft besitzen, oder solche verlohren haben, oder gar ihr entsagt haben, und also über eine Race von Thiermenschen herrscht, Hoheit und Majestät anzudenken, Der Fürst ist der erste Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft, m) und also auch der erste Menschensohn. Als solcher ist er nicht allein Herr über den Staat, sondern auch Herr über den Sabbath. n) Darum gebührt ihm das Recht die Jesuiten aus seiner Hauptstadt und seinen Staaten zu verbannen, wie Alexander that; o) darum ist er befugt, wie Franz p) verordnete, keine pabstliche Bulle in seinen Staaten gelten und Kraft haben zu lassen, ehe und bevor er das königliche Placet! darauf gedruckt. — Darum — — doch claudite nunc rivos!

---

m) Die oberste Gewalt ist in allen Staaten eine moralische Einheit, sie mag nun von einem Monarchen, oder einem Senat ausgeübt werden. Deshalb vertritt ein Senat die Stelle eines Fürsten als erster Mensch im Staat.

n) Matthäi Cap. 12. V. 8.

o) Durch einen Ukas an den dirigirenden Senat, welcher in den meisten politischen Zeitungen mitgetheilt worden ist.

p) Durch eine Kaiserliche Verordnung vom 19. September 1814, welche sich auf mehrere ältere beziehet. Es ist übrigens bekannt, daß in mehreren Staaten die Fürsten auf gleiche Weise dieses ihr Recht behaupteten.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Maibach, ... von

Hat und behält der Mensch bey und nach einem Religionswechsel seine gesunde Vernunft? oder Geschichte d. ... schen Hofraths v. Maibach, welcher von d. protestant. zur kathol. Kirche übergieng ; zur Beherzigung für alle Zweifler

Berlin u.a. 1816

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Theol.syst.1206
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11119450-3